

NOVALIS

GESAMMELTE WERKE



Kogler von Pöhl

NOVALIS

GESAMMELTE WERKE

Mit einem Lebensbericht
herausgegeben
von
CARL SEELIG



BÜHL-VERLAG / HERRLIBERG-ZÜRICH

Schutzumschlag von Walter Kach

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1945 by Bühl-Verlag AG., Herrliberg-Zürich

Druck: Buchdruckerei Berichthaus Zürich

Printed in Switzerland

FÜNFTER BAND

Die Christenheit oder Europa

Kleine Prosastücke / Dichterische Keime

Reisejournal / Tagebücher / Briefe

Schilderungen von Zeitgenossen

Lebensbericht

Die Christenheit oder Europa

Als Novalis im November 1799 seine für die Zeitschrift „Athenäum“ bestimmte geschichtsphilosophische Studie, die als gedankenschwere Frucht während den Herbstwochen dieses dichterisch ergiebigen Jahres zur Reife gelangt war, dem literarischen Freundeskreis mit einigen „Geistlichen Liedern“ vorlas, schien sie namentlich wegen ihrer Verherrlichung des Jesuitenordens Bedenken zu erregen. Friedrich Schlegel schickte sie sofort an Schleiermacher weiter, dessen „Reden über die Religion“ die Entstehung dieses dithyrambischen Prosastücks mitbestimmt haben. Die Gründung einer theokratischen Verbrüderung auf Erden, wie sie Novalis beim Herrnhuter Hauspoeten Zinzendorf erschaut fand, mußte Schleiermacher nicht fremd sein. Doch scheint die katholisierende Tendenz den philosophischen Freund, für den das Papsttum in der katholischen Hierarchie eine eitrige Wunde bedeutete, gegen die Schrift eingenommen zu haben.

Da sich Schleiermacher gegen die Aufnahme ins „Athenäum“ aussprach, wurde als letzte Instanz Goethe angerufen, der „Die Christenheit oder Europa“ schließlich nach A. W. Schlegels Aussage „mit umständlicher und gründlicher Entwicklung“ ebenfalls ablehnte. Dem „alten Heiden“, wie die Romantiker den solcher Titulierung heiter zustimmenden Goethe nannten, begann ihre zunehmende Neigung zum sentimentalisierenden Katholizismus ohnehin unbequem zu werden. Während er eine Annäherung an den Protestantismus als „Tendenz aller derer, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen“, noch zu verstehen versuchte, spottete er einmal mit einem kräftigen Hieb auf Friedrich Schlegels katholischen Übercifer, er habe „den leidigen Teufel und seine Großmutter

mit allem ewigen Gestanksgefolge auf sehr geschickte Weise wieder in den Kreis der guten Gesellschaft eingeschwarzte“. An der „Christenheit oder Europa“ mußte dem machtvollen Erneuerer der Antike aber auch der Rückfall ins Mittelalter mißfallen. Novalis, der die ungünstige Stimmung gegenüber seiner visionären Studie, ahnte, die aus edler Sorge über die Zersplitterung der modernen Menschheit entstanden war und durch das Medium des geeinten Christentums ein geeintes Europa erstrebte, verlangte im Januar 1800 sein Manuskript mit der Begründung zurück, er wolle es mit einigen anderen öffentlichen Reden, die er im Sommer 1800 zu schreiben gedenke, gesondert drucken lassen. „Die Beredsamkeit muß auch gepflegt werden und der Stoff ist herrlich, z.B. Rede an Buonaparte, an die Fürsten, ans europäische Volk, für die Poesie, gegen die Moral, an das neue Jahrhundert.“ Um der Ablehnung etwas von ihrer Bitterkeit zu nehmen, hatte man ihm übrigens mitgeteilt, daß auch die Gegenschrift „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens“, die Schelling nach der Lektüre von „Die Christenheit oder Europa“ spontan verfaßt hatte, nicht erscheinen werde. Unter Streichung von zwei Absätzen ist der Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“ erst 1826 in die 4. Auflage der „Schriften“ von Novalis aufgenommen worden.

Der idealisierenden Schilderung des Mittelalters, die sich durch dieses farbige Prosastück zieht, begegnet man auch im Romanfragment „Heinrich von Ofterdingen“, für das Novalis damals eifrig Studien betrieb.

Es waren schöne glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte, ein großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegen-

sten Provinzen dieses weiten geistlichen Reichs. Ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte *ein* Oberhaupt die großen politischen Kräfte. Eine zahlreiche Zunft, zu der jedermann den Zutritt hatte, stand unmittelbar unter demselben und vollführte seine Winke und strebte mit Eifer, seine wohlthätige Macht zu befestigen. Jedes Glied dieser Gesellschaft wurde allenthalben geehrt, und wenn die gemeinen Leute Trost oder Hilfe, Schutz oder Rat bei ihm suchten und gerne dafür seine mannigfaltigen Bedürfnisse reichlich versorgten, so fand es auch bei den Mächtigeren Schutz, Ansehn und Gehör, und alle pflegten diese auserwählten, mit wunderbaren Kräften ausgerüsteten Männer wie Kinder des Himmels, deren Gegenwart und Zuneigung mannigfachen Segen verbreitete. Kindliches Zutrauen knüpfte die Menschen an ihre Verkündigungen. – Wie heiter konnte jedermann sein irdisches Tagewerk vollbringen, da ihm durch diese heiligen Menschen eine sichere Zukunft bereitet, und jeder Fehltritt durch sie vergeben, jede mißfarbige Stelle des Lebens durch sie ausgelöscht und geklärt wurde! Sie waren die erfahrenen Steuerleute auf dem großen unbekannten Meere, in deren Obhut man alle Stürme geringschätzen und zuversichtlich auf eine sichere Gelangung und Landung an der Küste der eigentlichen vaterländischen Welt rechnen durfte.

Die wildesten, gefräßigsten Neigungen mußten der Ehrfurcht und dem Gehorsam gegen ihre Worte weichen. Friede ging von ihnen aus. Sie predigten nichts als Liebe zu der heiligen, wunderschönen Frau der Christenheit, die, mit göttlichen Kräften versehen, jeden Gläubigen aus den schrecklichsten Gefahren zu retten bereit war. Sie erzählten von längst verstorbenen himmlischen Menschen, die durch An-

hänglichkeit und Treue an jene selige Mutter und ihr himmlisches, freundliches Kind die Versuchung der irdischen Welt bestanden, zu göttlichen Ehren gelangt und nun schützende, wohltätige Mächte ihrer lebenden Bruder, willige Helfer in der Not, Vertreter menschlicher Gebrechen und wirksame Freunde der Menschheit am himmlischen Throne geworden waren. Mit welcher Heiterkeit verließ man die schönen Versammlungen in den geheimnisvollen Kirchen, die mit ermunternden Bildern geschmückt, mit süßen Düften erfüllt und von heiliger erhebender Musik belebt waren! In ihnen wurden die geweihten Reste ehemaliger gottesfürchtiger Menschen dankbar in köstlichen Behältnissen aufbewahrt. Und an ihnen offenbarte sich die göttliche Güte und Allmacht, die mächtige Wohltätigkeit dieser glücklichen Frommen, durch herrliche Wunder und Zeichen. So bewahren liebende Seelen Locken oder Schriftzüge ihrer verstorbenen Geliebten und nähren die süße Glut damit bis an den wiedervereinigenden Tod. Man sammelte mit inniger Sorgfalt überall, was diesen geliebten Seelen angehört hatte, und jeder pries sich glücklich, der eine so tröstliche Reliquie erhalten oder nur berühren konnte. Hin und wieder schien sich die himmlische Gnade vorzüglich auf ein seltsames Bild oder einen Grabhügel niedergelassen zu haben. Dorthin strömten aus allen Gegenden Menschen mit schönen Gaben und brachten himmlische Gegengeschenke: Frieden der Seele und Gesundheit des Leibes zurück. Emsig suchte diese mächtige, friedensstiftende Gesellschaft alle Menschen dieses schönen Glaubens teilhaftig zu machen und sandte ihre Genossen in alle Weltteile, um überall das Evangelium des Lebens zu verkündigen und das Himmelreich zum einzigen Reiche auf dieser

Welt zu machen. Mit Recht widersetzte sich das weise Oberhaupt der Kirche frechen Ausbildungen menschlicher Anlagen auf Kosten des heiligen Sinns und unzeitigen gefährlichen Entdeckungen im Gebiete des Wissens. So wehrte er den kühnen Denkern, öffentlich zu behaupten, daß die Erde ein unbedeutender Wandelstern sei, denn er wußte wohl, daß die Menschen mit der Achtung für ihren Wohnsitz und ihr irdisches Vaterland auch die Achtung vor der himmlischen Heimat und ihrem Geschlecht verlieren und das eingeschränkte Wissen dem unendlichen Glauben vorziehen und sich gewöhnen würden, alles Große und Wunderwürdige zu verachten und als tote Gesetzwirkung zu betrachten. An seinem Hofe versammelten sich alle klugen und ehrwürdigen Menschen aus Europa. Alle Schätze flossen dahin, das zerstörte Jerusalem hatte sich gerächt, und Rom selbst war Jerusalem, die heilige Residenz der göttlichen Regierung auf Erden geworden. Fürsten legten ihre Streitigkeiten dem Vater der Christenheit vor, willig ihm ihre Kronen und ihre Herrlichkeit zu Füßen, ja, sie achteten es sich zum Ruhm, als Mitglieder dieser hohen Zunft den Abend ihres Lebens in göttlichen Betrachtungen zwischen einsamen Klostermauern zu beschließen. Wie wohlthätig, wie angemessen der innern Natur der Menschen diese Regierung, diese Einrichtung war, zeigte das gewaltige Emporstreben aller andern menschlichen Kräfte, die harmonische Entwicklung aller Anlagen, die ungeheure Höhe, die einzelne Menschen in allen Fächern der Wissenschaften des Lebens und der Künste erreichten, und der überall blühende Handelsverkehr mit geistigen und irdischen Waren in dem Umkreis von Europa und bis in das fernste Indien hinaus.

Das waren die schönen wesentlichen Züge der echtkatholischen oder echtchristlichen Zeiten. Noch war die Menschheit für dieses herrliche Reich nicht reif, nicht gebildet genug. Es war eine erste Liebe, die im Drucke des Geschäftslebens entschlummerte, deren Andenken durch eigennützige Sorgen verdrängt, und deren Band nachher als Trug und Wahn ausgeschrien und nach spätern Erfahrungen beurteilt auf immer von einem großen Teil der Europäer zerrissen wurde. Diese innere große Spaltung, die zerstörende Kriege begleiteten, war ein merkwürdiges Zeichen der Schädlichkeit der Kultur für den Sinn des Unsichtbaren, wenigstens einer temporellen Schädlichkeit der Kultur einer gewissen Stufe. Vernichtet kann jener unsterbliche Sinn nicht werden, aber getrübt, gelähmt, von andern Sinnen verdrängt. Eine längere Gemeinschaft der Menschen vermindert die Neigungen, den Glauben an ihr Geschlecht, und gewöhnt sie, ihr ganzes Dichten und Trachten den Mitteln des Wohlbefindens allein zuzuwenden, die Bedürfnisse und die Künste ihrer Befriedigung werden verwickelter, der habsüchtige Mensch hat so viel Zeit nötig, sich mit ihnen bekannt zu machen und Fertigkeiten in ihnen sich zu erwerben, daß keine Zeit zum stillen Sammeln des Gemüts, zur aufmerksamen Betrachtung der innern Welt übrigbleibt. — In Kollisionsfällen scheint ihm das gegenwärtige Interesse näher zu liegen, und so fällt die schöne Blüte seiner Jugend, Glauben und Liebe, ab und macht den derbern Früchten, Wissen und Haben, Platz. Man gedenkt des Frühlings im Spätherbst wie eines kindischen Traums und hofft mit kindischer Einfalt, die vollen Speicher sollen auf immer aushalten. Eine gewisse Einsamkeit scheint dem Gedeihen der höhern Sinne notwendig zu sein, und

daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menschen miteinander manchen heiligen Keim ersticken und die Götter, die den unruhigen Tumult zerstreuer Gesellschaften und die Verhandlungen kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verscheuchen. Überdem haben wir ja mit Zeiten und Perioden zu tun, und ist diesen eine Oszillation, ein Wechsel entgegengesetzter Bewegungen nicht wesentlich? und ist diesen eine beschränkte Dauer nicht eigentümlich, ein Wachstum und ein Abnehmen nicht ihre Natur? aber auch eine Auferstehung, eine Verjüngung, in neuer, tüchtiger Gestalt, nicht auch von ihnen mit Gewißheit zu erwarten? Fortschreitende, immer mehr sich vergrößernde Evolutionen sind der Stoff der Geschichte. – Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuch erreichen oder bei einem abermaligen; vergänglich ist nichts, was die Geschichte ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reicheren Gestalten erneut wieder hervor. Einmal war doch das Christentum mit voller Macht und Herrlichkeit erschienen, bis zu einer neuen Welt-Inspiration herrschte seine Ruine, sein Buchstabe mit immer zunehmender Ohnmacht und Verspottung. Unendliche Trägheit lag schwer auf der sicher gewordenen Zunft der Geistlichkeit. Sie war stehengeblieben im Gefühl ihres Ansehns und ihrer Bequemlichkeit, während die Laien ihr unter den Händen Erfahrung und Gelehrsamkeit entwandt und mächtige Schritte auf dem Wege der Bildung vorausgetan hatten. In der Vergessenheit ihres eigentlichen Amts, die Ersten unter den Menschen an Geist, Einsicht und Bildung zu sein, waren ihnen die niedrigen Begierden zu Kopf gewachsen, und die Gemeinheit und Niedrigkeit ihrer Denkungsart wurde durch ihre Kleidung und

ihren Beruf noch widerlicher. So fielen Achtung und Zutrauen, die Stützen dieses und jenes Reichs, allmählich weg, und damit war jene Zunft vernichtet und die eigentliche Herrschaft Roms hatte lange vor der gewaltsamen Insurrektion stillschweigend aufgehört. Nur kluge, also auch nur zeitliche Maßregeln hielten den Leichnam der Verfassung noch zusammen und bewahrten ihn vor zu schleuniger Auflösung, wohin denn z. B. die Abschaffung der Priesterehe vorzüglich gehörte. Eine Maßregel, die analog angewandt auch dem ähnlichen Soldatenstand eine fürchterliche Konsistenz verleihen und sein Leben noch lange fristen könnte. Was war natürlicher, als daß endlich ein feuerfangender Kopf öffentlichen Aufstand gegen den despotischen Buchstaben der ehemaligen Verfassung predigte, und mit um so größerem Glück, da er selbst Zunftgenosse war.

Mit Recht nannten sich die Insurgenten Protestanten, denn sie protestierten feierlich gegen jede Anmaßung einer unbequemen und unrechtmäßig scheinenden Gewalt über das Gewissen. Sie nahmen ihr stillschweigend abgegebenes Recht auf Religionsuntersuchung, -bestimmung und -wahl als vakant wieder einstweilen an sich zurück. Sie stellten auch eine Menge richtiger Grundsätze auf, führten eine Menge loblicher Dinge ein und schafften eine Menge verderblicher Satzungen ab; aber sie vergaßen das notwendige Resultat ihres Prozesses, trennten das Untrennbare, teilten die unteilbare Kirche und rissen sich frevelnd aus dem allgemeinen christlichen Verein, durch welchen und in welchem allein die echte, dauernde Wiedergeburt möglich war. Der Zustand religiöser Anarchie darf nur vorübergehend sein, denn der notwendige Grund, eine Zahl Menschen lediglich diesem hohen Berufe zu widmen und diese

Zahl Menschen unabhängig von der irdischen Gewalt in Rücksicht dieser Angelegenheiten zu machen, bleibt in fortdauernder Wirksamkeit und Gültigkeit. Die Errichtung der Konsistorien und die Beibehaltung einer Art Geistlichkeit half diesem Bedürfnisse nicht ab und war kein zureichender Ersatz. Unglücklicherweise hatten sich die Fürsten in diese Spaltung gemischt, und viele benutzten diese Streitigkeiten zur Befestigung und Erweiterung ihrer landesherrlichen Gewalt und Einkünfte. Sie waren froh, jenes hohen Einflusses überhoben zu sein, und nahmen die neuen Konsistorien nun unter ihre landesväterliche Beschützung und Leitung. Sie waren eifrigst besorgt, die gänzliche Vereinigung der protestantischen Kirchen zu hindern, und so wurde die Religion irreligiöserweise in Staatsgrenzen eingeschlossen und damit der Grund zur allmählichen Untergrabung des religiösen kosmopolitischen Interesses gelegt. So verlor die Religion ihren großen politischen friedestiftenden Einfluß, ihre eigentümliche Rolle des vereinigenden, individualisierenden Prinzips, der Christenheit. Der Religionsfriede ward nach ganz fehlerhaften und religionswidrigen Grundsätzen abgeschlossen, und durch die Fortsetzung des sogenannten Protestantismus etwas durchaus Widersprechendes – eine Revolutionsregierung permanent erklärt.

Indes liegt dem Protestantismus bei weitem nicht bloß jener reine Begriff zu Grunde, sondern Luther behandelte das Christentum überhaupt willkürlich, verkannte seinen Geist und führte einen andern Buchstaben und eine andere Religion ein, nämlich die heilige Allgemeingültigkeit der Bibel, und damit wurde leider eine andere höchst fremde irdische Wissenschaft in die Religionsangelegenheit gemischt – die Philologie –, deren auszehrender Einfluß von

da an unverkennbar wird. Er wurde selbst aus dunkelm Gefühl dieses Fehlgriffs bei einem großen Teil der Protestanten zum Rang eines Evangelisten erhoben und seine Übersetzung kanonisiert.

Dem religiösen Sinn war diese Wahl höchst verderblich, da nichts seine Irritabilität so vernichtet wie der Buchstabe. Im ehemaligen Zustande hatte dieser bei dem großen Umfange, der Geschmeidigkeit und dem reichhaltigen Stoff des katholischen Glaubens, sowie der Esoterisierung der Bibel und der heiligen Gewalt der Konzilien und des geistlichen Oberhauptes nie so schädlich werden können; jetzt aber wurden diese Gegenmittel vernichtet, die absolute Popularität der Bibel behauptet, und nun drückte der dürftige Inhalt, der rohe, abstrakte Entwurf der Religion in diesen Büchern desto merklicher und erschwerte dem heiligen Geiste die freie Belebung, Eindringung und Offenbarung unendlich.

Daher zeigt uns auch die Geschichte des Protestantismus keine herrlichen großen Erscheinungen des Überirdischen mehr, nur sein Anfang glänzt durch ein vorübergehendes Feuer des Himmels, bald nachher ist schon die Vertrocknung des heiligen Sinns bemerklich; das Weltliche hat die Oberhand gewonnen, der Kunstsinn leidet sympathetisch mit, nur selten, daß hie und da ein gediegener, ewiger Lebensfunke hervorspringt und eine kleine Gemeinde sich assimiliert. Er verlischt und die Gemeinde fließt wieder auseinander und schwimmt mit dem Strome fort. So Zinzendorf, Jakob Böhme und mehrere. Die Moderatisten behalten die Oberhand, und die Zeit nähert sich einer gänzlichen Atonie der höhern Organe, der Periode des praktischen Unglaubens. Mit der Reformation war's um die Christenheit getan. Von nun an war keine mehr vorhanden. Katho-

liken und Protestanten oder Reformierte standen in sektierischer Abgeschnittenheit weiter von einander als von Mohammedanern und Heiden. Die übriggebliebenen katholischen Staaten vegetierten fort, nicht ohne den schädlichen Einfluß der benachbarten protestantischen Staaten unmerklich zu fühlen. Die neuere Politik entstand erst in diesem Zeitpunkt, und einzelne mächtige Staaten suchten den vakanten Universalstuhl, in einen Thron verwandelt, in Besitz zu nehmen.

Den meisten Fürsten schien es eine Erniedrigung, sich nach einem ohnmächtigen Geistlichen zu genießen. – Sie fühlten zum erstenmal das Gewicht ihrer körperlichen Kraft auf Erden, sahen die himmlischen Mächte untätig bei Verletzung ihrer Repräsentanten und suchten nun allgemach ohne Aufsehn vor den noch eifrig päpstlich gesinnten Untertanen das lästige römische Joch abzuwerfen und sich unabhängig auf Erden zu machen. – Ihr unruhiges Gewissen beruhigten kluge Seelsorger, die nichts dabei verloren, daß ihre geistlichen Kinder die Disposition über das Kirchenvermögen sich anmaßten.

Zum Glück für die alte Verfassung tat sich jetzt ein neu entstandener Orden hervor, auf welchen der sterbende Geist der Hierarchie seine letzten Gaben ausgegossen zu haben schien, der mit neuer Kraft das Alte zurüstete und mit wunderbarer Einsicht und Beharrlichkeit, klüger als je vorher geschehen, sich des päpstlichen Reichs und seiner mächtigern Regeneration annahm. Noch war keine solche Gesellschaft in der Weltgeschichte anzutreffen gewesen. Mit größerer Sicherheit des Erfolgs hatte selbst der alte römische Senat nicht Pläne zur Welteroberung entworfen. Mit größerem Verstand war an die Ausführung einer größeren Idee noch nicht gedacht wor-

den. Ewig wird diese Gesellschaft ein Muster aller Gesellschaften sein, die eine organische Sehnsucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen, aber auch ewig ein Beweis, daß die unbewachte Zeit allein die klügsten Unternehmungen vereitelt und der natürliche Wachstum des ganzen Geschlechts unaufhaltsam den künstlichen Wachstum eines Teils unterdrückt. Alles einzelne für sich hat ein eigenes Maß von Fähigkeit, nur die Kapazität des Geschlechts ist unermesslich. Alle Pläne müssen fehlschlagen, die nicht auf alle Anlagen des Geschlechts vollständig angelegte Pläne sind. Noch merkwürdiger wird diese Gesellschaft als Mutter der sogenannten geheimen Gesellschaften, eines jetzt noch unreifen, aber gewiß wichtigen geschichtlichen Keims. Einen gefährlichen Nebenbuhler konnte der neue Lutheranismus, nicht Protestantismus, gewiß nicht erhalten. Alle Zauber des katholischen Glaubens wurden unter seiner Hand noch kräftiger, die Schätze der Wissenschaften flossen in seine Zelle zurück. Was in Europa verloren war, suchten sie in den andern Weltteilen, in dem fernsten Abend und Morgen, vielfach wieder zu gewinnen und die apostolische Würde und Beruf sich zuzueignen und geltend zu machen. Auch sie blieben in den Bemühungen nach Popularität nicht zurück und wußten wohl, wie viel Luther seinen demagogischen Künsten, seinem Studium des gemeinen Volks zu verdanken gehabt hatte. Überall legten sie Schulen an, drangen in die Beichtstühle, bestiegen die Katheder und beschäftigten die Pressen, wurden Dichter und Weltweise, Minister und Märtyrer, und blieben in der ungeheuren Ausdehnung von Amerika über Europa nach China in dem wunderbarsten Einverständnis der Tat und der Lehre. Aus ihren Schulen rekrutierten sie mit weiser

Auswahl ihren Orden. Gegen die Lutheraner predigten sie mit zerstörendem Eifer und suchten die grausamste Vertilgung dieser Ketzer, als eigentlicher Genossen des Teufels, zur dringendsten Pflicht der katholischen Christenheit zu machen. Ihnen allein hatten die katholischen Staaten und insonderheit der päpstliche Stuhl ihr langes Überleben der Reformation zu danken gehabt, und wer weiß, wie alt die Welt noch aussehen würde, wenn nicht schwache Obere, Eifersucht der Fürsten und anderer geistlicher Orden, Hofintrigen und andere sonderbare Umstände ihren kühnen Lauf unterbrochen und mit ihnen diese letzte Schutzwehr der katholischen Verfassung beinah vernichtet hätten. Jetzt schläft er, dieser furchtbare Orden, in armseliger Gestalt an den Grenzen von Europa, vielleicht daß er von daher sich, wie das Volk, das ihn beschützt, mit neuer Gewalt einst über seine alte Heimat vielleicht unter anderm Namen, verbreitet.

Die Reformation war ein Zeichen der Zeit gewesen. Sie war für ganz Europa bedeutend, wenn sie gleich nur im wahrhaft freien Deutschland öffentlich ausgebrochen war. Die guten Köpfe aller Nationen waren heimlich mündig geworden und lehnten sich im täuschenden Gefühl ihres Berufs desto dreister gegen verjährten Zwang auf. Aus Instinkt ist der Gelehrte Feind der Geistlichkeit nach alter Verfassung; der gelehrte und der geistliche Stand müssen Vertilgungskriege führen, wenn sie getrennt sind; denn *sie* streiten um *eine* Stelle. Diese Trennung tat sich immer mehr hervor, und die Gelehrten gewannen desto mehr Feld, je mehr sich die Geschichte der europäischen Menschheit dem Zeitraum der triumphierenden Gelehrsamkeit näherte und Wissen und Glauben in eine entschiedenere Opposition tra-

ten. Im Glauben suchte man den Grund der allgemeinen Stockung, und durch das durchdringende Wissen hoffte man sie zu heben. Überall litt der heilige Sinn unter den mannigfachen Verfolgungen seiner bisherigen Art, seiner zeitigen Personalität. Das Resultat der modernen Denkungsart nannte man Philosophie und rechnete alles dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich also jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Personalhaß gegen den katholischen Glauben ging allmählich in Haß gegen die Bibel, gegen den christlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr – der Religionshaß dehnte sich sehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenstände des Enthusiasmus aus, verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Zukunft und Vorzeit, setzte den Menschen in der Reihe der Naturwesen mit Not obenan und machte die unendliche schöpferische Musik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben und auf ihm schwimmend, eine Mühle an sich, ohne Baumeister und Müller, und eigentlich ein echtes Perpetuum mobile, eine sich selbst mahlende Mühle sei.

Ein Enthusiasmus ward großmütig dem armen Menschengeschlechte übriggelassen und als Prüfstein der höchsten Bildung jedem Aktionär derselben unentbehrlich gemacht: der Enthusiasmus für diese herrliche, großartige Philosophie und insbesondere für ihre Priester und ihre Mystagogen. Frankreich war so glücklich, der Schoß und der Sitz dieses neuen Glaubens zu werden, der aus lauter Wissen zusammengeklebt war. So verschrien die Poesie in dieser neuen Kirche war, so gab es doch einige Poeten darunter, die des Effekts wegen noch des alten Schmucks und des alten Lichtes sich bedienten, aber

dabei in Gefahr kamen, das neue Weltsystem mit altem Feuer zu entzünden. Klügere Mitglieder wußten jedoch die schon warm gewordenen Zuhörer sogleich wieder mit kaltem Wasser zu begießen. Die Mitglieder waren rastlos beschäftigt, die Natur, den Erdboden, die menschliche Seele und die Wissenschaften von der Poesie zu säubern, – jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menschen durch Sarkasmen zu verleiden und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden. Das Licht war wegen seines mathematischen Gehorsams und seiner Frechheit ihr Liebling geworden. Sie freuten sich, daß es sich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben gespielt hätte, und so benannten sie nach ihm ihr großes Geschäft – Aufklärung. In Deutschland betrieb man dieses Geschäft gründlicher, man reformierte das Erziehungswesen, man suchte der alten Religion einen neuern, vernünftign, gemeinern Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnisvolle sorgfältig von ihr abwusch; alle Gelehrsamkeit ward aufgeboten, um die Zuflucht zur Geschichte abzuschneiden, indem man die Geschichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familiengemälde zu veredeln sich bemühte. – Gott wurde zum müßigen Zuschauer des großen ruhrenden Schauspiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feierlich bewirten und bewundern sollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt und zu jenem gebildeten Enthusiasmus erzogen, und so entstand eine neue europäische Zunft: die Philanthropen und Aufklärer. Schade, daß die Natur so wunderbar und unbegreiflich, so poetisch und unendlich blieb, allen Bemühungen sie zu modernisieren zum Trotz! Duckte sich je irgend-

wo ein alter Aberglaube an eine höhere Welt und sonst auf, so wurde gleich von allen Seiten Lärm geblasen, und womöglich der gefährliche Funke durch Philosophie und Witz in der Asche erstickt; dennoch war Toleranz das Losungswort der Gebildeten, und besonders in Frankreich gleichbedeutend mit Philosophie. Höchst merkwürdig ist diese Geschichte des modernen Unglaubens und der Schlüssel zu allen ungeheuren Phänomenen der neuern Zeit. Erst in diesem Jahrhundert und besonders in seiner letzten Hälfte beginnt sie und wächst in kurzer Zeit zu einer unübersehbaren Größe und Mannigfaltigkeit; eine zweite Reformation, eine umfassendere und eigentümlichere, war unvermeidlich und mußte das Land zuerst treffen, das am meisten modernisiert war und am längsten aus Mangel an Freiheit in asthenischem Zustande gelegen hatte. Längst hätte sich das überirdische Feuer Luft gemacht und die klugen Aufklärungspläne vereitelt, wenn nicht weltlicher Druck und Einfluß denselben zustatten gekommen wären. In dem Augenblick aber, wo ein Zwiespalt unter den Gelehrten und Regierungen, unter den Feinden der Religion und ihrer ganzen Genossenschaft entstand, mußte sie wieder als drittes tonangebendes vermittelndes Glied hervortreten, und diesen Hervortritt muß nun jeder Freund derselben anerkennen und verkündigen, wenn er noch nicht merklich genug sein sollte. Daß die Zeit der Auferstehung gekommen ist, und grade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu sein schienen und ihren Untergang zu vollenden drohten, die günstigsten Zeichen ihrer Regeneration geworden sind, dieses kann einem historischen Gemüte gar nicht zweifelhaft bleiben. Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernich-

tung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor. Wie von selbst steigt der Mensch gen Himmel auf, wenn ihn nichts mehr bindet, die höhern Organe treten von selbst aus der allgemeinen gleichförmigen Mischung und vollständigen Auflösung aller menschlichen Anlagen und Kräfte als der Urkern der irdischen Gestaltung zuerst heraus. Der Geist Gottes schwebt über den Wassern, und ein himmlisches Eiland wird als Wohnstätte der neuen Menschen, als Stromgebiet des ewigen Lebens zuerst sichtbar über den zurückströmenden Wogen.

Ruhig und unbefangen betrachte der echte Beobachter die neuen staatsumwälzenden Zeiten. Kommt ihm der Staatsumwälzer nicht wie Sisypheus vor? Jetzt hat er die Spitze des Gleichgewichts erreicht, und schon rollt die mächtige Last auf der andern Seite wieder herunter. Sie wird nie oben bleiben, wenn nicht eine Anziehung gegen den Himmel sie auf der Höhe schwebend erhält. Alle eure Stützen sind zu schwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält. Aber knüpft ihn durch eine höhere Sehnsucht an die Höhen des Himmels, gebt ihm eine Beziehung aufs Weltall, dann habt ihr eine nie ermüdende Feder in ihm und werdet eure Bemühungen reichlich belohnt sehn! An die Geschichte verweise ich euch, forscht in ihrem belehrenden Zusammenhang nach ähnlichen Zeitpunkten und lernt den Zauberstab der Analogie gebrauchen.

Soll die Revolution die französische bleiben, wie die Reformation die lutherische war? Soll der Protestantismus abermals widernatürlicherweise als revolutionäre Regierung fixiert werden? Sollen Buchstaben Buchstaben Platz machen? Sucht ihr den Keim des Verderbens auch in der alten Einrichtung,

dem alten Geiste? und glaubt euch auf eine bessere Einrichtung, einen bessern Geist zu verstehn! O, daß der Geist der Geister euch erfüllte, und ihr abließe von diesem törichtem Bestreben, die Geschichte und die Menschheit zu modeln und eure Richtung ihr zu geben! Ist sie nicht selbständig, nicht eigenmächtig, so gut wie unendlich liebenswert und weis-sagend? Sie zu studieren, ihr nachzugehen, von ihr zu lernen, mit ihr gleichen Schritt zu halten, glaubig ihren Verheißungen und Winken zu folgen -- daran denkt keiner.

In Frankreich hat man viel für die Religion getan, indem man ihr das Bürgerrecht genommen und ihr bloß das Recht der Hausgenossenschaft gelassen hat, und zwar nicht in *einer* Person, sondern in allen ihren unzähligen individuellen Gestalten. Als eine fremde unscheinbare Weise muß sie erst die Herzen wieder gewinnen und schon überall geliebt sein, ehe sie wieder öffentlich angebetet und in weltliche Dinge zur freundschaftlichen Beratung und Stimmung der Gemuter gemischt wird. Historisch merkwürdig bleibt der Versuch jener großen eisernen Maske, die unter dem Namen Robespierre in der Religion den Mittelpunkt und die Kraft der Republik suchte; auch der Kaltsinn, womit die Theophilanthropie, dieser Mystizismus der neuern Aufklärung, aufgenommen worden ist; auch die neuen Eroberungen der Jesuiten; auch die Näherung ans Morgenland durch die neuern politischen Verhältnisse.

Von den übrigen europäischen Ländern, außer Deutschland, läßt sich nur prophezeien, daß mit dem *Frieden* ein neues höheres religiöses Leben in ihnen zu pulsieren beginnen und bald alles andere weltliche Interesse verschlingen wird. In Deutschland hingegen kann man schon mit voller Gewißheit die

Spuren einer neuen Welt aufzeigen. Deutschland geht einen langsamen, aber sichern Gang vor den übrigen europäischen Ländern voraus. Während diese durch Krieg, Spekulation und Parteigeist beschäftigt sind, bildet sich der Deutsche mit allem Fleiß zum Genossen einer höhern Epoche der Kultur, und dieser Vorschrift muß ihm ein großes Übergewicht über die andern im Laufe der Zeit geben. In Wissenschaften und Künsten wird man eine gewaltige Gärung gewahr. Unendlich viel Geist wird entwickelt. Aus neuen, frischen Fundgruben wird gefördert. Nie waren die Wissenschaften in besseren Händen und erregten wenigstens größere Erwartungen; die verschiedensten Seiten der Gegenstände werden ausgespürt, nichts wird ungerüttelt, unbeurteilt, undurchsucht gelassen. Alles wird bearbeitet; die Schriftsteller werden eigentümlicher und gewaltiger, jedes alte Denkmal der Geschichte, jede Kunst, jede Wissenschaft findet Freunde und wird mit neuer Liebe umarmt und fruchtbar gemacht. Eine Vielseitigkeit ohnegleichen, eine wunderbare Tiefe, eine glänzende Politur, vielumfassende Kenntnisse und eine reiche kräftige Phantasie findet man hie und da, und oft kühn gepaart. Eine gewaltige Ahndung der schöpferischen Willkür, der Grenzenlosigkeit, der unendlichen Mannigfaltigkeit, der heiligen Eigentümlichkeit und der Allfähigkeit der innern Menschheit scheint überall rege zu werden. Aus dem Morgentraum der unbehilflichen Kindheit erwacht, übt ein Teil des Geschlechts seine ersten Kräfte an Schlangen, die seine Wiege umschlingen und den Gebrauch seiner Gliedmaßen ihm benchmen wollen. Noch sind alles nur Andeutungen, unzusammenhängend und roh, aber sie verraten dem historischen Auge eine universelle Individualität, eine

neue Geschichte, eine neue Menschheit, die süßeste Umarmung einer jungen überraschten Kirche und eines liebenden Gottes und das innige Empfängnis eines neuen Messias in ihren tausend Gliedern zugleich. Wer fühlt sich nicht mit süßer Scham guter Hoffnung? Das Neugeborne wird das Abbild seines Vaters, eine neue goldne Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine prophetische, wundertätige und wundenheilende, trostende und ewiges Leben entzündende Zeit sein – eine große Versöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein echter Genius unter den Menschen einheimisch, nur geglaubt, nicht gesehen werden, und unter zahllosen Gestalten den Gläubigen sichtbar, als Brot und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geatmet, als Wort und Gesang vernommen und mit himmlischer Wollust als Tod unter den höchsten Schmerzen der Liebe in das Innre des verbrauchenden Leibes aufgenommen wird.

Jetzt stehn wir hoch genug, um auch jenen oberwachten vorhergegangenen Zeiten freundlich zuzulächeln und auch in jenen wunderlichen Torheiten merkwürdige Kristallisationen des historischen Stoffs zu erkennen. Dankbar wollen wir jenen Gelehrten und Philosophen die Hände drücken; denn dieser Wahn mußte zum Besten der Nachkommen erschöpft und die wissenschaftliche Ansicht der Dinge geltend gemacht werden. Reizender und farbiger steht die Poesie wie ein geschmücktes Indien dem kalten, toten Spitzbergen jenes Stubenverständes gegenüber. Damit Indien in der Mitte des Erdballs so warm und herrlich sei, muß ein kaltes starres Meer, tote Klippen, Nebel statt des gestirnvollen Himmels und eine lange Nacht die beiden Enden unwirtbar machen. Die tiefe Bedeutung der Mechanik lag schwer auf diesen Anachoreten in den Wü-

sten des Verstandes; das Reizende der ersten Einsicht überwältigte sie, das Alte rächte sich an ihnen, sie opferten dem ersten Selbstbewußtsein das Heiligste und Schönste der Welt mit wunderbarer Verleugnung und waren die *Ersten*, die wieder die Heiligkeit der Natur, die Unendlichkeit der Kunst, die Notwendigkeit des Wissens, die Achtung des Weltlichen und die Allgegenwart des wahrhaft Geschichtlichen durch die That anerkannten und verkündigten und einer höhern, allgemeineren und furchtbarern Gespensterherrschaft, als sie selbst glaubten, ein Ende machten.

Erst durch genauere Kenntniss der Religion wird man jene furchterlichen Erzeugnisse eines Religionschlags, jene Träume und Deliria des heiligen Organs besser beurteilen und dann erst die Wichtigkeit jenes Geschenks recht einsehn lernen. Wo keine Götter sind, walten Gespenster, und die eigentliche Entstehungszeit der europäischen Gespenster, die auch ihre Gestalt ziemlich vollständig erklärt, ist die Periode des Ubergangs der griechischen Götterlehre in das Christentum. Also kommt auch, ihr Philanthropen und Enzyklopädisten, in die friedensstiftende Loge und empfängt den Bruderkuß, streift das graue Netz ab und schaut mit junger Liebe die Wunderherrlichkeit der Natur, der Geschichte und der Menschheit an. Zu einem Bruder will ich euch führen, der soll mit euch reden, daß euch die Herzen aufgehn und ihr eure abgestorbene, geliebte Ahndung mit neuem Leibe bekleidet, wieder umfaßt und erkennt, was euch vorschwebte und was der schwerfällige irdische Verstand freilich euch nicht haschen konnte.

Dieser Bruder ist der Herzschatz der neuen Zeit, wer ihn gefühlt hat, zweifelt nicht mehr an ihrem Kommen und tritt mit süßem Stolz auf seine Zeit-

genossenschaft auch aus dem Haufen hervor zu der neuen Schar der Jünger. Er hat einen neuen Schleier für die Heilige gemacht, der ihren himmlischen Gliederbau anschnügend verrät und doch sie züchtiger als ein andrer verhüllt. Der Schleier ist für die Jungfrau, was der Geist für den Leib ist, ihr unentbehrliches Organ, dessen Falten die Buchstaben ihrer süßen Verkündigung sind; das unendliche Faltenspiel ist eine Chiffrenmusik, denn die Sprache ist der Jungfrau zu hölzern und zu frech, nur zum Gesang öffnen sich ihre Lippen. Mir ist er nichts als der feierliche Ruf zu einer neuen Urversammlung, der gewaltige Flügelschlag eines vorüberziehenden englischen Herolds. Es sind die ersten Wehen, setze sich jeder in Bereitschaft zur Geburt!

Das Höchste in der Physik ist jetzt vorhanden, und wir können nun leichter die wissenschaftliche Zunft übersehn. Die Hilfsbedürftigkeit der äußern Wissenschaften ward in der letzten Zeit immer sichtbarer, je bekannter wir mit ihnen wurden. Die Natur fing an, immer dürftiger auszusehn, und wir sahen deutlicher, gewöhnt an den Glanz unserer Entdeckungen, daß es nur ein geborgtes Licht war, und daß wir mit den bekannten Werkzeugen und den bekannten Methoden nicht das Wesentliche, das Gesuchte finden und konstruieren würden. Jeder Forscher mußte sich gestehn, daß eine Wissenschaft nichts ohne die andere sei, und so entstanden Mystifikationsversuche der Wissenschaften, und das wunderliche Wesen der Philosophie flog jetzt als rein dargestelltes wissenschaftliches Element zu einer symmetrischen Grundfigur der Wissenschaften an. Andere brachten die konkreten Wissenschaften in neue Verhältnisse, beförderten einen lebhaften Verkehr derselben untereinander und suchten ihre naturhistorische Klassifi-

kation aufs reine zu bringen. So währt es fort, und es ist leicht zu ermessen, wie günstig dieser Umgang mit der äußern und innern Welt, der höhern Bildung des Verstandes, der Kenntniss der erstern und der Erregung und Kultur der letztern sein muß, und wie unter diesen Umständen die Witterung sich klären und der alte Himmel und mit ihm die Sehnsucht nach ihm, die lebendige Astronomie, wieder zum Vorschein kommen muß.

Nun wollen wir uns zu dem politischen Schauspiel unsrer Zeit wenden. Alte und neue Welt sind in Kampf begriffen, die Mangelhaftigkeit und Bedürftigkeit der bisherigen Staatseinrichtungen sind in furchtbaren Phänomenen offenbar geworden. Wie, wenn auch hier wie in den Wissenschaften eine nähere und mannigfaltigere Konnexion und Berührung der europäischen Staaten zunächst der historische Zweck des Krieges wäre, wenn eine neue Regung des bisher schlummernden Europas ins Spiel käme, wenn Europa wieder erwachen wollte, wenn ein Staat der Staaten, eine politische Wissenschaftslehre uns bevorstände? Sollte etwa die Hierarchie, diese symmetrische Grundfigur der Staaten, das Prinzip des Staatenvereins als intellektuale Anschauung des politischen Ichs sein? Es ist unmöglich, daß weltliche Kräfte sich selbst ins Gleichgewicht setzen, ein drittes Element, das weltlich und überirdisch zugleich ist, kann allein diese Aufgabe lösen. Unter den streitenden Mächten kann kein Friede geschlossen werden, aller Friede ist nur Illusion, nur Waffenstillstand; auf dem Standpunkt der Kabinette, des gemeinen Bewußtseins ist keine Vereinigung denkbar. Beide Teile haben große, notwendige Ansprüche und müssen sie machen, getrieben vom Geiste der Welt und der Menschheit. Beide sind unverfügbare

Mächte der Menschenbrust: hier die Andacht zum Altertum, die Anhänglichkeit an die geschichtliche Verfassung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten glorreichen Staatsfamilie und Freude des Gehorsams; dort das entzückende Gefühl der Freiheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreise, die Lust am Neuen und Jungen, die zwanglose Berührung mit allen Staatsgenossen, der Stolz auf menschliche Allgemeingültigkeit, die Freude am persönlichen Recht und am Eigentum des Ganzen und das kraftvolle Bürgergefühl. Keine hoffe die andre zu vernichten, alle Eroberungen wollen hier nichts sagen, denn die innerste Hauptstadt jedes Reichs liegt nicht hinter Erdwällen und läßt sich nicht erstürmen.

Wer weiß, ob des Kriegs genug ist, aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geistliche Macht darreichen kann. Es wird so lange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren furchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise herumtreibt, und, von heiliger Musik getroffen und besänftigt, zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Werke des Friedens vornehmen, und ein großes Liebesmahl als Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Tränen gefeiert wird. Nur die Religion kann Europa wieder aufwecken und die Völker sichern und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes, friedensstiftendes Amt installieren.

Haben die Nationen alles vom Menschen – nur nicht sein Herz? – sein heiliges Organ? Werden sie nicht Freunde, wie diese, an den Särgen ihrer Lieben, vergessen sie nicht alles Feindliche, wenn das göttliche Mitleid zu ihnen spricht und *ein* Unglück, *ein*

Jammer, *ein* Gefühl ihre Augen mit Tränen füllte? Ergreift sie nicht Aufopferung und Hingebung mit Allgewalt, und sehnen sie sich nicht, Freunde und Bundesgenossen zu sein?

Wo ist jener alte, liebe, alleinseligmachende Glaube an die Regierung Gottes auf Erden, wo ist jenes himmlische Zutrauen der Menschen zueinander, jene süße Andacht bei den Ergießungen eines gottbegeisterten Gemüts, jener allesumarmende Geist der Christenheit?

Das Christentum ist dreifacher Gestalt. Eine ist das Zeugungselement der Religion, als Freude an aller Religion. Eine das Mittlertum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brot des ewigen Lebens zu sein. Eine der Glauben an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt, welche ihr wollt; wählt alle drei, es ist gleichviel, ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlich glücklichen Gemeinde.

Angewandtes, lebendiggewordnes Christentum war der alte katholische Glaube, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilbarkeit, seine Freude an Armut, Gehorsam und Treue machen ihn als echte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung.

Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger unteilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christentums wird er ewig diesen Erdboden beglücken.

Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet, das alte Papsttum liegt im Grabe, und Rom ist zum zweitenmal eine Ruine geworden. Soll der Protestantis-

mus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaften Kirche Platz machen?

Die andern Weltteile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. Sollte es nicht in Europa bald eine Menge wahrhaft heiliger Gemüter wieder geben, sollten nicht alle wahrhafte Religionsverwandte voll Sehnsucht werden, den Himmel auf Erden zu erblicken, und gern zusammentreten und heilige Chöre anstimmen?

Die Christenheit muß wieder lebendig und wirksam werden und sich wieder eine sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgrenzen bilden, die alle nach dem Überirdischen durstige Seelen in ihren Schoß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.

Sie muß das alte Füllhorn des Segens wieder über die Völker ausgießen. Aus dem heiligen Schoße eines ehrwürdigen europäischen Konziliums wird die Christenheit aufstehn, und das Geschäft der Religionserweckung nach einem allumfassenden, göttlichen Plane betrieben werden. Keiner wird dann mehr protestieren gegen christlichen und weltlichen Zwang, denn das Wesen der Kirche wird echte Freiheit sein, und alle nötigen Reformen werden unter der Leitung derselben als friedliche und förmliche Staatsprozesse betrieben werden.

Wann und wann eher? Darnach ist nicht zu fragen. Nur Geduld, sie wird, sie muß kommen, die heilige Zeit des ewigen Friedens, wo das neue Jerusalem die Hauptstadt der Welt sein wird; und bis dahin seid heiter und mutig in den Gefahren der Zeit, Genossen meines Glaubens, verkündigt mit Wort und Tat das göttliche Evangelium und bleibt dem wahrhaften, unendlichen Glauben treu bis in den Tod.

Kleine Prosastücke

Die Entstehungszeit dieser kleinen Prosaversuche läßt sich nicht mit Bestimmtheit datieren. Sie fällt mit Ausnahme des später geschriebenen „Monologes“ und der „Dialoge“ zur Hauptsache in die Studentenjahre, in denen Novalis noch stark von literarischen Vorbildern wie Herder, Lessing, Hagedorn und Lafontaine abhängig war.

VON DER BEGEISTERUNG

Der erste Wind, das erste Lüftchen, das dem Ohre des Wilden hörbar durch den Gipfel der Eiche sauste, brachte gewiß demselben in seinem jungen, unausgebildeten, allen äußerlichen Eindrücken noch offenen Busen eine Bewegung, einen Gedanken von dem Dasein eines mächtigen Wesens hervor, der sehr nahe an die Begeisterung grenzte und wo ihm nichts als Worte fehlten, um sein volles, überfließendes Gefühl durch sie ausströmen und es gleichsam den leblosen Gegenständen um ihn mitempfinden zu lassen, da er jetzt ohne Sprache gewiß unwillkürlich auf die Knie sank und durch seine stumme Bewegung verriet, daß Gefühle an Gefühle in seinem Herzen sich drängten. Wie sich allmählich die Sprache auszubilden anfang und nicht mehr bloß in Naturtönen stammelte, sondern mit vollem Strome der Jugendfülle des menschlichen Geschlechts dahibrauste und jeder Ton, jede Stimme derselben fast Empfindung und durch abstrakte Begriffe und Erfahrung noch nicht ausgebildet und verfeinert war, da entstand zuerst die Dichtkunst, die Tochter des

edelsten Ungestüms, der erhabensten und stärksten Empfindungen und Leidenschaften, die sich zwar nachher wie ein Chamäleon nach den Organisationen der verschiedenen Erdstriche, Zeiten und Charaktere umgebildet, aber in ihrer Urbedeutung, zu ihrer größten Stärke, Zauberei und Wirkung auf die Gemüther, ihrer Mutter, der hohen Begeisterung, immer nötig hat. Alles dies aber, was ich hier gesagt habe, gilt nur hauptsächlich von dem Morgenlande, dem eigentlichen Vaterlande der Menschheit, Sprache, Dichtkunst und daher auch der Begeisterung, von woher eigentlich wie vom Urstamme sich alles in die übrigen Erdgegenden und Zonen nur fortgepflanzt hat und eingepfropft worden ist. Das ganze Klima desselben war für die Kindheit des menschlichen Geschlechts und der Künste und Wissenschaften wie seine Gegenden ganz vorzüglich geschickt; die Menschen und Künste erhielten hier die Kraft, die sie in den kältesten Wüsten und Regionen noch immer nach vielen Jahrhunderten erhält und sie feste Wurzeln fassen läßt: die schönen Gegenden, die Wärme und Heiterkeit des selten bewölkten Himmels bildeten sie, nährten sie, und Fruchtbarkeit des Bodens ließ ihnen Ruhe, sich allmählich auszubilden und zu reifen, das ihnen in einem weniger milden Boden durch die Einflüsse des Klimas, stumpfere Organisation und ängstliche Mühe und Suchen nach Lebensunterhalt und nach den notwendigsten Bedürfnissen wäre verwehrt worden. Hier entstand dann jenes göttliche Feuer — — —

SKIZZE EINER PHILOSOPHIE DER GESCHICHTE DER MENSCHHEIT

Philosophie der Menschheit war von jeher eine Lieblingsbeschäftigung denkender Köpfe, und ich wußte auch in der That nichts Herzerhebenderes, nichts, was so herrliche Ideen in uns erweckt als die Geschichte, wenn sie im ganzen in einem gewissen Zusammenhange betrachtet wird. Man fühlt sich so über die Atmosphäre der Erde erhoben und tut gleichsam einen Blick in das große heilige Buch der Natur, in den erhabenen Glanz der Weltregierung Gottes, daß einem so wohl, so frei im Busen wird und die irdischen Gebrechen, die Auswüchse der Menschheit ganz verschwinden oder wenigstens eine sehr unmerkliche Erinnerung zurücklassen und eine gewisse Geringschätzung sterblicher Hoheit und Größe in uns entsteht, die Zenos gepriesenes System nicht so rein, nicht so lebendig erweisen konnte. Welch herrliches, reiches Gemalde voll Leben und Handlung ist nicht die ganze Erd- und Menschengeschichte, wenn man sie von Adam bis jetzt mit philosophischem Geiste und Scharfsinn überschauet! Hier sanftes Kolorit, voll Morgenröte und lieblicher Dämmerung, dort Dunkel und Schatten und doch die Gegenstände voll Größe und Erhabenheit, dort volles Leben, Gewühl von Tätigkeit und Anstrengungsfleiß; hier blenden die herrlichsten, jugendlichsten Farben; volles Licht breitet Klarheit und Helle aus – doch was will ich weiter meine Allegorie fortsetzen, die für die philosophischen Leser, für den Mann, für den Jüngling voller Empfindung überflüssig und für gewöhnliche Leser ganz vergebens und unverständlich ist! Ich will lieber gleich anfangen, mit meinen Lesern das Tableau der Menschen-

geschichte nach meiner Empfindung etwas weitläufiger zu durchforschen. Freilich, meine Schilderung und mein Gefühl, meine glühende Empfindung und Phantasie werden himmelweit unterschieden sein, aber vielleicht wird mancher, der mit mir in etwas sympathisiert, in meiner schwachen Nachahmung meiner Ideen und Gefühle oft sich selbst finden, seine tiefste Empfindung.

Sanft und groß ist der *Vorzeit* Gang: ein heiliger Schleier deckt sie für den Ungeweihten; aber dessen Seele das Schicksal aus dem sanften Rieseln des Quell erschuf, sieht sie in göttlicher Schöne mit dem magischen Spiegel.

FRANZ VON SICKINGEN

Einer der berühmtesten Männer zu den Zeiten der Reformation, der Luther mächtig unterstützte und vom Kaiser gefürchtet wurde, war Franz von Sickingen. Mut, Standhaftigkeit, die unüberwindlich sich immer bewies, und Treue und wahre echte Deutsches zeichnete ihn unter allen andern damals berühmten Männern aus, wenn ich seinen Freund Ulrich von Hutten und den wackeren Berlichingen ausnehme; lange hatte er sich den Vorurteilen der damaligen Zeit, dem immer mehr zunehmenden Despotismus der kaiserlichen Gewalt widersetzt, lange als der deutschen Freiheit einzige Stütze gestanden, doch je mehr sich Jahre auf seinen Scheitel häuften, wuchsen seine Feinde desto mehr, so daß sie ihn zuletzt auf seinem Schloß Landstein belagerten und den armen unglücklichen Greis immer mehr in die Enge trieben. Er wehrte sich mit seinem gewöhnlichen Hel-

denmut und würde ohne jedes für unsere entnervten Jahrhunderte erfundene Gewehr vielleicht sie auch dieses Mal zurückgeschlagen haben, aber eine Stückkugel traf den Helden, als er auf der Mauer umherging, um seine Knechte zu ermuntern. Man brachte ihn ins Schloß, die Kugel hatte ihm die Hüfte zersplittert; heiter, als wollte er zu einem Tournoi gehen, ließ er sich verbinden, lächelte bei den folterndsten Schmerzen und befahl, daß einer seiner Knechte hinaus zu den Feinden gehen solle und ihnen sagen: es stünde ihnen frei, ins Schloß herein zu kommen, denn ihr Feind Franz von Sickingen würde in wenig Stunden sterben. Indes schrieb er an die sämtlichen deutschen Fürsten ohngefähr so: — — —

FABELN

Die Schnecken

Einst gingen zwei Jünglinge spazieren und fanden im Fahrweg einige Schnecken, die sie, besorgt, daß sie von einem Fahrwagen zerdrückt werden möchten, in den Busch dabei warfen. „Ihr Mutwilligen“, riefen die Schnecken, „warum stört ihr uns aus unsrer friedlichen Ruhe und werft uns so mutwillig hierher?“

Menschenbrüder, mit wem hadert ihr, wenn euch ein kleines Ungemach geschieht? Mit einem Weltweisen? O! ihr Kurzsichtigen!

Das verworfene Geschenk

Jupiter wandelte in einem Walde und alle Bäume schüttelten ihm ihre Früchte vor die Füße und er

segnete sie. Da warf auch der Giftbaum seine schöne Frucht dem Jupiter hin. „Nein! ich mag dein Geschenk nicht“, sagte Jupiter und segnete den Baum nicht.

Fürsten, belohnt nicht das Genie, das seine Gaben zur Verderbnis der Sitten verwendet!

Der Philosoph

„Lehre meinem Kanarienvogel“, sprach ein Tyrann zu einem Philosophen, „den Homer, daß er ihn auswendig hersagen kann, oder geh aus dem Lande; unternimmst du es, und es gelingt nicht, so mußt du sterben.“ – „Ich will es ihm lehren“, sprach der Weise, „aber ich muß zehn Jahre Zeit haben.“ – „Warum warst du so töricht“, fragten ihn hernach seine Freunde, „und unternahmst etwas Unmögliches?“ Lächelnd antwortete er: „In zehn Jahren bin ich oder der Tyrann oder der Vogel gestorben.“

Das Pferd

Ein Wolf sagte zu einem Pferde: „Warum bleibst du denn dem Menschen so treu, der dich doch sehr plagt, und suchst nicht lieber die Freiheit?“ – „Wer würde mich wohl in der Wildnis gegen dich und deinesgleichen verteidigen“, antwortete das philosophische Pferd, „wer mich pflegen, wenn ich krank wäre, wo fänd ich solches gutes, nahrhaftes Futter, wo einen warmen Stall? Ich lasse dir gern für das alles, das mir meine Sklaverei verschafft, deine Chimäre von Freiheit. Und selbst die Arbeit, die ich habe, ist sie Unglück?“

Der Bär

„Wohin, Gevatter Bär?“ sprach ein Wolf zu einem wandernden Bären. – „Ich suche eine andere Wohnung“, antwortete er. – „Du hattest ja aber eine schöne, geräumige Hohle, warum verläßt du sie?“ – „Der Löwe machte Ansprüche an dieselbe und ging an den Senat der Tiere.“ – „Da brauchtest du dich nicht zu fürchten, du hattest ja eine gerechte Sache.“ – „Gegen Könige ist jede Sache ungerecht, Gevatter Wolf.“

MONOLOG ÜBER DIE SPRACHE

Es ist eigentlich um das Sprechen und Schreiben eine närrische Sache; das rechte Gespräch ist ein bloßes Wortspiel. Der lächerliche Irrtum ist nur zu bewundern, daß die Leute meinen, sie sprächen um der Dinge willen. Gerade das Eigentümliche der Sprache, daß sie sich bloß um sich selbst bekümmert, weiß keiner. Darum ist sie ein so wunderbares und fruchtbares Geheimnis, indem, wenn einer bloß spricht, um zu sprechen, er gerade die herrlichsten, originellsten Wahrheiten ausspricht. Will er aber von etwas Bestimmtem sprechen, so läßt ihn die launige Sprache das lächerlichste und verkehrteste Zeug sagen. Daraus entsteht auch der Haß, den so manche ernsthafte Leute gegen die Sprache haben. Sie merken ihren Mutwillen, merken aber nicht, daß das verächtliche Schwatzen die unendlich ernsthafte Seite der Sprache ist. Wenn man den Leuten nur begreiflich machen könnte, daß es mit der Sprache wie mit den mathematischen Formeln sei! Sie machen eine Welt für sich aus – sie spielen nur mit sich selbst,

drücken nichts als ihre wunderbare Natur aus, und eben darum sind sie so ausdrucksvoll – eben darum spiegelt sich in ihnen das seltsame Verhältnisspiel der Dinge. Nur durch ihre Freiheit sind sie Glieder der Natur, und nur in ihren freien Bewegungen äußert sich die Weltseele und macht sie zu einem zarten Maßstab und Grundriß der Dinge. So ist es auch mit der Sprache: wer ein feines Gefühl ihrer Applikatur, ihres Takts, ihres musikalischen Geistes hat, wer in sich das zarte Wirken ihrer innern Natur vernimmt und danach seine Zunge oder seine Hand bewegt, der wird ein Prophet sein, dagegen wer es wohl weiß, aber nicht Ohr und Sinn genug für sie hat, Wahrheiten wie diese zu schreiben, aber von der Sprache selbst zum besten gehalten und von den Menschen, wie Cassandra von den Trojanern, verspottet werden wird. Wenn ich damit das Wesen und Amt der Poesie auf das deutlichste angegeben zu haben glaube, so weiß ich doch, daß es kein Mensch verstehn kann, und ich ganz was Albernes gesagt habe, weil ich es habe sagen wollen, und so keine Poesie zustande kommt. Wie, wenn ich aber reden müßte, und dieser Sprachtrieb zu sprechen das Kennzeichen der Eingebung der Sprache, der Wirksamkeit der Sprache in mir wäre, und mein Wille nur auch alles wollte, was ich müßte, so könnte dies ja am Ende ohne mein Wissen und Glauben Poesie sein und ein Geheimnis der Sprache verständlich machen? Und so wär ich ein berufener Schriftsteller, denn ein Schriftsteller ist wohl nur ein Sprachbegeisterter?

DIALOGUE

I.

A. Der neue Meßkatalog?

B. Noch naß von der Presse.

A. Welche Last Buchstaben – welche ungeheure Abgabe von der Zeit!

B. Du scheinst zu den Omaristen zu gehören – wenn es erlaubt ist, euch nach dem Konsequentesten unter euch zu benennen.

A. Du willst doch nicht den Lobredner dieser Bücherseuche machen?

B. Warum den Lobredner? – Aber ich freue mich im Ernst über die jährliche Zunahme dieses Handlungsartikels, bei dem die Exportation nur Ehre, aber die Importation baren Gewinn bringt. Es sind doch bei uns mehr wahre, gediegene Gedanken in Umlauf als bei unsren Nachbarn zusammengenommen. Die Entdeckung dieser mächtigen Minen in Deutschland, die mehr als Potosi und Brasilien sind, und die wahrhaftig eine größere Revolution machen und machen werden als die Entdeckung von Amerika, fällt in die Mitte dieses Jahrhunderts. Wie haben wir nicht seitdem schon an wissenschaftlicher Gewinnung, Aufbereitung und glänzender und nutzbarer Bearbeitung zugenommen! Wir holen jetzt überall die rohen Erze oder die schönen Formen zusammen – schmelzen jene um und wissen diese nachzuahmen und zu übertreffen.

Und du willst, daß wir alles zuschütten und zu der rohen Armut unsrer Väter zurückkehren sollen! Ist es nicht wenigstens eine Veranlassung zur Tätigkeit, und ist nicht jede Tätigkeit lobenswert?

A. So läßt sich nichts dagegen einwenden, aber

nun laß uns doch die große Kunst und das edle Metall näher beleuchten!

B. Die Argumente gegen das Ganze aus der Gebrechlichkeit und den Mängeln des einzelnen laß ich nicht gelten. So etwas will im ganzen angesehen sein.

A. Ein Ganzes aus elenden Gliedern ist selbst ein elendes, oder vielmehr gar kein Ganzes. Ja, wenn es ein *planmäßiger Fortschritt* wäre! Wenn jedes Buch irgendwo eine Lücke ausfüllte – und so jede Messe gleichsam ein systematisches Glied in der Bildungskette wäre! So wäre eine jede Messe eine notwendige Periode, und so entstünde aus zweckmäßigen Fortschritten endlich ein vollendeter Weg zur idealischen Bildung. – Ein solcher systematischer Katalog: wie viel kleiner an Volumen und wie viel größer an Gewicht!

B. Es geht dir und vielen wie den Juden. Sie hoffen ewig auf den Messias, und dieser ist schon längst da. Glaubst du denn, daß das Menschenschicksal oder, wenn du willst, die Natur der Menschheit erst nötig hat, unsre Hörsäle zu frequentieren, um zu erfahren, was ein System ist? Mir scheint es, als wenn unsre Systematiker noch bei ihr in die Schule gehn könnten. Die Zufälle sind die einzelnen Tatsachen; die Zusammenstellung der Zufälle, ihr Zusammentreffen ist nicht wieder Zufall, sondern Gesetz – Erfolg der tiefsinnigsten, planmäßigsten Weisheit. Es ist kein Buch im Meßkatalog, das nicht seine Frucht getragen hat, und hätt' es auch nur den Boden gedüngt, auf dem es wuchs. Wir glauben viele Tautologien zu finden. Dort, wo sie entstanden, belebten sie doch diese und jene Ideen vorzüglich. Sie sind nur für das Ganze, für uns Tautologien; der schlechteste Roman hat wenigstens den Freunden

und Freundinnen des Verfassers ein Vergnügen gewährt. Armselige Predigten und Erbauungsbücher haben ihr Publikum, ihre Anhänger, und wirken in typographischer Rüstung mit zehnfacher Energie auf ihre Hörer und Leser – und so durchaus.

A. Du scheinst die nachtheiligen Folgen des Lesens und den ungeheuren Kostenaufwand auf diesen Artikel des modernen Luxus ganz zu vergessen.

B. O Lieber, ist nicht das Geld zum Beleben da? – Warum soll es nun nicht auch diesem Bedürfnis unsrer Natur dienen, den Sinn für Gedanken beseelen und befriedigen? In Ansehung der nachtheiligen Folgen, so bitt ich dich nur um ein augenblickliches ernstes Nachdenken, weil ein solcher Einwurf von dir mich beinah ärgert.

A. Ich weiß, wo du hin willst, und ich wünsche in der That nicht die echten Philisterbedenklichkeiten zu den meinigen zu machen, indes hast du nicht oft selbst genug über dein Bücherlesen geklagt? Hast du nicht oft von der fatalen Gewöhnung an die gedruckte Natur gesprochen?

B. Es kann sein, daß meine Klagen der Art Anlaß zu Mißverständnissen geben könnten; aber, abgerechnet, daß es gewöhnlich nur Äußerungen mißmutiger Augenblicke sind, wo man nicht allgemein, sondern wie die Leidenschaft und Laune einseitig spricht, so hab ich mich damit mehr über die unvermeidliche Schwäche unsrer Natur, ihren Gewohnungs- und Verwöhnungshang, und nicht im Grunde über die Chifferwelt beschwert. Diese kann nichts dafür, daß wir am Ende nur noch Bücher, aber keine Dinge mehr sehn und unsre fünf leiblichen Sinne beinah so gut wie nicht mehr haben. Warum haften wir uns so einzig, wie kümmerliches Moos, an den Druckerstock?

können – und wenn du mich in Schwung bringst, so helfe ich dir vielleicht. Du weißt, wenn der Träge nur erst in Bewegung ist, so ist er auch desto unaufhaltsamer und kühner.

B. Natürlich, je schwerer ein Ding Kraft äußert, desto mehr Kraft kann es aufnehmen – und mit dieser Bemerkung ständen wir vor der deutschen Literatur, die die Wahrheit derselben auffallend bestätigt. Ihre Kapazität ist ungeheuer. Es dürfte ihr kein empfindlicher Vorwurf sein, daß sie nicht leicht zu Filigranarbeiten zu benutzen sei. Indes ist doch das nicht zu leugnen, daß sie in Masse den alten Heerhaufen ihres Volks gleicht, die im Kampfe von Mann zu Mann wohl zehn römische Heere besiegt haben würden; aber freilich in Masse, durch Gesammeltheit, Zucht, gut verbundene, leichte Bewegung und Übersicht der schicklichen Situation leicht zu werfen waren.

A. Glaubst du, daß ihre Geschwindigkeit und Kraft noch im Zunehmen oder doch wenigstens noch im Zeitraum der gleichförmig beschleunigten Bewegung ist?

B. Im Zunehmen allerdings – und zwar so, daß sich ihr Kern immer mehr von der lockern Materie, die ihn umgab und seine Bewegung aufhielt, scheidet und säubert. Bei einem Wesen wie die Literatur findet der Fall statt, daß die Kraft, die ihm den Stoß gab, bei vordringender Kraft in dem Verhältnis wächst, als seine Geschwindigkeit zunimmt, und daß sich also seine Kapazität ebenso vermehrt. Du siehst, daß es hier auf eine Unendlichkeit abgesehn ist. Es sind zwei veränderliche Faktoren, die im wachsenden Wechselverhältnis stehn, und deren Produkt hyperbolisch fortschreitet. Um aber das Bild deutlicher zu machen, müssen wir uns erinnern, daß wir es nicht mit

einer Größenbewegung und Ausdehnung, sondern mit einer veredelnden Variation (Verschiedenung) von Beschaffenheiten, deren Inbegriff wir Natur nennen, zu tun haben. Den einen jener veränderlichen Faktoren wollen wir die Sinnfähigkeit – Organibilität –, Belebungsfähigkeit nennen, worin denn zugleich die Variabilität mitbegriffen ist. Der andre sei uns die Energie, Ordnung und Mannigfaltigkeit der erregenden Potenzen. Denke dir beide in Wechselzunahme durchaus und schließe dann auf die Produktenreihe. Mit der Einfachheit wächst der Reichtum, mit der Harmonie die Volltönigkeit, die Selbst- und Vollständigkeit des Gliedes mit der des Ganzen – innre Vereinigung mit äußerer Verschiedenheit.

A. So treffend und schmeichelhaft auch dies Bild der Geschichte unserer Schriftwelt sein kann, so ist es mir doch noch zu unverständlich, zu gelehrt. Ich verstehe es nur so obenhin, indes mag das gut sein, und ich bitte dich, statt einer unerklärbaren Erklärung lieber die ewige Schneelinie zu verlassen und so plan als möglich mit mir über einige Erscheinungen am Fuße des Berges und aus dem Pflanzenstriche zu reden. Hier bist du den Göttern nicht so nah, und ich habe keine Orakelsprache zu befürchten. – – –

3.

A. Das Leben ist sehr kurz.

B. Mir kommt es sehr lang vor.

A. Es ist kurz, wo es lang, und lang, wo es kurz sein sollte.

B. Wer lebt denn? Sind Sie es nicht, der bei dem Unangenehmen verweilt und bei dem Angenehmen vorbeifliegt?

A. Das ist eben das Schlimme, daß ich mich hierin

nicht ändern kann; so wenig als Sie. Das Angenehme befördert unsre Kraft – das Unangenehme hemmt sie.

B. Nun, und Sie merken doch hier Unvollständigkeit?

A. Leider nur zu lebhaft.

B. Wer heißt Sie dieser Indikation nicht folgen?

A. Was für einer Indikation?

B. Daß Sie das, was Sie wünschen, nicht erwarten, sondern aufsuchen sollen. – Merken Sie nicht, daß Sie an sich selbst verwiesen werden?

A. Zur Geduld, das weiß ich schon lange.

B. Nicht auch zur Hilfe?

A. Der Kranke läßt den Arzt rufen, weil er sich nicht helfen kann.

B. Wenn nun aber der Arzt gerade zur Arznei dem Kranken Anstrengung seines Verstandes vorschreibt? Wer sich selbst fehlt, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihm sich selbst verschreibt.

A. Vergessen Sie nicht, daß wir von der Länge und Kürze des Lebens ausgingen!

B. Die Anwendung ist kurz und leicht wie der frohe Genuß, und lang und mühsam wie Duldung. In jener Rücksicht geb ich sie Ihnen; in dieser bleibt sie Ihnen selbst überlassen. Mäßigen Sie das allzu schnelle Strömen der Kraft in der Freude durch *Nachdenken!* Beschleunigen Sie den trägen Fortschritt durch regelmäßige Tätigkeit!

A. Am Ende ist Ihr Rezept doch nicht das, was ich suche. Sie verordnen eine Mixtur durch *Verdünnung*. Halb nehm ich's mit Dank an.

B. Lieber, Sie sind kein Chymist, sonst würden Sie wissen, daß durch echte Mischung ein *Drittes* entsteht, was beides zugleich, und mehr als beides einzeln ist.

A. Sie haben doch recht gehabt. Unsre Unterhaltung hat mich auf ein interessantes Resultat geführt.

B. Nun ist die Reihe des Belehrtwerdens an mir. Ein Wechsel, den allein echter Umgang gewährt.

A. Sie haben mir einen Weg durch die Zweifel über den Wert der Lust gebahnt. Ich begreife nun, daß unsre ursprüngliche Existenz, wenn ich mich so ausdrücken darf, Lust ist. Die Zeit entsteht mit der Unlust. Daher alle Unlust so lang und alle Lust so kurz. Absolute Lust ist *ewig* – außer aller Zeit. Relative Lust mehr oder weniger *ein* ungeteilter Moment.

B. Sie begeistern mich – nur wenig Schritte noch und wir stehn auf der Höhe der innern Welt.

A. Ich weiß, welche Schritte Sie meinen. Unlust ist, wie die Zeit, endlich. Alles Endliche entsteht aus Unlust. So unser Leben.

B. Ich löse Sie ab und fahre fort. Das Endliche ist endlich. – Was bleibt? Absolute Lust – Ewigkeit – unbedingtes Leben. Und was haben wir in der Zeit zu tun, deren Zweck Selbstbewußtsein der Unendlichkeit ist? Vorausgesetzt, daß sie einen Zweck hat, denn man könnte wohl fragen, ob nicht Zwecklosigkeit gerade die Illusion charakterisiert.

A. Auch das – indes, was sollen wir zu bewirken suchen? Verwandlung der Unlust in Lust und mit ihr der Zeit in Ewigkeit durch eigenmächtige Absonderung und Erhebung des Geistes, des Bewußtseins der Illusion als solcher?

B. Ja, Lieber, und hier an den Säulen des Herkules lassen Sie uns umarmen, im Genuß der Überzeugung, daß es bei uns steht, das Leben wie eine schöne, genialische Täuschung, wie ein herrliches Schauspiel zu betrachten, daß wir schon hier im Geist in absolu-

ter Lust und Ewigkeit sein können, und daß gerade die alte Klage, daß alles vergänglich sei, der fröhlichste aller Gedanken werden kann und soll.

A. Diese Ansicht des Lebens, als zeitliche Illusion, als Drama, möge uns zur andern Natur werden. Wie schnell werden dann trübe Stunden vorüberfliegen, und wie reizend wird uns nicht so die Vergänglichkeit vorkommen!

5.

A. Bester Freund, schaffen Sie mir doch einen deutlichen, proberechten Begriff von den Fürsten! Ich grüble nun schon lange, aber die verzweifelten Fürsten stehn mir nicht. Sie verschwinden unter dem Fokus meiner Aufmerksamkeit. Sie müssen nicht feuer- und lichtbeständig sein. Ist ein Begriff vom Fürsten etwa ein Rahmen um ein Bild der ägyptischen Finsternis?

B. Ein glücklicher Genius hat Sie gerade zu mir geführt. Ein günstiger Zufall hat mich dieses große Geheimnis gelehrt, das sich freilich, wie jedes Geheimnis, paradox genug hören läßt:

Fürsten sind Nullen, – sie gelten an sich nichts, aber mit Zahlen,
Die sie beliebig erhöh'n, neben sich gelten sie viel.

A. Am Ende, Lieber, was sollen alle diese Hypothesen? Eine einzige wahrhaft beobachtete Tatsache ist doch mehr wert als die glänzendste Hypothese. Das Hypothesieren ist eine riskante Spielerei. Es wird am Ende leidenschaftlicher Hang zur Unwahrheit – und vielleicht hat nichts den besten Köpfen und den Wissenschaften mehr geschadet als diese Renommisterei des phantastischen Verstandes. Diese szientifische Unzucht stumpft den Sinn für Wahrheit gänzlich ab und entwöhnt von strenger Be-

obachtung, welche doch allein die Basis aller Erweiterung und Entdeckung ist.

B. Hypothesen sind Netze, nur der wird fangen, der auswirft.
Ist nicht Amerika selbst durch Hypothese gefunden?
Hoch und vor allen lebe die Hypothese, nur sie bleibt
Ewig neu, so oft sie sich auch selbst nur besiegte.

Und nun in Prosa die Nutzenanwendung! Der Skeptiker, mein Freund, hat so wenig wie der gemeine Empirismus das mindeste zur Erweiterung der Wissenschaft getan. – Der Skeptiker verleidet höchstens den Hypothetiker den Ort, wo sie stehn, macht ihnen den Boden schwanken; eine sonderbare Art, Fortschritte zustande zu bringen! Wenigstens ein sehr indirektes Verdienst. Der echte Hypothetiker ist kein anderer als der Erfinder, dem vor seiner Erfindung oft schon dunkel das entdeckte Land vor Augen schwebt – der mit dem dunklen Bilde über der Beobachtung, dem Versuch schwebt – und nur durch freie Vergleichung, durch mannigfache Berührung und Reibung seiner Ideen mit der Erfahrung endlich die Idee trifft, die sich negativ zur positiven Erfahrung verhält, daß beide dann auf immer zusammenhängen – und ein neues himmlisches Licht die zur Welt gekommene Kraft umstrahle.

6.

A. Der jetzige Streit über die Regierungsformen ist ein Streit über den Vorzug des reifen Alters oder der blühenden Jugend.

Republik ist das *fluidum deferens* der Jugend. Wo junge Leute sind, ist Republik.

Mit der Verheiratung ändert sich das System. Der Verheiratete verlangt Ordnung, Sicherheit und Ruhe

– er wünscht als Familie, in einer Familie zu leben, in einem regelmäßigen Hauswesen – er sucht eine echte Monarchie.

Ein Fürst ohne Familiengeist ist kein Monarch.

B. Aber wozu ein einziger, unbeschränkter Hausvater? Welcher Willkür ist man da nicht ausgesetzt?

A. In allen relativen Verhältnissen ist das Individuum einmal für allemal der Willkür ausgesetzt, und wenn ich in eine Wüste ginge – ist da nicht mein wesentliches Interesse der Willkür meiner Individualität noch ausgesetzt? Das Individuum als solches steht seiner Natur nach unter dem *Zufall*. In der vollkommenen Demokratie stehe ich unter sehr vielen, in repräsentativer Demokratie unter wenigeren, in der Monarchie unter *einem* willkürlichen Schicksale.

B. Aber fordert nicht die Vernunft, daß jeder sein eigener Gesetzgeber sei? Nur seinen eigenen Gesetzen soll der Mensch gehorchen.

A. Wenn Solon und Lykurg wahre, allgemeine Gesetze, Gesetze der Menschheit gegeben haben – woher nahmen sie dieselben? – Hoffentlich aus dem Gefühl ihrer Menschheit und seiner Beobachtung! Wenn ich ein Mensch bin wie sie, woher nehme ich meine Gesetze? Doch wohl aus derselben Quelle – und bin ich, wenn ich dann nach Solons und Lykurgs Gesetzen lebe, der Vernunft untreu? Jedes wahre Gesetz ist mein Gesetz; sagen und aufstellen mag es, wer es will. Dieses Sagen und Aufstellen aber oder die Beobachtung des ursprünglichen Gefühls und ihre Darstellung muß doch nicht so leicht sein – sonst würden wir ja keiner besondern geschriebenen Gesetze bedürfen? Es muß also wohl eine Kunst sein? So auch das Gesetz anzuwenden, scheint in der Tat eine langwierige Übung und

Schärfung der Urteilskraft vorauszusetzen. Wodurch entstanden Stände und Zünfte? – Aus Mangel an Zeit und Kräften des einzelnen. Jeder Mensch konnte bisher nicht alle Künste und Wissenschaften lernen und zugleich treiben, sich nicht alles in allem sein. Die Arbeiten und Künste wurden verteilt. Nicht auch die Regierungskunst? Der allgemeinen Forderung der Vernunft zufolge sollten auch alle Menschen Ärzte, Dichter und so fort sein. Bei den übrigen Künsten ist es übrigens schon größtenteils hergebracht, daß sich da die Menschen darüber bescheiden. Nur Regierungskunst und Philosophie – dazu, glaubt jeder, gehöre nur Dreistigkeit, und jeder vermißt sich, als Kenner davon zu sprechen und Prätensionen auf ihre Praxis und Virtuosität zu machen.

B. Aber die Vortrefflichkeit der repräsentativen Demokratie ist doch unleugbar. Ein natürlicher, musterhafter Mensch ist ein Dichtertraum. Mithin was bleibt übrig? Komposition eines künstlichen. Die vortrefflichsten Menschen der Nation ergänzen einander; in dieser Gesellschaft entzündet sich ein reiner Geist der Gesellschaft. Ihre Dekrete sind seine Emanationen – und der idealische Regent ist realisiert.

A. Zuerst zieh ich die vortrefflichsten Menschen der Nation und die Entzündung des reinen Geistes in Zweifel. Auf die sehr widersprechende Erfahrung will ich mich nicht einmal berufen. Es liegt am Tage, daß sich aus toten Stoffen kein lebendiger Körper, aus ungerechten, eigennützigen und einseitigen Menschen kein gerechter, uneigennütziger und liberaler Mensch zusammensetzen läßt. Freilich ist das eben ein Irrtum einer einseitigen Majorität, und es wird noch lange Zeit vergehn, eh man sich von dieser

simpeln Wahrheit allgemein überzeugen wird. Eine so beschaffene Majorität wird nicht die Vortrefflichsten, sondern im Durchschnitt nur die Borniertesten und die Weltklügsten wählen. Unter den Borniertesten versteh ich solche, bei denen Mittelmäßigkeit zur fertigen Natur geworden ist, die klassischen Muster des großen Haufens. Unter den Weltklügsten: die geschicktesten Kurmacher des großen Haufens. Hier wird sich kein Geist entzünden, am wenigsten ein reiner. Ein großer Mechanismus wird sich bilden – ein Schlendrian, den nur die Intrige zuweilen durchbricht. Die Zügel der Regierung werden zwischen den Buchstaben und mannigfaltigen Parteimachern hin und her schwanken. Die Despotie eines einzelnen hat denn doch vor dieser Despotie noch den Vorzug, daß man wenigstens dort an Zeit und Schuhen erspart, wenn man mit der Regierung zu tun hat – und jene doch mit offenen Karten spielt, da man hier nicht immer gleich weiß, bei wem gerade den Tag die Regierung anzutreffen ist, und welche Wege die vorteilhaftesten dahin einzuschlagen sind.

Wenn der Repräsentant schon durch die Höhe, auf die er gehoben wird, reifer und geläuterter werden soll, wie viel mehr der einzelne Regent? Wären die Menschen schon das, was sie sein sollten und werden können, so würden alle Regierungsformen einerlei sein – die Menschheit würde überall einerlei regiert, überall nach den ursprünglichen Gesetzen der Menschheit. Dann aber würde man am ersten die *schönste, poetische*, die natürlichste Form wählen – Familienform – Monarchie, – mehrere Herrn – mehrere Familien – *ein Herr – eine Familie!*

Jetzt scheint die vollkommene Demokratie und die Monarchie in einer unauflösliehen Antinomie

begriffen zu sein, der Vorteil der einen durch einen entgegengesetzten Vorteil der andern aufgewogen zu werden. Das junge Volk steht auf der Seite der erstern, gesetztere Hausväter auf der Seite der zweiten. Absolute Verschiedenheit der Neigungen scheint diese Trennung zu veranlassen. Einer liebt Veränderungen – der andre nicht. Vielleicht lieben wir alle in gewissen Jahren Revolutionen, freie Konkurrenz, Wettkämpfe und dergleichen demokratische Erscheinungen. Aber diese Jahre gehn bei den meisten vorüber, und wir fühlen uns von einer friedlicheren Welt angezogen, wo eine Zentralsonne den Reigen führt, und man lieber Planet wird, als einen zerstörenden Kampf um den Vortanz mitkämpft. Man sei also nur wenigstens politisch wie religiös tolerant – man nehme nur die Möglichkeit an, daß auch ein vernünftiges Wesen anders inklinieren könne als wir. Diese Toleranz führt, wie mich dünkt, allmählich zur erhabenen Überzeugung von der Relativität jeder positiven Form und der wahrhaften Unabhängigkeit eines reifen Geistes von jeder individuellen Form, die ihm nichts als notwendiges Werkzeug ist. Die Zeit muß kommen, wo politischer Entheism und Pantheism als notwendige Wechselglieder aufs innigste verbunden sein werden.

7.

DIE NATURLEHRE

Doppelte Wege: vom Einzelnen – vom Ganzen: von innen – von außen. Naturgenie. Mathematik. Goethe. Schelling. Ritter. Die pneumatische Chemie. Das Mittelalter. Naturroman. Vortrag der Physik. Werner. Experimentieren. Ob der Naturlehre eine wahre Einheit zugrunde liegt.

A. Höre du, es ist einmal Mode, von der Natur ein vernünftig Wort zu reden; wir müssen auch

unsern Beitrag liefern. Nun – was wird's? Fange doch an, mir zu antworten!

B. Ich besinne mich schon lange auf einen recht natürlichen Anfang unsers Gesprächs. Ich presse meinen natürlichen Verstand, aber der ist vertrocknet und hat nicht ein bißchen Saft mehr.

A. Wer weiß, welcher Gelehrte ihn ohne dein Wissen als ein herrliches Exemplar zwischen die Blätter seines Herbariums gepreßt hat?

B. Ich bin doch neugierig, unter welche Klasse er ihn gebracht hat.

A. Vermutlich unter die Klasse der Kryptogamisten, denn von Blüten und Früchten ist keine Spur wahrzunehmen.

B. Weißt du wohl, daß die Natur uns schon begeistert? Wir sind da unvermerkt in die Natur hineingeraten. Du gehörst zu den Realisten, oder auf deutsch: du bist ein grober Kerl.

A. Du hast ein wahres Wort gesprochen – ein Wort der Weihe über mich. Ich habe große Anlagen, ein Priester der Natur zu werden.

B. Meinst du, weil wir dich einen Bauchpaffen nennen und die Natur eigentlich nichts als ein großer Bauch ist?

A. Auch wahr! Aber die wahre Anlage besteht in der Grobheit; denn sieh, die Natur ist ganz ungeheuer grob – und wer sie recht kennen lernen will, der muß sie grob anfassen. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Dies Sprichwort ist für die Naturlehre gemacht, denn sie soll ja hier durch den Verstand gespalten werden.

B. Da müssen unsre Vorfahren rechte Meisterkennner der Natur gewesen sein, denn nur in Deutschland ist die eigentliche Grobheit entdeckt und kultiviert worden. Sie paßte recht für unsern Boden –

drum sieht es auch jetzt recht kahl bei uns aus, da man diese Nationalpflanze vernachlässigt hat und recht heillos mit diesem Reichtum umgegangen ist. Nur beim gemeinen Mann gedeiht sie noch, und darum ist auch dem die Natur noch grün. Den Vornehmen hat sie längst den Rücken gekehrt und wird ewig den feinen Leuten bereitwillig genug zeigen, wo sie sitzt.

A. Die Definition der Natur hab ich nun als Resultat unsers Gesprächs: sie ist der Inbegriff aller Grobheit.

B. Daraus lassen sich alle Naturgesetze ableiten, daß sie unaufhörlich grob ist, ohne abzusetzen, und immer gröber wird und keine Grobheit die gröbste ist – *lex continuitatis*.

A. Daß sie gern geradezu geht und nicht viel Umstände macht – *lex parsimoniae*.

B. Ja, und noch eine Menge unbekannter Gesetze entwickeln sich aus diesem fruchtbaren Begriffe. Aber eben weil wir Philosophen sind, brauchen wir uns um die Ausführung nicht zu bekümmern. Wir haben das Prinzip, und damit gut; den gemeinen Köpfen bleibt jene überlassen.

A. Aber sage mir nur, woher kömmt's, daß die Natur so verzweifelt selten ist? Die Kunst ist eigentlich das Gewöhnliche.

B. Ja, selten muß sie sein, denn da sie sich verständlich genug macht und gern mit ihrer Natur herausplatzt, so müßte sie weit mehr verstanden sein.

A. Wer von so übertriebener Künstlichkeit der Kunst besessen ist, der hält eben ihre Grobheit für Kunst, und so wird sie freilich überall mißverstanden.

B. Man wird wahrlich auch zur Natur geboren – und wer recht viel Natur in sich hat, dem ist das alles so natürlich; und was ist davon zu sprechen?

Wer davon spricht, der ist ein Stümper ohne Kraft und Saft, denn wovon man spricht, das hat man nicht; das ist ein Axiom.

A. Drum laß uns auch aufhören, davon zu reden, denn sonst geht unsere Natur durch die Lappen.

B. Du hast recht, da hätt uns bald die Mode einen Streich gespielt – und uns hinterlistig aus unsrer Natur vertrieben. Laß uns auf den Keller gehn! Dort ist die Natur zu Hause, daß wir wieder recht natürlich werden.

A. Nur hute dich, dort vom Weine zu reden, denn wovon man spricht, das hat man nicht.

B. Wahr, darum sprichst du auch immer vom Verstande!

A. Wenn du von kurzen Ohren sprichst.

Dichterische Keime

Das Leben von Novalis hat sich in solcher Kürze vollendet, daß der Dichter nur einen kleinen Bruchteil seiner Pläne verwirklichen konnte. Aus den flüchtigen Notizen, in denen er ferne Ziele absteckte und Einfälle für spätere Werke notierte, greifen wir die wichtigsten heraus; viele andere sind dürre Stichworte geblieben.

NOVELLENENTWÜRFE

I

Ein junger Offizier will heiraten und spricht darüber mit seinem Bruder, welcher ihm sein Vorhaben auszureden sucht. Er bleibt aber bei seinem Entschlusse und verliebt sich ernstlich in ein reiches Mädchen, das er nicht gesehen hat; alsdann, da ihn dieses ausschlägt und er sich sehr darüber betrübt, in ein anderes artiges Frauenzimmer ohne Vermögen, dann in eine reiche ältere Person, die ihn aus Gewissenszweifeln ausschlägt und Herrnhuterin wird. So gelangt er nach dreifacher Betrübniß zur Ruhe und Zufriedenheit mit seinem Stande und wird ein großer Dichter.

II

Ein Gelehrter hat eine Frau, auf deren wissenschaftliche und künstlerische Bildung er sich viel zugute tut und sie für sehr treu aus poetischem Enthusiasmus für treue Liebe hält; über deren nachherige

Untreue er in große Betrübniß verfällt; worauf er, um sich wieder zu erholen, seine Zuflucht zu einem Dienstmädchen nimmt, die er durch die Kraft seiner Bildung leicht zu überreden hofft, aber von ihrem Bräutigam, der sich statt ihrer ins Bett legt, übel empfangen und mit Schlägen wohl zugerichtet wird, also daß er zu seinem Schuler mit vieler Traurigkeit sagt: „Wollte Gott! daß es umgekehrt gewesen wäre und meine Frau die Bildung der Magd, die Magd aber die Bildung der Frau gehabt hätte, so würde ich kein Hahnrei sein und mir den Buckel schmieren lassen müssen, denn ich sehe wohl, daß bei einem Frauenzimmer, je ordentlicher und behender die Gedanken werden, desto unordentlicher und unbiegsamer die Begierden werden, und könnt Ihr, wertester Freund, Euch meines Exempels zur heilsamen Lehre bedienen.“

III

Ein Mann hat seine Geliebte gefunden – unruhig wagt er eine neue Schiffahrt – er sucht Religion, ohne es zu wissen. – Seine Geliebte stirbt – sie erscheint ihm im Geiste nun als die Gesuchte – er findet zu Haus ein Kind von ihr und wird ein Gärtner. – (Schifferleben – fremde Länder – Meere – Himmel – Wetter – Sterne – Gärtnerleben.)

Märchen, wie Tiecks Lieder – romantische Phantasien aus dem täglichen Leben.

Im Märchen glaub ich am besten meine Gemütsstimmung ausdrücken zu können. Alles ist ein Märchen.

Ein Märchen sollte ich wahrlich schreiben – Gesetze des Märchens.

Religiöse Phantasien – Erbauungsbuch. Geistliche Lieder. Gebete für Julie. „Das heilige Leben oder die bessere Welt“, eine Geschichte. Losungen.

Begriff eines Evangelii. Läßt sich nicht die Vervielfältigung mehrerer Evangelien denken? Muß es durchaus historisch sein? Oder ist die Geschichte nur Vehikel? Nicht auch ein Evangelium der Zukunft?

Vereinigung mit Tieck und Schlegel und Schleiermacher zu diesem Behuf.

Christliche Lieder – Predigten. Auszüge aus alten, frommen Schriften.

Inhalt eines religiösen Journals.

Predigten und Lieder können Geschichten enthalten. Geschichten wirken vorzüglich religiös ...

Einfach müssen Lieder und Predigten sein und doch hochpoetisch.

„Lehrjahre eines Christen“ – (Werther). Er muß vorher nie etwas von der christlichen Religion gehört haben.

„Stimmen aus Palästina“. Eine Sammlung christlicher Lieder.

Poetische Phantasien über den Sinnengenuß. Herders Paramythien – ähnliche aus der Bibel – von Jesus etc. – nur allegorischer und poetischer.

Christliche Dithyramben und Lieder.

Die Offenbarung Gottes in der Menschengestalt.

Gott in der Natur oder der Mensch in der Natur.
Wer Gott einmal suchen will, der findet ihn überall.
Naturmarchen oder allegorische Naturmythen.

Sage von der Zeit, wo alles sprach. Ursache des
Verstummens.

Pflanzenähnlichkeit der Weiber. Dichtungen auf
diese Idee. (Blumen sind Gefäße.)

Phantasien, wie mein Märchen, über die wunder-
lichsten Gegenstände.

Erzählungen, ohne Zusammenhang, jedoch mit
Assoziation, wie Träume. Gedichte – bloß wohl-
klingend und voll schöner Worte – aber auch ohne
allen Sinn und Zusammenhang; höchstens einzelne
Strophen verständlich – sie müssen wie lauter
Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen
sein. Höchstens kann wahre Poesie allegorischen
Sinn im großen haben und eine indirekte Wirkung
wie Musik etc. tun ...

Historische Romane – z. B. aus den Zeiten der
Reformation – des Theophrastus Paracelsus – nieder-
ländischen Kriegs – der Entdeckung von Amerika –
den ersten christlichen Zeiten – den Zeiten der
Kreuzzüge – zu Jesus Zeiten – Mahomets Zeiten –
Konstantinopels Zerstörung.

Sehr viel Gespräch im Romane.

Projekt zu einem Roman, beinah wie „Werther“.
Zwei Liebende, die sich aus Überdruß des Lebens
und der Menschen selbst töten. Charaktertiefe Weh-
mut.

Meine Versuche in Reden und meine Ideen über
Moral in einen Roman verwebt.

Geschichte meines Lebens.

Aufsatz über „Wilhelm Meister“. Meine Ideen
darüber in den bürgerlichen Roman gebracht.

In dem bürgerlichen Roman über den Umgang

mit Menschen, über Betragen bei Krankheiten, über das Schuldenwesen junger Leute, über das vornehme Leben, über Kleidung, Lebensart, Vergnügungen, Wirkungssphäre einer Frau, Ehe etc.; über den Wahlspruch: hier ist Amerika etc..

Sonderbare Natur meines politischen Romans.
Sichtbarer Naturstand – unsichtbare Monarchie.

Historische Schauspiele, die ganze Nationen und die Weltgeschichte begreifen ...

Originelle Naturansichten.

Kleine Trauerspiele aus dem ganz gemeinen Leben
– höchst poetisch und tragisch.

Naturalien. Indische Märchen.

LITERARISCHE PLÄNE

„Reisen ins Land der Romane“. Lauter bekannte Personen.

Epische Dichtung: „Die französische Expedition nach Ägypten“. Ein Versuch.

„Die Gitarre oder Reliquien romantischer Zeit.“
Eine Sammlung Romanzen von Novalis.

Tagebücher

DER ABENDLICHE SCHMAUS

Diese biedermeierliche Idylle, zu der Novalis vermutlich durch den pflichtgemäßen Umgang mit den Dichtern der Antike angeregt wurde, ist während seiner Gymnasiastenzeit im Elternhaus zu Weißenfels entstanden. Sein bedeutendes Formtalent tritt jedoch schon hier unverkennbar in Erscheinung.

Kennt ihr den traulichten Berg, der über Mattwerben sich hinbeugt,
Und das ländliche Hauschen mit seinem grunlichen Weinkranz?
Ihn durchschneiden krummende Gang und hohe Terrassen,
Die mit balsamischem Wein in der Lese die Kufen uns fullen.
Hier sind Schattenalleen von fruchtetragenden Baumen,
Unter denen schuppiges Gras zum Lager uns anbeut;
Auch umschatten ihn oben Plantagen von Pflaumen und Kirschen
Und ein reizendes Buschchen von hellgrün schimmernden Birken.
HicHER wanderte jungst am Freitag große Gesellschaft,
Madchen, betagte Matronen und bärtige Männer und Kerlchen
Meines Gelichters: doch hort, erst will ich euch alle beschreiben.
Vorn war ich mit der Jugend: ihr kennt mich mit fliegenden Haaren
Und im blaulichen Rock mit großen strahlenden Knöpfen;
Sieh, ich fuhrte Lusen mit funkelnden blaulichen Augen
Und so kerzengerade und schlank wie die duftende Maie.
Goldene Locken umschwebten das Mädchen in hupfendem Fluge,
Und ungeduldig hob der knospende Busen das Flortuch.
Leicht wie ein Nebel des Morgens im Frühling schwebte sie fröhlich
Mit hochrosiger Wang und in himmelblaulichem Kleide.
Hinter uns drein kam Wilhelm mit seinem feurigen Madel,
Schwarz von Augen und Haar und mit kleinen silbernen Fußchen.
Rosige Seide umschlang ihr wallendes Leibchen, und schüchtern
Blickte der Busen errötend aus seinem zu engen Gefangnis.
Aber siehe, mir wird die Zeit bei dem Schildern zu lange,
Da ich mein wertcs Ich und mein liebliches Mädchen beschrieb.
Drum nur kurz: es waren noch viele süß lachelnde Madel
Und auch lustige Burschen bei uns und schleichende Alte.

Ganz zuletzt noch ging ein Freund, den ich alle wohl kenne,
Severin: mit dem schwedischen Kopf und dem rundlichen Bauchlein,
Voller lustiger Laune und deutschen, biederer Herzens.
Einen Pokal hielt er in der Rechten zum künftigen Schmause.

REISEJOURNAL DES STUDENTEN

Vom 15. bis 19. April 1793 unternahm Novalis, bevor er sich in Wittenberg auf den Abschluß seiner juristischen Studien vorbereitete, von der alten Lutherstadt aus mit seinem Hofmeister Karl Salomo Zachariae, der später als außerordentlicher Professor der Rechte in Wittenberg tätig war, eine Reise durch den Harz. Die Eindrücke, die der wißbegierige Beobachter in einem Tagebuch notierte, fallen durch ihre Präzision, ihr Streben nach Gerechtigkeit und die altkluge Kritik auf.

Gutes Mutes entfloß ich am 15. April früh um acht Uhr mit meinem Hofmeister, Herrn Zachariae, und dem Bedienten David unserm dumpfen Musensitz in einer leichten Chaise mit zwei Pferden Extrapost. Unser sämtliches Reisegerät schloß ein Mantelsack in sich, den der Bediente nach Gelegenheit mit aufs Pferd nehmen sollte, eine Unmöglichkeit, die wir erst zu spät einsahen, indem für jeden von uns ein vollkommener Paradeanzug und dergleichen mehr die Last ziemlich beträchtlich machte. Um elf Uhr waren wir in dem angenehmen Wörlitz, dessen Garten auch jetzt, da noch kein grünender Baum seine mit Blättern und Blüten bekleideten Zweige in den blauen Wasserspiegel tauchte, durch seine in- und ausländischen toten Hölzer einen melancholisch schönen Spaziergang bildete. Wir benutzten diese interessanten Gartenpartien und besahen die nunmehr großen-

teils fertige Anlage und den Stein, eine sich aus dem See erhebende Felsmasse, die aus ungeheuren sächsischen und anhaltischen Feldsteinen zusammengesetzt ist und die verschiedenartigsten Dinge in sich vereinigt, als z. B. mehrere irreguläre, über den See gesprengte finstere Gewölbe (vielleicht eine Nachahmung der Fingals-Höhle); die Ruinen eines Amphitheaters; eine Bergspitze, deren Erleuchtung sie als einen feuerspeienden Berg darstellt; einen Wasserfall; mehrere im Felsen angebrachte Zimmer, und auf einem besonderen Felsen, an einen zerfallenen Turm gelehnt, ein in römischem Geschmack gebautes und möbliertes Haus. Die ganze Idee ist originell und unstreitig etwas bizarr und läßt sich vielleicht am besten als Ausführung eines von Wieland in einem seiner Gedichte erfundenen Feenschlosses erklären; eine Mutmaßung, die ich von einem guten Freund habe. Nachdem wir im „Neuen Gasthof“ ganz gut zu Mittag gespeist hatten, fuhren wir auf der schönen Chaussee, die durch kleine Eichenwäldchen, Wiesen, Dorfer und Felder in angenehmer Abwechslung hinläuft, nach Dessau, wo wir im „Ring“ abtraten. In Gesellschaft mit noch einem früher angekommenen Wittenberger gingen wir bei dem schönsten Sommer, der den Winter des Vormittags abgelöst hatte, auf den Gottesacker, der vor dem Köthner Tor, und das Georgium, das vor dem Akner Tor liegt. Ersterem ist statt des Ängstlichen und Düstern, welches diesen Plätzen sonst so oft eigen ist, ein Gepräge heiterer Ruhe gegeben worden, welches für Fremde, die sich für dies stille Plätzchen ein Stündchen abmüßigten, so gut als für Einheimische, die vielleicht mit sanfterer Wehmut hier einen entschlafenen Freund betrauern, äußerst wohltätig ist. Ein in edlem, einfachem Stil gebautes Portal, in dessen

Nischen Genien ihre Fackeln auslöschen, führt auf einen geräumigen Platz, auf dem vier grüne Felder durch breite Sandwege abgeteilt werden, welche sich in der Mitte zu einem runden Platz vereinigen, den Akazien und andere untermischte Baume umschließen, die auch die einzelnen Abteilungen hie und da begrenzen. Diese Grasplätze bedecken die Gräber ärmerer Leute, über welchen ein länglicher Grashügel grünt, und das ganze Viereck umschließt eine etwa fünfzehn Fuß hohe Mauer von Ziegelsteinen, welche die vordere Seite der Reihen von Gewölben ausmacht, die rings um den Platz hinlaufen und deren jedes nur für einen, doch manche auch für zwei Särge der reicheren Bewohner Dessaus Raum hat. Die Eingänge sind niedrige viereckige Öffnungen, welche dicht aneinander stehn, und wenn ein Gewölbe besetzt ist, zugemauert werden. Das Georgium ist eine englische Gartenanlage, die dem Prinz Hans Georg, Bruder des Fürsten, gehört, dessen Sommerwohnung in einem anmutigen Teil des Gartens zwischen wilden Partien und frischen Grasplätzen steht, und so wie mehrere im Garten zerstreut liegende Häuschen, einfach und doch architektonisch schön gebaut, geschmackvoll möbliert und mit feinen Kupferstichen ausgehängt. Der Garten ist groß und erstreckt sich bis nach der eine Stunde von Dessau fließenden Elbe hin, die Natur ist in den einzelnen Partien zuweilen noch glücklicher als in Wörlitz nachgeahmt, und das Ganze gewinnt besonders durch einen mit hineingezogenen Eichenwald: unter die Verzierungen gehört besonders eine kolossalische Statue des Fürsten; eine Diana; ein steinerner auf acht (korinthischen) Säulen ruhender Tempel; ein über die durch den Garten laufende Straße gebautes Portal und einige nachgemachte Ruinen, besonders die an ein Wasser

anstoßenden. Als wir wieder in die Stadt kamen, besahen wir auf der schönen Kavalierstraße die Parforcehunde, der Warter ließ einige siebzig aus einem der Ställe in den Hof, wo sie uns mit einem gräßlichen Hungergeheul begrüßten. Es sind hier lauter Hatzhunde, stark, aber doch schlank gebaut; ein jeder hat seinen eignen Namen; vor kurzem waren sie durch einige achtzig von Bernburg verstärkt worden, wo der Fürst die kostspielige Parforcejagd abgeschafft hat. Die großen Jagdhunde sind, so wie ich mich erinnere, auf die dessauschen Dörfer verteilt. Unser Gesellschafter ritt nun nach Hause, und wir gingen mit einem andern Wittenberger, der eigentlich hier zu Hause ist, in die Reit- und Jagdställe, welche rechts vom alten fürstlichen Schloß vor einem großen grünen Platz zwei Fassaden bilden, die sich nicht als Ställe ankündigen und zwischen denen der Eingang zu einem geräumigen Hof ist, den die Bahn und die Ställe einschließen; einen Teil der Außenseite dieser Ställe deckt eine wilde Partie, die seitwärts am Rasenplatz hinläuft, und ein anderer Teil liegt an einer Gasse der Stadt. Die Ställe sind hoch und nicht zu hell und die Stände geräumig; die Zahl der Pferde ist einige achtzig, von denen der größere Teil Parforcepferde sind, die freilich meistens mehr leicht als schön gebaut sind; unter den fürstlichen Reitpferden sind einige schöne Tiere, und drei Beschäler zeichnen sich sehr aus. Die Bahn ist geräumig, aber nicht sehr hoch und eben nicht besonders hell, die Verschalung ist hoch und die Logen für Damens der Tür gegenüber gut angebracht: zwischen den Fenstern ist ringsherum in großen Hautreliefs die Geschichte der Reitkunst von ihrer ersten Kindheit an vorgestellt. Ich ging noch alleine mit unserm Gesellschafter etwas in der Stadt herum, und dann speisten wir in unserm

Gasthof in einer ganz angenehmen und ziemlich ansehnlichen Gesellschaft. An dem bekannten Oberamtmann Fromm aus Fehrbellin machte ich hier eine interessante Bekanntschaft, da er mit vielem Scharfsinn und Kenntnissen Witz und Laune verbindet: viel Vergnügen machte mir die Beobachtung eines preußischen Kriegs- (oder Stall-) Rats, Herrn Landvoß, einer Kreatur von Lindenau, der von Berlin an den Rhein zur Armee ging und uns hier mit großer Autorität, zum Abdrucken schön, vorpolitisierte, so gut wie nur Ehren-Schirach nach Beendigung der politischen Begebenheiten dieselben der Welt vorprophezeien kann. Eine Posse muß ich hier noch erzählen, weil sie einen Zug von diesem Weltmann verrät, wofür er sich hielt, und wie man sie oft findet. Herr Fromm hatte absichtlich bei Tische erzählt, wie er die Leipziger Meßkaufleute, wenn sie von ihren großen Gewinnen im Spiel prahlen, damit abführe, daß er von seinen Gewinnsten von 10 bis 20000 Talern spreche; nach Tische ward eine Partie Billard vorgeschlagen. Herr Landvoß, den man aufforderte, entschuldigte sich, er habe zwei Jahre nicht gespielt, wolle aber versuchen; Herr Fromm sagte, ich habe zwanzig Jahre nicht gespielt, und spielte nicht: mein Kriegsrat merkte nichts, ging hin und verlor, so viel ich mich erinnere, sein Geldchen; Fromm und ich sahen zu, und zuletzt spielt dieser noch eine Partie, wobei seine Geschicklichkeit uns alle in Verwunderung setzte, ob er gleich die Partie endlich verlor. – Ich freute mich, an einigen Dessauern in der Gesellschaft die erneute Bemerkung machen zu können, wie zufrieden sie mit ihrem Fürsten sind. Das dessauische Ländchen ist unter ihm in der Tat eines der glücklichsten; er sucht auf alle Weise das Glück und den Wohlstand seiner Untertanen zu befördern und

versteht die Kunst, durch gut angebrachte Freigebigkeit und Veranlassung zum Verdienst für den gemeinen Mann wie für den Handwerker, Künstler und Handelsmann ihrem allgemeinen und Privatwohl in der Tat beförderlich zu sein, eine Sache, die in seinem kleinen Lande wohl angeht: dies zeigen seine kleinen Landhäuser; dies zeigen seine Gärten, von denen der Wörlitzer in der teuren Zeit angelegt, und mit denen er sein Land noch immerfort verschönert; seine neue Anlage in Wörlitz, seine Chausseen, Pappel- und Obstalleen, die überall die Wege angenehm machen und noch so vieles andere, das ihm zu gleicher Zeit Beschäftigung und Vergnügen gibt. Überall führt er selbst die Oberaufsicht, wozu er viel Anlage hat, und dabei ist er gütig gegen jedermann: auch Fremde machen davon häufige Erfahrung, und wer einmal präsentiert ist, braucht sich an keine strenge Etikette zu binden, wie man sie sonst an kleinen Höfen findet. Die Einkünfte seines Landes vertut er nicht unnütz, denn sein Hof ist eben nicht groß, und *festins*, auf denen in einem Abend oft viel Geld versplittert wird, kommen selten vor: er liebt mehr ländliche Feste; sein Militär kostet ihn auch wenig, vermutlich weniger als alle andern anhaltschen Häuser, die ganze Kompanien halten, wo er nur wenige Jäger hat, die wenigstens von öffentlichen Posten nur die beiden vor der Mühle und vor dem Schloß zu besetzen haben und in ihren grün und roten Röckchen und langen weißtuchenen Beinkleidern recht artig aussehen. Nur die Parforcejagd macht in Absicht auf die Pikörs, die vielen Pferde usw. eine unnütze Ausgabe und nimmt dem Fürsten viel Zeit weg: indes gibt sie doch mehreren Menschen Brot und dem Landmann Gelegenheit, Hafer und Heu abzusetzen, wenn das fürstliche nicht reicht. Über Wildschaden habe ich

auch nie sehr klagen hören; der Bauer darf seine Felder schützen, und in der Schonzeit werden von Dessau aus Jäger in die Gegend um Wörlitz kommandiert, welche das Wild vom Getreide verjagen. Die Ökonomie ist hier überall sehr gut beschaffen, man sieht nichts als reiche Felder und Wiesen, viel Roggen und besonders Rubsen und eine Menge Obst. Die Brache ist im Dessauischen ganz abgeschafft, da der gute Boden jährlich des Landmanns Muhn mit Wucher belohnen kann. Zuweilen muntert der Fürst durch Austeilung von Grundstücken zum Landbau auf; dies tat er z. B. dies Jahr in Wörlitz, unter der Bedingung, daß jeder sein neues Feld mit Hecken von einem gewissen Gestrauch einfassen sollte; auch ein paar Juden wurden hier mit bedacht. – Was die Landeskollegia betrifft, so bin ich nicht hinlänglich unterrichtet; meines Wissens sitzen aber dieselben Personen in den beiden Kollegien, welche die wichtigsten Sachen besorgen: der Kammer für das Finanzwesen und der Regierung für die Justiz; diese versammeln sich in einem artigen Gebäude an dem Markt in Dessau.

Den 16. früh um fünf Uhr fuhren wir mit preussischer Extrapost von Dessau ab und blieben bis hinter Stift Mosigkau auf der Köthner Chaussee, die in einer Allee von Kirsch- und Pflaumenbäumen durch schön bestellte Felder, aber auch einige Sandebenen hinläuft. Mosigkau ist ein ansehnliches dessauisches Dorf mit einem ganz gut gebauten fürstlichen Schloß, welches zu einer Stiftswohnung für einige Fräuleins eingerichtet ist. Wir passierten noch einige köthnische Dörfer, in deren einem wir etwas anhielten; es war ganz ansehnlich, hatte eine gut gebaute, massive Kirche, und ich freute mich, zu hören, wie zufrieden die Leute mit ihrem Fürsten und den geringen zu ent-

richtenden Abgaben waren. Der ganze Strich, den wir im Köthenschen und bis nach Bernburg bereiteten, bestand aus ganz gut bestellten Feldern, deren Boden aber um ein gut Teil zu fest und lehmicht ist, so daß weder Pflug noch Egge die Erdklöße zu bändigen vermag. Roggen wird viel gebaut; Wiesenwachs fanden wir sehr wenig. Bei Bernburg fiel mir der Rapsbau auf, der einen sehr festen Boden zu erfordern scheint. Der Raps ist eine Art Rübsen mit breiten Blättern, sein Samen gibt ein gutes Öl; hier schien er gut zu gedeihen. Um halb elf Uhr waren wir in Bernburg, wo eben Markttag war. Wir gingen auf den eben nicht beträchtlichen Markt in der Altstadt auf dem Schloßberg; unter dem jungen Frauenzimmer fielen mir viele edle Profile auf. Dieser Teil der Stadt wird durch die ziemlich breite Saale, auf der ein schönes Wehr und eine gut angelegte große Mühle angebracht ist, von der Neustadt getrennt und ist schlechter als diese gebaut; man findet in Bernburg mitunter gute Gebäude, zwischen denen aber auch viele schlechte Häuser stehn: die Regierung an dem Tor, das nach München-Nienburg führt, zeichnet sich vorteilhaft aus. Eine Kirche auf dem Schloßberg ist simpel, modern und gut gebaut, aber schlecht unterhalten; die Hauptkirche in dem jenseitigen Teil der Stadt ist ein in seiner Art schönes gotisches Gebäude und hat ganz gute Glasmalerei; das Rathaus ist gar nicht auszeichnend. Über die Saale führt eine feste Brücke von Holz, die aber auf Pfeilern von Quaderstücken ruht und zu der von der einen Seite eine Art von Tor oder Triumphbogen führt, der sich von weitem ganz gut präsentiert, dessen architektonische Verzierungen und Statuen aber eben keine Meisterstücke sind. In diesem Gebäude liegt eine Wache, und man gibt hier Brückengeld ab. Das bern-

burgsche Militär besteht nur aus dreißig Mann, die aber fast lauter schlanke, gut dressierte und auf preußischem Fuß sehr nett montierte Leute sind; sie zeichnen sich vor allen anhaltischen Soldaten vorteilhaft aus, denn die Zerbster sind meist klein und ganz schlecht dressiert, und die Köthner zwar meist schöne Leute, die aber sich nicht recht reinlich halten. Zu Blankenburg, wo der Fürst von Bernburg residirt, hält er noch eine Kompanie Dragoner, deren Zustand mir unbekannt ist. Das Bernburger Schloß, auf der Spitze des Schloßberges, ist ein äußerst weitläufiges, unregelmäßiges gotisches Gebäude, das einen weiten Hof einschließt und auf der einen Seite von einem breiten und tiefen Graben umgeben ist, auf der andern Seite fließt in schauerhafter Tiefe die breite und reißende Saale. Zwischen den Schloßmauern und diesem Abgrund ist ein wilder Spaziergang angelegt, von dessen Höhe man Stadt und Land, eine schöne, fruchtbare Ebene, die sich in hundert Krümmungen daherwindende Saale und an ihren Ufern die schönsten Wälder fernhin übersieht. Die vielen Zimmer des Schlosses, die wir diesmal nicht besahen, sind zum Teil kostbar, aber sehr altmodisch möbliert und sind meist unbequem angelegt. Pracht und etwas gar zu große Simplizität wechseln zuweilen sonderbar; so hat z. B. die junge Prinzessin ein kostbares Visitenzimmer und, weit davon entlegen, eine ordinäre, schmale, weißgetünchte Schlafkammer mit einem Fenster mit runden Scheiben, und in einem der großen Zimmer steht ein alter, geschmacklos gearbeiteter, aber kostbarer Schrank, der auf 3000 Taler geschätzt wird; er ward mir vor einigen Jahren als eine Rarität gezeigt, brauchbar ist er eigentlich nicht. Die Aussichten aus den Zimmern sind überaus schön: hinter dem Schloß ist ein weit-

läuftiger französischer Garten und an dessen Ende ein einigermaßen modernes Sommerhaus, dessen erstes Geschoß der Orangeriesaal ausmacht, dessen Außenseite mit Säulen verziert ist. Am Eingang des Schlosses ist die Hauptwache; der Posten hier vorm Gewehr und an der Brücke sind die einzigen Schildwachen: die kleine Wachtparade ist auf dem großen Schloßplatz, wo der Feldwebel seine Mannschaft, die ganz gut einexerziert ist, lange genug herumkommandiert. Nachdem wir uns die Stadt etwas angesehen und auf der Post selbst das Nötige bestellt hatten, speisten wir ganz gut in der „Goldnen Kugel“ in der großen Billardstube, wo wir die einzigen waren; der Gasthof ist mittelmäßig gut. Von eins bis vier Uhr fuhren wir durch schön bestelltes und gutes, nicht mehr so übermäßig festes Land nach Aschersleben, besahen uns diese große, fast durchgängig schlecht gebaute, aber bevölkerte und nahrhafte Landstadt und den großen grünen Schützenplatz mit einigen passablen Häusern vor der Stadt und tranken dann bei der Postmeisterin, deren Tochter höchst gesprächig war, Kaffee. Die hiesigen Friesfabrikanten setzen viele Leute in Nahrung, und das schöne weimarsche Kürassierregiment, das fast ganz oder größtenteils hier liegt, gibt auch zu vielem Erwerb Anlaß; jetzt steht es am Rhein gegen die Franzosen, und selbst sein Depot hat nachkommen müssen, da es wegen seiner Bravour überall gebraucht wird; man sah keinen einzigen Mann davon in der Stadt. Der Herzog von Weimar wendet viel auf dies Regiment, und man wird bei der Reiterei auch wenige Feldregimenter finden, die durchgängig an Offiziers und Gemeinen so schöne und große Leute hätten; ich sah sie mit Verwunderung, als das Regiment vor einigen Jahren in meiner Nachbarschaft in Quartier

lag. Selbst das Leib-Kürassierregiment darf sich in betreff der Leute mit ihm nicht messen, wenngleich seine Pferde und seine Fertigkeit im Manövriren vielleicht vorzüglicher sind. Ich freute mich, hier und späterhin in noch mehreren preußischen Städten beim gemeinen Mann so viel Liebe zu ihren Garnisonen und so viel Theilnahme an ihrem Schicksal zu finden, da wir Sachsen gewöhnlich die preußischen Untertanen wegen ihrer starken Garnisonen bedauern, da sie ihm doch Nahrung verschaffen und einen gewissen männlichen Geist mittheilen. Die hiesigen Häuser sind größtentheils von Fachwerk, und bei großen Gebäuden ragen ein, zwei Obergeschosse, auf die Balkenköpfe gestützt, über die unteren hervor; dies sieht gefährlich aus und würde es auch sein, wenn wir mit unserm schwachen Holz nachahmen wollten, was unsre Vorfahren mit den stärksten Stämmen bauten; die Gassen sind unreinlich. Die Hauptkirche ist groß, in gotischer Bauart und fest gebaut. Eine alte hohe Mauer mit massiven viereckigen Türmen mit langen pyramidalischen Schieferdächern, die auch über die Tore gebaut sind, laufen um die Stadt her. Diese Art der Befestigung ist hinlänglich für die alte Art des Angriffs mit Steinwerfern aus großen Maschinen, und zum Schießen mit Bolzen sind die Türme und die Brustwehren, die den Schützen vor dem feindlichen Geschoß sichern, recht brauchbar, aber jetzt wäre es wohl der Frage wert, ob man nicht wenigstens die Höhe um die Hälfte verringern könnte, um die schönen Steine zu benutzen; denn nur leichte Truppen werden von diesen Mauern abgehalten, wogegen ein Bataillon reguläre Truppen mit ein paar Zwölfpfündern in die wankenden Mauern bald eine Bresche schösse und den Ort besetzte, wenn man ihm die Tore verschließen wollte.

Alle Städte in diesen flachen Gegenden, große und kleine, sind auf diese Art befestigt und bekommen dadurch ein sehr rauhes Ansehn. – Man baut jetzt hier zum Teil mit kleinen Ziegeln, welche die armen Leute selbst zu streichen scheinen und sie dann auf der Gasse usw. bloß an der Luft und Sonne trocknen. Die Sprache des gemeinen Mannes ist hier schon platt, klingt aber fein und angenehm.

Von halb sechs bis elf Uhr fuhren wir in einer Kuriertalesche auf dem Stroh hingestreckt nach Halberstadt; bei wütendem Sturm, der Ströme von Staub über uns und die Felder in der Gegend hergoß, und dann in Regen und endlich, als es ganz finster ward, einem heftigen Schneegestöber. Wir hielten in Hoym, einem schönen schaumburgschen Flecken, und dann, als wir die angeschwollne Bode passiert waren, in Dittfurt, einem gleichfalls schaumburgschen Ort, an. Dittfurt liegt sehr romantisch, dahinter drängt sich der Weg durch eine lange Schlucht. Übrigens ging das Land allmählich aufwärts, der Boden war gut, auch die Feldbestellung. In Halberstadt traten wir im „König von Polen“ ab und bekamen eine kleine Stube hinten hinaus, wo ich, nachdem ich einen Expressen mit einem Brief nach Wernigerode abgefertigt hatte, vortrefflich schlief. Wir hatten in achtzehn Stunden zwölf Meilen gemacht: in dem ganzen Strich, den wir passiert waren, hat man Winterung, Sömmern und Brache.

Den 17. standen wir erst um acht Uhr auf, bezogen eine große tapezierte Stube vorn heraus und gingen dann auf die Spiegelberge, eine halb englische, halb französische Anlage auf einem Berg, der sich mitten in schönen Fruchtfeldern erhebt und auf einer Seite mit mehreren Hügeln zusammenhängt. Einige wilde Partien, leider noch ohne alles Grün; ein nach-

geahmter Felsen, der zugleich einen Pavillon auf der Bergspitze formierte, von dem man auf die Ebene, die Stadt und die Ortschaften umher eine schöne Aussicht hatte; eine unterirdische Einsiedelei, die aus mehreren gewölbten Grotten bestand, und das große, 1800 Oxhoft haltende Faß in einem Kreuzgewölbe waren die hiesigen Merkwürdigkeiten. Ein Tannenwäldchen, in dem eine feierliche Stille herrschte, muß in heißen Tagen seiner Kühlung wegen sehr angenehm sein; dicht dabei steht ein offner Pavillon, in welchem der Körper des Domdechants v. Spiegel, der diesen Garten anlegte, in einem hölzernen Sarge aufbewahrt wird; er verlangte einen schwarz-marmornen Sarg, sein Sohn hat es aber bisher dabei bewenden lassen. Dieser wendet wenig auf diese für Halberstadt wohltätige Anlage, welche daher in Verfall kommt; er selbst hält sich auf seinen etwas entlegenen Gütern auf. – Die Kluse, zwei nicht weit von eben erwähntem Garten entlegene Sandsteinfelsen, die sich auf zwei pyramidalisch in die Höhe steigenden Hügeln erhebt, hat ihren Namen von einer in den oberen Teil des einen Felsens gearbeiteten Grotte, die sehr geräumig ist, und mehrere Höhlen hat, auch aus ihren Öffnungen eine ganz artige Aussicht auf die Ebene gewährt, die man auch von der Plattform auf dem Felsen genießt. Es sind außerdem mehrere kleinere Grotten in dem beträchtlich großen Felsen, die in horizontalen Schichten aufeinanderliegen: die Hügel liegen in einer Kette von mehreren Sandbergen, die aber alle nicht mit Gesträuch, sondern mit Gras und Heidekraut bewachsen oder kahle Sandberge sind, auf denen hie und da seitwärts eine Felsenecke hervorsieht. Zwischen den Hügeln bildet sich ein krummes Tal, in welches von dem größten Felsen herab ein Sturz von

Felsstücken in einer Unordnung daliegt, als hätte sie ein Erdbeben dahergeschüttet. Auf dem Rückweg nach der Stadt bedeckte uns ein Schloßenwetter mit Eis; wir trockneten uns in der großen Wirtsstube, aßen ganz gut zu Mittag und besahen den Dom, der zwar gotisch, aber mit einer Simplizität und einem so edlen Stil gebaut ist, wie ich noch in keiner gotischen Kirche fand; daher hätte ich gern das Jahrhundert erfahren, in welchem sie gebaut ist. Die Werkstücken sind von einem gelblichen Sandstein, der fast wie poliert aussieht: das Kolossalische des Magdeburger Doms ist freilich hier nicht, aber die Höhe der Wölbung mag doch auch 50 bis 60 Ellen betragen; wie gewöhnlich stehn an der einen Giebelseite zwei große viereckige Türme, die aber hier sehr gut und einfach verziert sind; inwendig teilen zwei Reihen auf gotische Art zusammengebundener Säulen die Kirche in das eigentliche Schiff und zwei breite Seitengänge und tragen nebst den Kirchwänden die dreifache Wölbung. Nach hinten zu ist der nach allen Seiten zugebaute und nur oben offene Chor zum Absingen der Horen. Die Glasmalerei ist ganz merkwürdig. Ein Gang nach dem reichen Dominikanessenkloster St. Burchardi, das vor der Stadt mitten in einem schönen und weitläufigten Wirtschaftshof liegt, war vergeblich. Das Barfüßer- oder Franziskanerkloster in der Stadt zeigte uns ein freundlicher alter Vater, von dem wir zugleich manches Merkwürdige über ihre Verfassung erfuhren, z. B. von den Seminarien, wo ein Teil der *fratrum*, der nachmals ordiniert wird, Theologie studiert, eine Einrichtung, die auch in diesem Kloster war, und ferner von den Missionarien, welche aus den ansehnlichen Klöstern in *partes infidelium* geschickt werden und dort (in bürgerlicher Kleidung) Proselyten zu ma-

chen suchen. Er ließ uns dies zwar nur halb merken und sprach eigentlich nur von denen, die im stillen ihren Glaubensgenossen die *sacra* administrieren, ich habe aber zur Bestätigung dieser Nachricht *à la Nicolai* späterhin manches gehört.

Das hiesige Kloster, ein schönes Gebäude *en quarré* von schönen Werkstücken, die ziemlich einfache und helle gotische Kirche, deren Innres bloß die schlechten Statuen der Apostel und dergleichen mehr verunstalten, liegt seitwärts an. Der Kreuzgang, an dem die Zellen liegen, ist breit und hell, und der Gang, der im untern Geschoß um den viereckichten Hof herumgeht, ist so gut als vier Säle. In Zellen kamen wir nicht, weil eben Gebet in der Kirche, und also keiner von den 26 Mönchen in seiner Wohnung war; so viel ich weiß, macht ein Strohlager, ein Stuhl und ein Tischchen die ganze Möblierung aus; wer nicht zum *seminario* gehört, muß von einer tödlichen Langeweile gedrückt werden. – Es sind in Halberstadt sieben Kloster, vier Monchs- und drei Nonnenklöster, die Zahl der Kirchen von verschiedenen Religionsverwandten ist beträchtlich. Die Stadt ist groß genug, hat aber mit recht artigen Gebäuden auch sehr alte untermischt; auf dem Domplatz findet man unter den Kurien der Domherrn ganz gute Häuser, z. B. die des Domdechanten Graf von Wernigerode. Das hiesige Volk hat etwas Kurzes und Determiniertes. – Das Vorfahren unsrer Extrapost verhinderte uns, um fünf Uhr zum siebenjährigen Domherrn Gleim zu gehn, der jeden Besuchenden gern sieht und mit Höflichkeit aufnimmt. Wir fuhren bei jämmerlicher Kälte und durch schön hügelichte Gegenden, auf denen man zuerst wieder Holz sieht, welches in dem ganzen Strich von Dessau bis hierher mangelt, nach Wernigerode, wo

wir um acht ankamen. Meine Tanten empfingen uns sehr liebeich in ihrer ganz artig möblierten Wohnung auf dem Schloßberg, die aus fünf Zimmern und drei bis vier Kammern besteht, hatten ein feines Abendessen für uns anrichten lassen und wiesen uns ein Logis von zwei Zimmern und einer Kammer an, vor deren Fenstern das Gebirge sich in einiger Ferne amphitheatralisch erhob. Da wir uns hier gewissermaßen häuslich niedergelassen hatten, schliefen wir noch einmal so gut als sonst. Meine Tanten, die mir ungemein viel Liebe bezeugten, hatten uns herrlich besorgt. Am 18. verging der Vormittag mit Journal-schreiben, Frisieren und Anziehen; an Ausgehn war wegen heftigem Schnee und Regen nicht zu denken. Gegen zwölf fuhren wir mit meinen Tanten aufs Schloß, wohin wir, da der Graf verreist war, von der Gräfin zur Tafel geladen waren, die aus zwanzig Kuverts bestand; der Saal war ganz artig und die Tafel gut serviert. Nach Tische blieben wir bis gegen Abend bei der gräflichen Familie, welche aus der Gräfin, ihrer Schwester, vier beinahe erwachsenen Komtessen, noch zwei Damen und den zwei noch unerwachsenen Söhnen besteht, die aber kei-n-mal in diesem Zirkel erschienen. Eine gewisse Herzlichkeit und ein äußerst zuvorkommendes Wesen machte diese Gesellschaft überaus angenehm und liebenswürdig, und das Betragen, welches gegeneinander beobachtet wurde, gab mir, besonders als in den folgenden Tagen auch der Graf in diesem Kreis war, das Ideal einer glücklichen und zufriedenen Familie. Das Schloß, das auf einem hohen und steilen Berg liegt, wird durch die Aussichten aus seinen Zimmern, die heitere Luft, welche daselbst herrscht, und den es zum Teil umgebenden Lustwald ein anmutiger Wohnort; denn um dieser Schönheiten

willen kann man wohl die Unbequemlichkeiten des Herauf- und Herunterfahrens oder -gehens und die Rauheit der Luft vergessen. Man mag sich stellen, an welches Fenster man will, die in den Hof abgerechnet, so findet man fast immer eine reizende und romantische Aussicht vor sich. Auf der einen Seite breitet sich das friedliche Wernigerode am Fuß des Schloßbergs aus, und hinter demselben laufen aufwärts nach dem Gebirge einige sich bald verengende, bald erweiternde Täler hin, in deren Mitte die Renne, wie ein nachlässig auf einen Tisch gelegter Silberfaden, sich daherschlingelt. Im schönsten Grün zerstreute Ortschaften wechseln mit dunklem Schwarzholz und frischen Saatefeldern in diesen schönen Tälern, an deren Seiten sich anfangs ein fruchtbares Land fernhin erstreckt, bis sie sich endlich in waldichten Hügeln verlieren, hinter denen sich immer höher und in immer schwächerem, erbleichendem Blau das Harzgebirge erhebt. Auf einer andern Seite sieht man tief unter sich in den Kessel eines unregelmäßigen Tales, das dennoch durch das sanfteste Grün, welches seinen Boden überzieht, und durch einen mit Laubholz aller Art bewachsenen Berg, dessen Seiten sich bald senkrecht an dem Abgrund erheben, bald in allmählichem Abhang sich in das Tal verlieren, einen anmutigen Anblick gewährt. Zwischen schroffen Felswänden drängt sich auf einer andern Seite ein anderes mit einem Grund von wolüstigen Kräutern, auf denen üppiges Gesträuch in die Höhe wuchert, sich in schön gerundeten Krümmungen durch angenehm belaubte Hügel dahervindet. Immer rauher und immer wilder werden hinter dieser Szene die Vorgebirge des Harzes, welche finstrer Kiefernwald deckt, bis endlich eine sich amphitheatralisch erhebende Bergkette den Schau-

platz umschließt und in ihrer Mitte aus ferner Bläue der Brocken sein weißes Haupt kolossalisch gen Himmel streckt. Nächst diesen schönen Aussichten müssen die artig geordneten, geschmackvoll moblierten und mit Landschaftszeichnungen und Kupfern ausgehängten Zimmer und eine Bibliothek von etwa 40000 Bänden den Aufenthalt auf diesem alten, unregelmäßig gebauten Schloß, das sich in der Ferne wie eine raue aufgetürmte Felsmasse präsentiert, sehr angenehm machen. Die Bibliothek ist gut geordnet und hat einen eignen Bibliothekar an Herrn Benzler, einem arbeitsamen Mann; 200 Taler, die jährlich zur Vermehrung derselben ausgesetzt sind, langen freilich bei weitem nicht hin, um in allen gelehrten Fächern das Nötige anzuschaffen. Für Theologie sind viele schöne, alte Werke, viel für Kirchen- und für Staatengeschichte, auch manche juristische Fächer sind gut besetzt, aber für allgemeine Weltgeschichte ist wenig da. Ein paar schöne Ausgaben von Voltaire und Rousseau, ein „Koran“, ein Hans Sachs, die Altertümer von Pompeji und Lavaters „Physiognomik“, die ich mir in mein Logis geben ließ, schienen die Merkwürdigkeiten zu sein, auf die man die Fremden am meisten aufmerksam macht. Es ist wohlthätig vom Grafen, daß er in die Stadt und besonders in die Stadtschule, die ganz gut eingerichtet sein soll, Bücher zu verborgen erlaubt hat. Merkwürdig ist die Maschine, welche die nach dem Alphabet geordneten Folianten des Bücherkatalogs trägt; sie könnte in großen Bibliotheken mit Nutzen nachgeahmt werden: sie besteht in folgendem Mechanismus: eine eiserne Horizontalwelle mit einem Drilling liegt an beiden Enden auf einem Gestelle auf und macht den Mittelpunkt von zwei nahe beieinander angebrachten vertikalen eisernen Kreuzen aus,

die eine Höhe von etwa fünf Schuhen im Diameter haben, und deren jedes von einem eisernen Reifen umgeben wird. Der Drilling greift in sechs vertikale, in der Rundung um ihn angebrachte eiserne Stirnräder. In einer Entfernung von etwa sechs Schuhen ist ein ähnlicher Mechanismus angebracht, und beide Raderwerke sind durch sechs Horizontalbretter verbunden, die an den schmalen Enden in Zapfen ausgehn, welche in das Zentrum der sechs Stirnräder so eingelegt sind, daß sie beweglich bleiben: auf diesen Brettern nun liegen die aufgeschlagenen Folianten. Der Nutzen besteht darin, daß, sowie man an einem von den Reifen dreht, der an der Welle des Kreuzes angebrachte Drilling gleichfalls gedreht wird und durch seine mittelst einer eisernen Stange bewirkte Verbindung mit dem Drilling des andern Raderwerks bei dieser ein gleiches veranlaßt. Beide Drillinge setzen nun die sie umgebenden sechs Stirnräder in Bewegung, wodurch denn auch die in dem Zentro dieser Räder ruhenden Bretter im Kreis herum bewegt werden und die Peripherie des Zirkels beschreiben, an welchem die Zentra der Stirnräder Punkte sind, so daß man das Brett vor sich bekommt, auf welchem der Foliant liegt, den man sucht. Die Bretter bleiben dabei vermöge ihrer Schwere und vermöge der Schwere der Bucher horizontal, weil sie in dem Zentro der Stirnräder beweglich sind. Auf der hiesigen Bibliothek sind zwei solche Maschinen.

Abends aßen wir wieder mit den Tanten alleine, bei denen wir ganz als Hauseinwohner und mit einer Liebe behandelt wurden, die mir den hiesigen Aufenthalt überaus versüßte und mir meine Tanten, die ich vorher wenig gekannt hatte, erst recht lieb machte.

Den 19. früh ging ich zum regierenden Herrn, der eben aus Halberstadt angekommen war, aufs Schloß und fand an ihm einen sehr leutseligen Mann, der bei vieler Würde äußerst freundschaftlich gegen mich war. Wir gingen dann mit meiner zweiten Tante in die Orangerie, einen großen und hohen Saal, dessen Orangenbaume verkauft worden sind; an den Seiten stehn in Gewächshäusern manche merkwürdige Pflanzen, und zugleich ist hier eine sehr einfache Einrichtung, um den Tannensamen aus den Tannenzapfen zu gewinnen. In einiger Erhöhung von der Erde sind auf einem Gerüste Leisten, etwa zwei Zoll jede von der andern, genagelt; auf diese schüttet man die Tannzapfen, läßt sie ruhn, bis die Hitze des Gewächshauses sie zum Aufspringen gebracht hat, wobei sie auch sehr mürbe werden, dann arbeitet man sie mit einem Rechen durcheinander, wodurch veranlaßt wird, daß die Samen mit ihren blätterartigen Flügeln zwischen den Leisten hindurch auf den flachen Boden fallen. – Mittags speisten wir in Gesellschaft einer verwitweten Frau von Aderkas und ihrer *nièce*, zwei Bewohnerinnen des nämlichen Gartenhauses, bei meinen Tanten, und dann ritten wir auf herrschaftlichen Pferden mit einem Reitknecht des Grafen nach Ilseburg, eine Meile von Wernigerode. Mir hatte der Graf sein Leibpferd „Mylord“, einen großen und schönen Braunen, gegeben. Auf dem Weg nach Ilseburg kamen wir durch viel fruchtbaren, doch etwas zu lehmichten Boden und eine Fläche, die seitwärts an den waldigen Vorbergen des Harzes hinläuft, in welche sich zuweilen ganz artige Aussichten eröffnen. Vor Ilseburg kommt man durch einen schönen Eichenwald und passiert die Ilse, deren klares Wasser sich reißend zwischen buschichten Ufern, durch deren helles Grün hie und

da ein Bauernhof durchscheint, und zwischen Felsenstücken hindurch drängt. Der Ort selbst ist beträchtlich groß und war für mich wegen seiner Eisenwerke merkwürdig. Ein höflicher und, wie es schien, wegen seiner Kenntnisse geschätzter Mann fuhrte mich herum in Gesellschaft dreier Forstjunker: von Landwüst, den ich schon nebst seinem Vater, dem hiesigen Oberforstmeister, auf dem Wernigeroder Schloß hatte kennenlernen, von Malorti aus dem Hannoverschen und von Löwenklau. Wir besahen die Rösthaufen, die sämtlich frei liegen und mit Holz angezündet werden; das Pochen unter dem großen Hammer; die Schliche, die nach Beschaffenheit des Eisensteins mit viel oder wenig Kalk und Schlacken beschickt in Vorrat lag, und die beiden hohen Öfen, die meist nur wechselsweise gehn. Sie bekommen ihr Wasser von einem Arm der Ilse, und wenn dieser nicht hinreicht, aus einem großen und schönen Hammerteich, an dessen Ufern man ganz artige Ausichten antrifft: an dem Arm der Ilse war eine doppelte Schlackenwäsche, deren jede aus einem Wasserrad und Daumenwelle besteht, die drei oder vier Stampfer hebt, welche in einem Kasten die durch einen Hüttenjungen untergeschobenen Schlacken zerstampfen, worauf das Wasser, das man in Rennen stark oder schwach vom Wasserrad auf den Kasten laufen läßt, die leichteren Teile wegnimmt, während die schwereren sich setzen und mit Schaufeln herausgehoben werden. Merkwürdig war mir das Formenmachen für den hohen Ofen, weil ich es zum erstenmal sah: ein besonders angestellter Formenmacher arbeitete alleweile noch an den Formen zu den Eisenröhren usw. bei der Feuermaschine, welche inskünftig statt der Windmühlen das Wasser auf die preussischen Gradierwerke bei Halle pumpen wird. Die

Form wird von Lehm gemacht und besteht aus dem Kern oder dem Körper, welcher den innern Raum des zu gießenden Gefäßes füllen soll, und dem Mantel oder der äußeren Lehmwand, welche aus zwei Stücken besteht und den zu gießenden Körper von außen umgeben soll: zwischen beiden bleibt der leere Raum, in welchen durch ein in dem oberen Teil des Mantels angebrachtes Loch das in Fluß gebrachte Eisen gegossen wird. Die Hüttenwerke bestehn aus drei Frischfeuern, zwei Zainhämmern und einer Drahhütte. In dem Stab- und dem Zainhammer, den wir besahen, fiel mir nichts Besonderes auf, als daß das Schmiedeisen sehr geschmeidig war, wodurch es sehr geschickt wird, in der Drahhütte gezogen zu werden.

TAGEBUCHBLATT AUS TENNSTEDT

Dieses duftige Prosa-Aquarell schildert den Verliebten in seiner Sehnsucht nach Sophie von Kuhn, die er im November 1794 während seiner Tätigkeit als Amts-aktuarius in Tennstedt kennen gelernt hatte. Es scheint in den ersten Monaten seiner schicksalsschweren Liebe entstanden zu sein.

Ich ritt heute früh sehr heiter von hier weg. Lützen-Sömmern hatt' ich bald erreicht. Anstatt gerade zu auf Greussen loszureiten, verirrte ich mich nach Gangloff-Sömmern. Der Umweg ist nicht bedeutend, und fünf Minuten vor neun Uhr zeigte mir ein Mann schon das Grüninger Schloß von fern. Ich ritt brav zu. Noch vor ein Viertel auf zehn Uhr ritt ich durchs Wasser und war mit Leib und Seele in Grüningen. Mein Leib traf vielmehr meine Seele schon dort. Im Dorfe dicht am

Torweg zu der Wirtschaft hielt ich, band mein Roß an das Grüninger Halseisen – das Haus, vor dem ich hielt, war sicher die Fronfeste. Ich frug nach jemandem, der einen Brief aufs Schloß trüge. Eine junge Frau fand sich. Den Leuten schien ich verdächtig. Sie lachten vor sich und erzählten mir: der Herr sei nicht zu Haus. Ich trug der Überbringerin auf, zu sagen, der Brief sei von Tennstedt und der Bote sei sogleich wieder zurückgekehrt – tausend Komplimente und Empfehlungen noch Sie ging darauf fort, und ein junges andres Weib sagte zu mir, es sollte wohl ein Geheimnis sein, und mochte mich wohl halb und halb für *den* halten, der ich wirklich war: für einen Verehrer einer der Damens auf dem Schlosse. Ich hinterließ ihr noch, im Fall, daß nach mir gefragt würde, den Auftrag, ich sei sogleich wieder nach Tennstedt geritten zum Spazierritt. Ich schlich mich langsam zum Dorfe hinaus. Jenseits des Wassers sah ich das gelbe Schloß sehnsuchtsvoll an – und trabte von dannen. Alle zehn Minuten hielt ich und sah mich um. Die Gegend ist mir so lebendig geworden; ich wollte sie im Kopfe zeichnen. Auf dem Rückweg traf ich die rechte Straße und erblickte bis vor Lützen-Sömmern noch Grünigen. Ich bin fest überzeugt, daß man es mit Fernröhren eine halbe Stunde von hier noch muß sehn können. Trotz des vielen Haltens, des sanften Trabs und des schlechten Wegs hin und wider bin ich noch nicht sieben Viertelstunden zurückgeritten. Um ein Viertel auf acht Uhr ritt ich hier weg, ritt sehr langsam von hier aus, verirrte mich um zwanzig Minuten und war doch fünf Minuten nach zwölf wieder hier und hielt mich doch in Grünigen über eine Viertelstunde auf.

Im Sommer, bei gutem Weg und einem raschen Pferde getrau ich mir bequem in neun Viertelstunden

hin und her zu reiten. Zu Fuß geh ich hin in neun Viertelstunden. Der Baum vor Lutzen-Sömmern und dicht über Lützen-Sömmern sieht man Grünungen schon mit bloßen Augen. Meinen Weg hab ich in einen Riß gebracht.

NOTIZEN AUS WEISSENFELS

Frühjahr 1796

Sollte der Fehler, warum ich nicht weiter komme, etwa darin liegen, daß ich nicht ein Ganzes fassen und festhalten kann?

Übe dich in der Langsamkeit!

Ich bin zu sehr an der Oberfläche – nicht stilles, innres Leben – Kern – von innen aus einem Mittelpunkt heraus wirkend, sondern an der Oberfläche – im Zickzack – horizontal – unstet und ohne Charakter – Spiel – Zufall – nicht gesetzliche Wirkung, Spur der Selbständigkeit – Äußerung *eines* Wesens.

Innerliches Hören, wie innerliches Sehn.

Man muß alle seine Kräfte üben und regelmäßig ausbilden – die Einbildungskraft – wie den Verstand – die Urteilskraft etc. Die Vernunft baue ich jetzt an und die verdient es auch am ersten, denn sie lehrt uns den Weg finden.

Jetzt kann ich nichts Besseres tun, als die Studien vollenden, und Französisch langsam treiben. Zwei bis drei Stunden alle Tage müssen auf die Länge etwas fruchten. Vor Vollendung der Studien kann ich auch nicht gut an andre Wissenschaften denken oder selbst Okkupationen vornehmen. Mein Geist wird sehr durch das Studium der französischen Sprache gewinnen, denn ich werde besonnener, ge-

wandter und reicher an Wendungen. Je ruhiger und freier ich arbeiten werde, desto fester und egalere muß mein Stil werden.

Studien – Französisch – Schöne Wissenschaften – Briefe – Offizialia – Offiziallektüre.

Warum muß ich nur alles *peinlich* treiben – nichts ruhig – mit Muße – gelassen?

Gleichmut – selbst bei den hoffnungslosesten Zufällen, z. B. bei Sophie.

Hüte dich, über die Mittel nicht den Zweck zu verlieren – den reinen Charakter der Menschheit – schlichtes, verständiges, humanes Betragen!

KLARISSE

Novalis hat in dieser grausam-präzisen Charakterstudie, die seine kindliche Braut Sophie von Kühn porträtiert und mit naturalistischer Schürfe die weitverbreitete Ansicht widerlegt, die Romantiker seien nur verschwommener Prosa fähig, den Vornamen einer damals berühmten Romanheldin, der „Clarissa Harlowe“, durch die der Engländer Samuel Richardson in Form eines rührsamen Briefromans auf die Entstehung von Goethes „Werther“ und Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ entscheidend einwirkte, als leichte Tarnung benutzt. Das Blatt ist während der Erkrankung der Geliebten im Herbst 1796 oder zu Beginn des Jahres 1797 entstanden. „Ma chère“ ist Sophies treue Erzieherin, Jeanette Danscour, die ihre humorvolle Vertraute war.

Ihre Fröhlichkeit. Sie wünscht, allen zu gefallen. Ihr Gehorsam und ihre Furcht vor dem Vater. Ihre Dezenz, und doch ihre unschuldige Treuherzigkeit. Ihr Steifsinne und ihre Schmiegsamkeit gegen Leute, die

sie einmal schätzt oder die sie fürchtet. Ihr Betragen in der Krankheit. Ihre Launen. Wovon spricht sie gern? Artigkeit gegen Fremde. Wohltätigkeit. Hang zum kindischen Spiel. Anhänglichkeit an Weiber. Ihre Urteile. Gesinnungen. Anzug. Tanz. Geschäftigkeit im Hause. Liebe zu ihren Geschwistern. Musikalisches Gehör. Ihre Lieblinge. Geschmack. Religiosität. Freier Lebensgenuß. Liest sie gern? Hang zu weiblichen Arbeiten. Sie will nichts sein. Sie ist etwas. Ihr Gesicht – ihre Figur – ihr Leben, ihre Gesundheit – ihre politische Lage. Ihre Bewegungen. Ihre Sprache. Ihre Hand. Sie macht sich nicht viel aus Poesie. Ihr Betragen gegen andre, gegen mich. Offenheit. Sie scheint noch nicht zu eigentlichem Reflektieren gekommen zu sein. Kam ich doch auch erst in einer gewissen Periode dazu. Mit wem ist sie zeit-
lebens umgegangen? Wo ist sie gewesen? Was ißt sie gern? Ihr Betragen gegen mich. Ihr Schreck vor der Ehe. Ich muß sie recht nach ihren Eigenheiten fragen. – So auch die *Ma chère*? Ihre Art sich zu freuen – zu betrüben. Was ihr am meisten von Menschen und Sachen gefallen. Ist ihr Temperament erwacht? Was sie zur Justen gesagt hat. Ihr Tabakrauchen. Ihre Anhänglichkeit an die Mutter als Kind. Die Anekdote mit Selmnitz – von Vatern. Ihre Dreistigkeit gegen den Vater. Ihre Konfirmation. Sie hat von der *Ma chère* einmal Schläge gekriegt. *Je reviens*. Ihre Gespensterfurcht. Ihre Wirtschaftlichkeit. Heynemann. Drei Reiter ritten ums Tor herum. Wie sie der Dieb hat halten wollen. Gesicht bei Zoten. Talent nachzumachen. Ihre Wohltätigkeit. Urteile über sie. Sie ist mäßig – wohlthätig. Sie ist irritabel – sensibel. Ihr Hang, gebildet zu sein. Ihr Abscheu vor dem Vexieren, dem Geträtsche. Ihre Achtsamkeit auf fremde Urteile. Ihr Beobachtungsgeist. Kinder-

liebe. Ordnungsgeist. Herrschsucht. Ihre Sorgfalt und Passion für das Schickliche. – Sie will haben, daß ich überall gefalle. Sie hats übelgenommen, daß ich mich zu früh an die Eltern gewandt habe und es mir zu bald und zu allgemein merken lassen. Sie hört gern erzählen. Sie will sich nicht durch meine Liebe genieren lassen. Meine Liebe drückt sie oft. Sie ist kalt durchgehends. – Ungeheure Verstellungsgabe, Verbergungsgabe der Weiber überhaupt. Ihr feiner Bemerkungsgeist. Ihr richtiger Takt. – (Alle Weiber haben das, was Schlegel an der schönen Seele tadelt.) Sie sind vollendeter als wir. Freier als wir. Gewöhnlich sind wir besser. Sie erkennen besser als wir. Ihre Natur scheint unsre Kunst – unsre Natur ihre Kunst zu sein. Sie sind geborne Künstlerinnen. Sie individualisieren, wir universalisieren. Sie glaubt an kein künftiges Leben, aber an die Seelenwanderung. Schlegel interessiert sie. Sie kann zu große Aufmerksamkeit nicht leiden und nimmt doch Vernachlässigung übel. Sie fürchtet sich so vor Spinnen und Mäusen. Sie will mich immer vergnügt. Die Wunde soll ich nicht sehn. Sie läßt sich nicht duzen. Ihr H auf der Wange. Liebessessen: Kräutersuppe – Rindfleisch und Bohnen – Aal. Sie trinkt gern Wein. Sieht gern etwas, liebt die Komödie. Sie denkt mehr über andre als über sich nach.

BETRACHTUNG AUS DEM FRÜHSOMMER 1797

Verbindung, die auch für den Tod geschlossen ist, ist eine Hochzeit, die uns eine Genossin für die Nacht gibt. Im Tode ist die Liebe am süßesten; für den Liebenden ist der Tod eine Brautnacht – ein Geheimnis süßer Mysterien.

Ist es nicht klug, für die Nacht ein geselliges Lager zu suchen?

Darum ist klüglich gesinnt, der auch Entschlummerte liebt.

Die Abenddämmerung ist immer eine wehmütige, wie die Morgendämmerung eine freudige, erwartungsvolle Stunde.

TAGEBUCH NACH SOPHIES TOD

18. April bis 17. Juli 1797

Nach dem Tod seiner Braut begann Novalis am 18. April ein Tagebuch, das als Stenogramm seines psychischen und physischen Zustandes in der deutschen Literatur einzigartig ist. Als habe seit dem Hinschied Sophies für ihn ein zweites Leben begonnen, hat der werdende Dichter als Daten die Tage eingesetzt, die seit Sophies Tod vergangen sind. Selber zum Tod entschlossen, kämpfte er mit schonungsloser, manchmal beinahe affektiert anmutender Offenheit gegen den Anspruch an das Leben, der sich bei ihm elementarisch meldete. Man kann aus diesen Exerzitien zur radikalen Selbstbeobachtung und kritischen Selbsterziehung den genauen Barometerstand seiner Gefühle ablesen. Novalis hat sich mit diesem pietistischen Verfahren ganz im Sinne seines Vaters das Tor zum christlichen Glauben aufgesprengt. Die „Hymnen an die Nacht“ und die späteren Werke sind fortan vom Schimmer der christlichen Religion umgoldet.

Tennstedt, den 18. April, 3. Osterfeiertag

Früh sinnliche Regungen. Mancherlei Gedanken über sie und über mich. Philosophie. Ziemlich heiter und leicht. Der Zielgedanke stand ziemlich fest. Ge-

fühl von Schwäche – aber Extension und Progression. Moritz. Bei Tisch und nachher heiter und gesprächig. Just spielte das Lied: „Sing, o Lied! und Zitherspiel.“ Im „Wilhelm Meister“ fiel mir eine passende Stelle aus dem vierten Buche – im Selbstgespräch Meisters – auf. Nachher ging ich herauf und schrieb an den Erinnerungen. Recht aufgelegt zum Denken und Arbeiten war ich nicht; schein es überhaupt nachmittags nicht zu sein, vielleicht hindert mich auch die Gesellschaft. – Alle Gesellschaft, wo ich nur gebe, bekömmst mir nicht.

32. Tag

19. April

Früh mancherlei wegen des Entschlusses – gewankt und geschwankt – dann Philosophie. Mittags heiter – um zwei Uhr hinauf – Philosophie. Nachher meine älteren Bemerkungen durchgegangen, dann spazieren. Abends noch die ältern Briefe absolviert. Ein Brief von Karolinen – ein wenig gerührt – ein Gedicht von Landvoigt – Frauen Rahel und Karoline Just nach Grüningen. Ich zeigte der Kreisamt-männin Sophiens Porträt. Wir sprachen viel von ihr. Im ganzen den Tag heiter und ruhig.

33. Tag

20. April

Heute viel an Sophie gedacht. Früh nicht recht aufgelegt – gegen Mittag besser. Nachmittag wieder so – nicht recht heiter, aber gefühlvoller als sonst. *Con amore* hab ich jedoch an den Erinnerungen geschrieben. Abends las ich ältere Briefe von mir an die Justen. Spät ward ich aufgeräumt, doch befand ich mich nicht wohl. Im ganzen hab ich jedoch heute

manch Gutes gedacht. Früh schrieb ich an den Hauptmann und gratulierte Karolinen in Grünigen zu ihrem Geburtstage.

34. Tag

21. April

Früh sinnliche Phantasien. Dann ziemlich philosophisch, Rockenthiens kamen. Ich blieb den ganzen Tag in einer gleichgültigen, mithin für die Gesellschaft ziemlich aufgelegten Stimmung. Ich fühlte mich zuweilen nicht ganz wohl. Im „Meister“ las ich nachmittags unten einiges, wobei mir manches Interessante über meine bisherige Bildung einfiel. An Sophie hab ich oft, aber nicht mit Innigkeit gedacht, an Erasmus kalt. Auch heute hab ich zuviel gegessen.

36. Tag

23. April

Heute früh viel vernünftiger als gestern. Viel Gutes niedergeschrieben. Nach Tisch Kaffee im Garten, recht windstill einmal in mir. Oft an Sophie und den Entschluß gedacht. Abends in Youngs „Nachtgedanken“ geblättert. Viel über „Meister“ nachgedacht. Sonst in der gewöhnlichen Gesellschaftsstimmung.

Im ganzen bin ich heute viel besser mit mir zufrieden als gestern.

37. Tag

24. April

Der Kopf war mir zwar nicht recht heiter, aber doch hatt ich früh eine *selige* Stunde. Meine Phantasie war zwar zuweilen ein wenig lüstern – doch war ich heute ziemlich gut. Nachmittags war der Kopf hell. „Meister“ beschäftigte mich den ganzen Tag.

Meine Liebe zu Sophien erschien mir in einem neuen Lichte. Abends sprach ich wieder viel freilich, doch dachte ich einmal dazwischen an meine Vorsätze darüber. Der Entschluß stand recht mutig. Sophie wird immer besser gehen. Ich muß nur immer noch mehr in ihr leben. Nur in ihrem Andenken ist mir wahrhaft wohl.

38. Tag

25. April

Heute männlich und wohl. Früh nichts als „Meister“. Viel an Sophie gedacht – mutig und frei. Unten zwar viel gesprochen, aber doch einigemal besonnen.

Abends einen lebhaften Eindruck ihres Todes. Im ganzen kann ich heute ziemlich zufrieden sein. Mein Kopf war hell, und ich fühlte mich vorzüglich fest und männlich.

39. Tag

26. April

Früh einiges über „Meister“. Nachher exzerpiert. Nachmittags im Amte gearbeitet.

Im ganzen kann ich zufrieden sein; ich habe zwar mit Rührung nicht an sie gedacht, ich bin fast lustig gewesen; aber doch gewissermaßen ihrer nicht unwert – ich habe zuweilen männlich an sie gedacht. Den Morgen hatt ich die fatale, drückende, bängliche Empfindung des eintretenden Schnupfens. Der Entschluß stand fest. Mit der Mäßigkeit und der Geschwätzigkeit hinkte es.

40. Tag

27. April

Früh „Meister“. – Hell und besonders poetisch einmal gedacht. Nachmittags Akten gelesen, dann zum Doktor Langermann: eine lange Konversation über meine Gesundheit, meine Zwecke, meine An-

sicht des Lebens – er wollte mich bekehren; den Abend munter, viel von Politik geschwätzt. Der Gedanke an meine Sophie und Erasmus ward einmal recht lebendig. Übrigens wars heute recht gut. Ich muß immer noch männlicher mit mir umgehn – mir was zutrauen; nicht kindisch zagen und weich tun und mich verziehn. Schmerz und Weh muß ich besser ertragen lernen.

41. Tag

28. April

Heute früh lebhaftes Sehnsucht. Nachher „Meister“. Nachmittag Bericht. Brief von Karl. Gut und männlich – lebhaftes Erinnerungen. „Meistern“ muß ich vollenden. Vollenden muß ich noch lernen – mit *einer* Sache aufs reine kommen.

42. Tag

29. April

„Meister“. Ältere Bemerkungen. Nach Tisch alte alchemistische Papiere durchgeblättert. Dann kam Anton. Wir gingen in den neugekauften Garten. Bis abends sehr munter. – Ein Gedicht auf den Gartenkauf. Sonst recht gut. Abends etwas zu lebhaft gestritten während des Essens. Herzliche Erinnerungen zuweilen.

43. bis 47. Tag

4. Mai

Sonntag war ich recht gut. Bericht und „Meister“. Nach Tisch kriegt ich Briefe von Hause: von Zillbach, Hubertsburg und Manteuffeln. Ich bat den Herrn Kreisamtmann, mir das Geld zu verschaffen; dann ging ich nach Gröningen. Unterwegs war ich heiter und gedankenvoll. Ich traf bloß die Danscour. – Sie kamen aber bald von Clingen. Die Nacht schlief

ich unruhig. Den folgenden Tag regnete es beständig. Früh weint ich sehr. Nach Tisch wieder. Den ganzen Tag war ich ganz ihrem Andenken heilig. Den 2. Mai schenkten mir die guten Eltern die Tasse, den Beutel und das Flakon, das Söphchen ihren letzten Geburtstag erhielt. Ich war sehr gerührt; dann ging ich zu ihrem Grabe und steckte die Blumen darauf, die ich tags vorher von der guten Kreisamtmännin erhalten hatte. Mittags hatten sie eine große Brezel backen lassen.

Nach Tisch ritt ich nach Tennstedt. Der Tag blieb gut und eingedenk. Gestern, den 3. Mai, tat ich nicht viel. Nachmittags schrieb ich vier Briefe an Schlegel, Woltmann, Manteuffel und Slevoigt nach Zillbach. Die beiden ersten schickte ich nach Jena mit einem Boten, den ich abends abfertigte. Abends erhielt ich einen Brief von Kommerstedt. Spät sprach ich sehr lustig mit der Kreisamtmännin, weshalb ich auch abends meine Lieblingsbilder nur in der Ferne sah und meine Lieblingsideen nicht mit Wärme fassen konnte.

Heute früh lebhaft an Sophie gedacht. – Der Entschluß ward etwas düster angesehen. Dann „Meister“. Dann den Brief an Slevoigt auf die Post getragen. – Bei Tisch einmal mit Ruhe und Besonnenheit geredet, dann oben Varia und über „Meister“ geschrieben. Auf dem Spaziergange viel gesprochen über Berichte; Geschäftsgang bei den Salinen. Miltitz und seine Geschichte. Nachher wieder oben gearbeitet. Dann kam Rüling, und ich erhielt Briefe von Vater und Karolinen. Bei Tisch sehr heiter. Rüling mußte von Stolberg erzählen. Gustchen Brandes, zu der wir nachher gehen wollten, war nicht zu Hause – ich hatte viel gegessen. Dann sprach ich einiges mit Zedtwitz. Nachher allgemeines Gespräch, bis ich

hinaufging. Jetzt schein ich ebenfalls kalt und zu sehr in der Stimmung des Alltagslebens zu sein. Die Gesellschaft will mir noch gar nicht bekommen. Strebe nur nach der höheren, permanenten Reflexion und ihrer Stimmung. O, daß ich so wenig in der Höhe bleiben kann!

48. Tag

5. Mai

Früh, wie gewöhnlich, an sie gedacht. Nachher über Kritik. Dann „Meister“. Nach Tisch heftig gekannegießert. „Meister“. Spazierengegangen; heiter und vernünftig unterwegs gedacht, besonders über die Goethesche Bemerkung, daß man so selten die rechten Mittel zu seinen Zwecken kennt und wählt, so selten den rechten Weg einschlägt. Ich scheine jetzt fester und gründlicher werden zu wollen. Abends *viel* gegessen – mit der Frau Kreisamtmännin über Karolinen gesprochen. Spät recht lebhaft Sophchens Bild vor mir gehabt, *en profil* neben mir auf dem Kanapee – im grünen Halstuch – in charakteristischen Situationen in Kleidern fällt sie mir am leichtesten ein. Abends überhaupt recht innig an sie gedacht. Ich habe Ursach, heute mit allem zufrieden zu sein. Gott hat mich bisher liebevoll geführt; er wirds gewiß auch ferner tun.

49. Tag

6. Mai

„Meister“. Nachmittags heitres Denken. Briefe an Vater und Karoline. Briefe von Woltmann und Schlegel nebst Büchern. Abends vorgelesen aus dem Journal „Deutschland“ – sehr hell und freigestimmt.

Ich kann mit meiner Treue, mit meinem Andenken zufrieden sein. So vergnügt wie gestern abend legt ich mich aber nicht zu Bette; ich war unruhiger.

50. Tag

7. Mai

Heute früh las ich in den Novitäten. Dann exzerpierte ich aus „Meister“ und schrieb einiges Gedachte auf. Ich ging nachmittags in die Kirche. Nachher disputierte ich mit dem Kreisamtmann über seine und meine Religion – heftig, aber doch kalt, besonnen und genau. Mosel kam. Ich ging spazieren – dachte viel und präzise. Schrieb es zu Hause auf und ging zu Gustchen Brandes. Da ward mir recht wohl – sie bezeugte sich ganz zutraulich gegen mich. Wir klagten einander; ich suchte, sie etwas zu beruhigen – es ist eine Freude, jemanden ganz offen gegen sich zu sehn. Das Unglück bringt die Menschen einander immer näher. Viel an Sophie hab ich heut nicht gedacht; doch einigemal, besonders in der Kirche mit wahrer Andacht. Früh war ich etwas sinnlich – auch fand ich eine sonderbare Furcht in mir vor dem Gefährlichkrankwerden. Sie schien wenigstens da zu sein. Ich muß mich noch immer nicht ganz an meinen Entschluß gewöhnen können. So fest er zu sein scheint, so macht mich doch das zuweilen argwöhnisch, daß er in so unerreicherer Ferne vor mir liegt, mir so *fremd* vorkommt.

51. bis 53. Tag

Grüningen, 8. bis 10. Mai

Von vorgestern weiß ich nicht viel. Es war aber wie gewöhnlich. Gestern früh fuhr ich mit dem Kreisamtmann hierher. Nachmittag tat ich etwas: ich übersetzte aus Horaz – sehr lebhaft war meine Erinnerung nicht. Heute nahm ich abzuführen ein; früh nichts getan als übersetzt. Mir war recht wohl. Nach Tisch

hatt ich noch einen schönen Spaziergang im Garten; das Wetter war herrlich – eine lebhaftere Erinnerung an sie; dann arbeitete ich noch ein wenig – ging spazieren – pflückte Blumen und hin an ihr Grab. Mir war sehr wohl; ich war zwar kalt, aber doch weinte ich. Der Abend war sehr schön. Ich saß eine Zeit auf ihrem Grabe. Sie läuteten Feierabend; ich ging nachher zurück – schrieb oben einige Reflexionen auf – es ging zu Tisch Nach Tisch ward ich wieder sehr bewegt. – Ich weinte heftig auf dem Platze; ich sprach mit der *Ma chère* – Abends mit dem Hauptmann über dies und jenes.

Früh war der Entschluß sehr fern – abends desto näher.

54. Tag

11. Mai

Früh Philosophika. Es war ein schöner Morgen. – Nach Tisch schlief ich. – Gewitter standen am Himmel; es ward trübe und stürmisch. – Ich sprach wieder mit der *Ma chère* – gerührt, wie gestern. Nachher hellte sich der Himmel wieder auf; ich schrieb an „Meisters“ Kritik. – Ging mit Gedanken an „Meister“ und verwandte Gegenstände im schönsten Wetter spazieren – pflückte Blumen – streute sie aufs Grab – ich war innig mit ihr – diese halbe Stunde war ich sehr glücklich, sehr ruhig – sehr von ihrem Andenken belebt. Abends war ich recht heiter und genoß den schönen Abend lange auf dem Platz in Gesellschaft.

55. Tag

12. Mai

Die Lusternheit war von früh bis nachmittags rege. Ich schrieb mancherlei auf – las einige Briefe von der Thummeln – fing eine Antwort auf eine darin befind-

liche Stelle an – schlief nach Tisch – ging zum Kaffee, wie gewöhnlich, hinunter – dann hinauf – und bald spazieren. Das Wetter war herrlich und mein Kopf sehr gut gestimmt. Wie ich nach Haus kam, erfuhr ich, daß Selmnitzens vor dem Dorfe wären; ich ging zu ihnen hinaus. – Nachher an mein liebes Grab, wo ich bis um sieben blieb – und recht innig für mich war, ohne jedoch zu weinen. Zu Haus abends hatt ich in einem Gespräch mit der *Ma chère* einige Rührungen. Dann kam der Vater – wir aßen und gingen zu Bett.

56. Tag

13. Mai

Früh um fünf Uhr stand ich auf. Es war sehr schön Wetter. Der Morgen verging, ohne daß ich viel tat. Der Hauptmann Rockenthien und seine Schwagerin und Kinder kamen. Ich kriegte einen Brief von Schlegel mit dem ersten Teil der neuen Shakespeari-schen Übersetzungen. Nach Tisch ging ich spazieren – dann Kaffee; das Wetter trübte sich, erst Gewitter, dann wolkig und stürmisch; sehr lüstern – ich fing an, in Shakespeare zu lesen – ich las mich recht hinein. Abends ging ich zu Sophien. Dort war ich unbeschreiblich freudig – aufblitzende Enthusiasmusmomente; das Grab blies ich wie Staub vor mir hin – Jahrhunderte waren wie Momente – ihre Nähe war fühlbar – ich glaubte, sie solle immer vortreten. Wie ich nach Hause kam, hatte ich einige Rührungen im Gespräch mit *Ma chère*. Sonst war ich den ganzen Tag sehr vergnügt. Niebecker war nachmittags da. Abends hatte ich noch einige gute Ideen. Shakespeare gab mir viel zu denken.

57. und 58. Tag

14. bis 15. Mai

Beide Tage stand ich sehr früh auf. Getan hab ich sonst nichts. Viel Lüsternheit. Den ersten Tag kam die Mandelsloh früh; ich ging in die Kirche – dort war mir sehr wohl. Nachmittags kamen mehrere Offiziers. Abends konnt ich nur spät zu meiner Ruhestätte kommen. – Es gingen so viel Leute hin. Anton kam auch und blieb bis gestern abend da. Gestern früh ging ich nach Ottenhausen – sprach mit Römer. Nachmittags mit Anton. Nach Tisch sprach ich wieder mit der *Ma chère* mit der gewöhnlichen Rührung. Es war beide Tage viel Lärm und Getümmel im Haus. Gestern abends war ich am Grabe und hatte einige wilde Freudenmomente. Mandelsloh kam abends – ritt aber bald wieder weg. Wir saßen in der großen Stube in uns gekehrt – wir sangen leise die Melodie „Wie sie so sanft ruhn“. Abends ging alles bald zu Bett, und ich unterhielt mich noch mit der Mandelsloh allein von Sophie und von mir. Der Entschluß kam diese Tage oft zur Sprache. Meine Mutter, Vater und die Methode machen mir noch zu schaffen. An Sophien ist oft gedacht worden; doch fehlt es noch immer nicht an leichtsinnigen Gedanken.

59. Tag

16. Mai

Heute früh ging die Mandelsloh weg. Sie, ihn, Anton und Römer seh ich nun wohl nicht wieder. Alles fuhr nach Günstedt – der Tag war schön. – Früh schwatzt ich mit dem Vater und seinem Bruder. Um zwölf fuhren diese weg. Ich dämmerte einen Moment. Nachher las ich in Shakespeare – trank Kaffee – dann ging ich in die liebe Bilderkammer –

schloß den Schrank auf – besah die Sachen meiner Sophie, las meine Briefe und ihren Briefvorrat überhaupt. Nachher war ich ganz bei ihr. Ich ging in den Garten spazieren, holte Milch, fand Fergusons „Moralphilosophie“, las auf dem Kirchhof, wo ich auch meine Milch trank; dann ging ich wieder spazieren – dann zum Grabe zurück. – Nun kam der Vater, ich zog mich an, die Prinzeß von Sondershausen kam mit den übrigen von Günstedt zurück; ich war bei Tische sehr lustig und aufgeräumt –

Der Tag war sehr schön – der Abend nicht nach meinem Kopf; der Entschluß erhielt aber neues Leben – neue Festigkeit.

60. und 61. Tag

17. und 18. Mai

Gestern hab ich nichts getan. – Die Prinzeß blieb bis nachmittags. Niebeckers und die Larischen kamen. Den Tag über in freier Luft. Abends spazieren und am gewöhnlichen Platze. Der Mittag war vorzüglich schön. Unter den Linden wurde gegessen bei Musik und Nachtigallschlag. Ich war sehr vergnügt bis gegen Abend. Des Entschlusses ward freudig gedacht – Sophiens sehr oft. Auf dem Grabe ziemlich innig. Ich habe ein wenig zu viel räsoniert, so auch heute – besonders nach alter Sitte auf gewisse Leute losgezogen. Heute war ich mehr als gewöhnlich ängstlich beim Gedanken an Sophie – den ganzen Tag sehr warm – und schläfrig. Ich wollte viel tun – es ging aber nicht. Rockenthien sen. reiste früh weg. Der Kopf war mit alledem heiter – nur gegen Abend, wie gestern, Kopfschmerzen. Gegen Abend auf dem Spaziergange und vorher, auf der Stube, dachte ich einiges Gute. Am Grabe war ich nicht gerührt; der Entschluß war lebhaft.

Ich muß nur immer mehr um ihretwillen leben; für sie bin ich nur – für mich und keinen andern nicht. Sie ist das Höchste – das Einzige. Wenn ich nur in jedem Augenblick ihrer wert sein könnte! – Meine Hauptaufgabe sollte sein, alles in Beziehung auf ihre Idee zu bringen.

62. Tag

19. Mai

Heute früh etwas Kolik. Früh tat ich wenig. Ich stöberte mit dem Hauptmann in alten Akten. Ich fand mich sehr schläfrig. Nach Tisch sprach ich mit der Thümmeln; dann gedämmt – drüben in der Kinderstube beim Kaffee über divinatorische Anlagen mit der Thümmeln geschwätzt. Selmnitzens kamen; ich schrieb oben einiges auf. Auf dem Spaziergange faßte ich einige deutliche Ideen. Am Grabe war ich nachdenkend, aber meistens ungerührt. Seit einigen Tagen *ängstigen* mich diese Erinnerungen wieder; ich fühle mich unaussprechlich einsam in gewissen Momenten – so entsetzlichen Jammer in dem, was mir begegnet ist. Beim Grabe fiel mir ein, daß ich durch meinen Tod der Menschheit eine solche Treue bis in den Tod vorführe. Ich mache ihr gleichsam eine solche Liebe möglich.

63. Tag

20. Mai

Der Vater fuhr heute mit der Diurnale nach Sondershausen. Ich tat wenig – war viel schläfrig. Früh sprach ich lange an dem mit Rosen bepflanzten Grabe mit Karolinchen. Dann las ich noch einmal.

Die Aufsätze im Niethammerschen Journal las ich mit Nachdenken. Nachmittags vermochte ich auch

hell zu denken. Es war sehr heiß, wie gestern. Auf dem Grabe dachte ich manches, ohne eigentlich gerührt zu sein. – Aber ich habe diesen Abend, so wie den ganzen Tag, wieder die Bangigkeit ihres Todes – das Einsame meiner Lage – das Entsetzliche ihres Verlustes gefühlt.

Ohne sie ist für mich *nichts* in der Welt. – Eigentlich sollt ich auf nichts mehr einen Wert legen.

64. Tag

21. Mai

Früh etwas aus Fichte extrahiert – ein wenig weit die Lüsternheit getrieben. Nachmittags fuhr die Mutter zur Kindtaufe mit Karolinen nach Weißensee. Friederike Niebecker war da. Ich war innerlich tätig, ging sehr lange den Gang vor meiner Tür auf und ab – schrieb auf. Die Mamsell kam, ich sprach weitläufig mit ihr von mir. Dann ging ich zum Grabe, wo ich viel nachdachte und unbeschreibliche Ruhe empfand. Der Entschluß ward sehr beräsoniert. Abends waren wir recht heiter. Günther von Rockenthien belustigte uns; dann ging ich ein wenig allein spazieren und sang, ganz in Sophiens Andenken verloren.

65. Tag

Tennstedt, 22. Mai

Früh packt ich ein, ging noch einmal zum guten Grabe und fuhr nachher mit den Rockenthienischen Kindern, die nach Langensalze gingen, nach Tennstedt. Ich fand dort viele Neuigkeiten – erhielt einen Brief von meiner Schwester. Die Leisingen war eben auch angekommen. Nach Tisch las ich Literaturzeitungen – literarischen Anzeiger mit vielem Interesse. Wir gingen in recht hübschem Wetter spazieren.

Ich sprach unterwegs mancherlei mit dem Kreisamtmann über literarische Gegenstände. Mein Kopf war sehr gut gestimmt. Ich sprach besser als gewöhnlich und tat helle Blicke. Abends sprachen wir noch viel, besonders von meinem Vater. Spät fühlt ich mich Sophiens wegen unruhig. Doch schlief ich bald ein. Je mehr der sinnliche Schmerz nachläßt, desto mehr wächst die geistige Trauer, desto höher steigt eine Art von ruhiger Verzweiflung. Die Welt wird immer fremder. Die Dinge um mich her immer gleichgültiger. Desto *beller* wird es jetzt *um* mich und *in* mir –

Bei meinem Entschluß darf ich nur nicht zu vernünfteln anfangen. Jeder Vernunftsgrund – jede Vorspiegelung des Herzens ist schon Zweifel, Schwanken und *Untreue*.

66. Tag

23. Mai

Heute früh war ich fleißig – dann ging ich spazieren. Nach Tisch las ich einiges – dann ging ich mit den beiden Mädchen nach Kutzleben. Es war herrliches Wetter: kühl – himmelblau – kristallhell. Ich war sehr fröhlicher Laune. Auf dem Rückwege dacht ich viel über „Meister“ nach. Zu Hause schrieb ich, wie gewöhnlich, in Hast und Ungeduld zwei Briefe, an Vater und Karoline. Abends ging ich müde zu Bett. Früh holt ich ein Dispensatorium.

Über den Entschluß muß ich nicht mehr rasonieren – und wie ich mich zum bestimmten Denken nötige, durch Streben und gewisse Mittel auch bestimmte Stimmungen nach Willkür in mir zu erregen suchen. So muß ich arbeiten können, wenn ich will, so muß ich mich mit anfänglicher Anstrengung in einen gewissen Zustand zu versetzen lernen.

67. Tag

24. Mai

Gestern früh war ich sehr fleißig – dann ging ich spazieren. Nach Tisch schlief ich – dann ging ich spazieren. – Der Pachter Jäger kam und unterhielt uns ein Stündchen – dann schrieb ich Briefe – nach Jena, aber nicht mit Glück. Abends war ich vergnügt. Rührungen fielen gar nicht vor – doch hab ich, wie gewöhnlich, viel an sie gedacht.

68. Tag

25. Mai

Etwas träge stand ich auf, nachher aber war ich sehr aufgelegt zum Denken – ich durchlas Hülsen, der mir außerordentlich gefiel. Der Kreisamtmann kam herauf; ich sagte ihm von meinen Betrachtungen über den französischen Krieg – wie gewöhnlich hastig und verworren. Wir gingen spazieren. Der Tag war ungemein schön wieder. Nachmittags las ich im Asmus, wo mir manches gefiel; ging träg spazieren, schlief zu Hause – überließ mich gänzlich der Lusternheit; schrieb Briefe ohne Geist und befand mich in einem Zustand von Unzufriedenheit und Zweifelsucht.

Ich muß schlechterdings suchen, mein beßres Selbst im Wechsel der Lebensszenen, in den Veränderungen des Gemüts behaupten zu lernen. – Unaufhörliches Denken an mich selbst und das, was ich erfahre und tue. Ich ging noch einmal spazieren, dachte mich unterwegs durch meine Grillen durch, fand zu Hause einen Brief von meinem Vater und war im Kränzchen abends recht vernünftig und munter.

69. Tag

26. Mai

Früh Fichtes „Naturrecht“. Dann einen Bericht gemacht. Den Boten nach Jena abgefertigt. Nach der Mittagsruh wieder Fichte. – Zu Gustchen Brandes. Spazieren – viel Gutes gedacht. Zu Hause traf ich Karolinchen krank. Sie besserte sich bald. Ich schwatzte abends viel von Chemie und Mathematik durcheinander. An Sophie hab ich fleißig gedacht – besonders ist mir lebhaft geworden, daß mich die schönsten wissenschaftlichen und andern Aussichten nicht auf der Welt zurückhalten müssen. Mein Tod soll Beweis meines Gefühls für das Höchste sein, echte Aufopferung – nicht Flucht – nicht Notmittel. Auch hab ich bemerkt, daß es offenbar meine Bestimmung ist, ich soll hier nichts erreichen – ich soll mich in der Blüte von allem trennen. – Erst zuletzt das Beste im Wohlbekannten kennenlernen. – So auch mich selbst. Ich lerne mich jetzt erst kennen und genießen; eben darum soll ich fort.

70. Tag

27. Mai

Heute früh hab ich recht meine Freude an Hülsen gehabt, den ich gelesen und extrahiert. Es war mir unbeschreiblich wohl mit ihm und durch ihn. Nachmittags hab ich in der Laube gesessen und in Fichtes „Naturrecht“ gelesen. Ich habe sehr viel Gutes dabei gedacht, besonders über Moral. Dann ging ich wieder mit dem Kreisamtmann spazieren – und abends nach Tisch noch einmal. Ich habe heute einigemal an sie gedacht, aber von weitem – nicht wie gewöhnlich.

71. Tag

28. Mai

Der ganze Tag war sehr glücklich. Es war der letzte Tag in Tennstedt. Ich war den ganzen Tag heiter, gegen Abend sehr heiter und früh sehr geschäftig und ergiebig – auch ohne Begierde – kalt und leidenschaftslos – dennoch voll treuen Andenkens an meine Auserwählte.

72. und 73. Tag

29. bis 30. Mai

Gestern früh reiste der Kreisamtmann nach Stolberg. Ich arbeitete einige Stunden – packte ein – erhielt einen Brief von Schlegel und Woltmann; dann ging ich hinunter, las in der römischen Geschichte und schied nachmittags um ein halb vier Uhr von Tennstedt. Ich ging in Gedanken herüber. Zwischen dem Schlagbaum und Grünungen hatte ich die Freude, den eigentlichen Begriff vom Fichtischen Ich zu finden. Den Tag über war ich sehr lüstern – eine Stimmung, die mich auch bis auf heute verfolgte. Den heutigen Morgen verbrachte ich ziemlich schläfrig, doch konnte ich einiges denken und im Hülsen lesen.

Mittags erhielt ich einen Boten und Brief von meinem Vater. Ich setzte meine Abreise auf den Donnerstag fest. Zugleich kam ein älterer Brief nebst dem dritten Hefte von Niethammers Journal von Schlegel. Nachmittags gings mit dem Schreiben und Denken besser – auch war die Begierde weg. Abends, wie ich zur geliebten Ruhestatt ging, war das Denken drückend geworden. Dies zerstreute mich auch und verhinderte mich am stillen, traurigen Genuß ihres Todes. Der Entschluß stand fest. Von Ende sprach mit mir heute über die Schwierigkeit der Un-

tersuchung, ob jemand an Pflanzengiften gestorben sei. Unfruchtbar war der Tag nicht – aber empfindungslos.

74. bis 76. Tag

Wiederstedt, 31. Mai bis 2. Juni

Den letzten Tag in Grüningen war ich früh fleißig. Der Hauptmann kam herauf; wir sprachen von allerhand. – Nachmittags ging ich, nach einigen Studien, bald spazieren. Das Wetter war schön und ich heiter. Ich begegnete dem Magister Kegel, mit dem ich bis Topfstedt ging. Auf dem Rückwege fand ich Leute bei dem Grabe. Ich ging also nach Hause, packte ein – sprach nach Tisch noch mit der *Ma chère* und Karolinchen von der Ewig-Guten. Nachher ging ich ins stille Land. Da bin ich noch einmal, ohnerachtet es sich im Anfang nicht so anließ, recht gerührt, recht innig bei ihr gewesen. Ich habe meinen Entschluß noch einmal beschworen – dann ging ich weg und zu Bett. Fruh, gestern, fuhr der Hauptmann bis Artern mit mir; ich war recht aufgeräumt im schönen Wetter. In Sachsenburg begegneten wir Leuten, die einen ersoffenen Mann getragen brachten. In Artern aßen wir bei Semlers. Ich führte den Hauptmann herum, und dann trennten wir uns. Unterwegs hab ich viel gedacht. In Eisleben sah ich Mindermann einen Augenblick – auch George von Kühn und Wilke. In Wiederstedt fand ich alle munter und wohl und vergnügt. Mit innigem Gebet an Sophie schlief ich ein. Heute stand ich sehr früh auf, mein Vater fuhr nach Klosterode. Die Komtesse war sehr krank. Ich war früh sehr fleißig. Dann schwatzte ich einige Stunden mit der Mutter und den Schwestern, zog mich an, las ein Paket Akten vom Vater durch – ging

in die Gärten mit Karolinen spazieren – und schwatzte erst mit der Mutter, dann mit Landvoigt bis zu Tisch. Die beiden Offiziers, die ich heute erwartete, kamen nicht. Nach der Sieste las ich, ging nachher mit Landvoigt zum Pastor, wo wir einige Stunden recht ruhig und angenehm zubrachten. Der Vater kam; die Komtesse befand sich besser. Mit dem Vater blieb ich den Rest des Abends in mannigfaltigen Gesprächen zusammen. Von Karl und dem alten Brachmann fand ich Briefe.

Im ganzen hab ich die frohe Hoffnung in meiner Seele, daß ich leichter abkommen werde, als ich denke. Die Menschen scheinen einander unentbehrlicher als sie sind. Meine Mutter genießt mich wenig – so auch mein Vater. Meine Geschwister, nämlich die beiden älteren, werden mich vermissen lernen. Kurz, mein Verschwinden wird keinen solchen Eindruck machen als ich befürchtete.

77. bis 79. Tag

3. bis 5. Juni

Früh fuhr mein Vater weg, dann war ich fleißig. – Bek und Karoline verschwatzten mir einige Stunden – dann ging ich ein wenig spazieren und bis zu Tisch mit Bek in der Wirtschaft herum. Nach Tisch kam Elten ein wenig; ich ging herum, las, schrieb, und abends mit Landvoigt spazieren. – Gestern wollte mirs den ganzen Tag nicht recht gelingen. Ich war fast den ganzen Vormittag in freier Luft. Der Nachmittag ging auch in vergeblichen Anstrengungen hin. – Ich fing an zu zweifeln, zu zweifeln ohne Ende. Abends ging ich mit Karolinen ein wenig zum Pastor Elten. Heute früh hatte ich Kopfschmerzen. Die Zweifel dauerten fort; ich tat sehr wenig – war sehr begehrllich. Heute nachmittag ist es etwas besser.

Das Wetter ist seit gestern nachmittag kalt und feucht; einigemal hab ich mich mit Landvoigt im Gespräch vergessen. Sonst bin ich fast immer ruhig und gelassen im Äußern gewesen. An Sophie hab ich oft gewöhnlich gedacht. Der Entschluß steht fest. Heute gegen Abend und nach dem Essen hab ich mich ganz ruhig verhalten und gelassen und besonnen dem Pastor zugehört und mit ihm gesprochen.

80. Tag

6. Juni

Heute früh war der Inspektor Senf da; fuhr aber gleich wieder weg. Ich bin den ganzen Tag fleißig und aufgelegt gewesen. Abends hatt ich im Garten eine süße, heitre, höchst lebhafteste Erinnerungsstunde.

Wer den Schmerz flieht, will nicht mehr lieben. Der Liebende muß die Lücke ewig fühlen, die Wunde stets offen erhalten. Gott erhalte mir immer diesen unbeschreiblichen lieben Schmerz, die wehmütige Erinnerung, diese mutige Sehnsucht, den männlichen Entschluß und den felsenfesten Glauben! Ohne meine Sophie bin ich gar nichts, mit ihr alles.

Abends war ich bei Beks – ruhig und vergnügt.

81. Tag

7. Juni

Heute war ich mit meinen älteren Papieren beschäftigt – mein Kopf war hell. Nach Tisch kamen die Eltern und Sidonie von Gnadau zurück. Nachher ging ich ein wenig spazieren. – Abends war ich beim Vater, und ganz spät ging ich, nachdem ich vorher eine sehr enthusiastische Viertelstunde der Erinnerung und Sehnsucht zugebracht, zu dem Pastor ein wenig hin. An Erasmus dacht ich mit Rührung, wie der Vater von ihm erzählte.

82. Tag

8. Juni

Heute früh antizipierte ich die Erinnerungsstunde. Gelesen und geschrieben hab ich wenig. – An Karlen schickt ich einen Brief. Den ganzen Tag bin ich mit dem Vater umhergegangen. Mein Entschluß hat recht fest gestanden. Er wird nur noch zuweilen beräsonniert.

83. Tag

9. Juni

Der ganze Tag ist heute im Holze und auf dem Felde zugebracht worden. Die lüsterne Phantasie des Morgens verursachte nachmittags eine Explosion. Ich hatte vormittags Kopfschmerzen, nachmittags war ich desto munterer – auch abends sehr zum Denken aufgelegt. Bei Tisch schwatzt und erzählt ich einmal sehr viel – *more consueto*. Das einzige Gute fand ich heute: die Idee der unaussprechlichen Einsamkeit, die mich seit Sophiens Tode umgibt; mit ihr ist für mich die ganze Welt ausgestorben. Ich gehöre seitdem nicht mehr hicher.

84. Tag

10. Juni

Früh in Eisleben; heiter und hell. – Wir kamen zu Tisch wieder. Unterwegs hab ich meinem Vater viel von den Grüningischen erzählt. Nachmittags war ich sehr gut gestimmt – sehr ruhig und geistig. Ich schrieb manches auf und blieb bei meinen ältern Papieren bis abends. Nach Tisch war ich beim Vater. Der Republikanismus ist wieder recht lebendig in mir erwacht. An meine Sophie hab ich nur flüchtig gedacht.

85. Tag

11. Juni

Mindermann war heute von Eisleben hier. Bek war den ganzen Morgen auf meiner Stube. Nur früh und nachmittags beim Kaffee hab ich etwas geschrieben und gelesen. Abends hab ich einige lebhaftere Erinnerungen gehabt. Auf den Herbst freu ich mich ungeduldig. Gegen Ängstlichkeit, *id est* gegen willkürliche Wahnbegriffe muß ich auf meiner Hut sein. Fröhlich, wie ein junger Dichter, will ich sterben.

86. und 87. Tag

12. bis 13. Juni

Gestern war Nimrodt da. Beide Tage hab ich nichts getan und wenig gedacht. Ich bin beständig mit dem Vater gewesen. Recht lebhaft hab ich beide Tage mich nach Einsamkeit und baldigem Fortkommen gesehnt.

Sie ist gestorben – so sterb ich auch – die Welt ist öde.

Selbst meine philosophischen Studien sollen mich nicht mehr stören. In tiefer, heitrer Ruh will ich den Augenblick erwarten, der mich ruft.

88. Tag

14. Juni

Wer *sie* ausschließt, schließt mich aus. Das Engagement war nicht für diese Welt. Ich soll hier nicht vollendet werden; alle Anlagen sollen nur berührt und rege sein. Der ganze Tag verging mit Nichtstun. – Ich fühlte mich entsetzlich träg und zu nichts nütze. Indisposition des Körpers – veränderliches Wetter – Lebensart – Gesellschaft – Müßiggang – zu wenig Beschäftigung mit *ibr*: das sind die Ursachen meiner Unlust.

89. Tag

15. Juni

Auch heute fühlte ich diese Trägheit und Unlust. – Mein Vater fuhr heute früh weg. – Nur nachdem ich vor Tisch wieder geschlafen hatte, fühlt ich mich einmal wieder in meinen alten Empfindungen und Erinnerungen lebendig.

Ohne sie, was hab ich? Nie mag ich den Augenblick vergessen, wo ich früh um neun Uhr des 21. März Antons Brief las und die entsetzlichen Worte – „unsere verewigte Sophie“ – und nachher im Briefe des Kreisamtmanns – „unsre verklärte Freundin“. Gott im Himmel – wie kann ich nur oft lau und kalt sein!

90. bis 103. Tag

Weißenfels, vom 16. bis zum 29. Junius

Den 16. fühlt ich mich entsetzlich träge und unlustig – so auch den 17. früh – hier erwachte jedoch plötzlich, nach einer Befriedigung einer phantastischen Lust, *vis et robur*. Ich beschloß künftig häufige körperliche Anstrengungen und Hut vor Trägheit. Demzufolge ging ich noch denselben Tag nachmittags im stürmischheiteren Wetter mit Landvoigt nach Ballenstedt. Wir besuchten Nimrodt; unterwegs sprach ich viel mit Landvoigt über Schlegel und über mich selbst. Den andern Morgen um ein halb fünf Uhr gingen wir mit schon ziemlich müden Beinen unter Sonnenschein nach Thale. Der schöne Weg ward mir ziemlich sauer. Nach einer kurzen Ruh und Erquickung bestiegen wir den herrlichen Roßtrapp. Der Herunterweg machte mich fertig. Nach dem Mittagmahl fuhren wir nach Ballenstedt zurück und brachten einen prächtigen Abend im

Garten zu. Den andern Tag gingen wir nach Wiederstedt zurück. Wir sprachen viel von Philosophie. Ich wußte gut mir zu helfen und sprach recht leidlich. Von Quenstedt, wo der Pastor und seine Frau zu uns stießen, ward mir das Gehn sehr schwer, und der Hals tat mir von vielem Reden weh. Nachmittags hatt ich mich aber in Wiederstedt wieder so erholt, daß ich denselben recht angenehm gesellig im Garten zubrachte.

Den Dienstag gingen die Kinder mit Landvoigt weg. Dienstag und Mittwoch hab ich müßig, und ohne viel zu denken, hingebracht. Ich habe nichts getan als die Endorffschen Akten gelesen. Mit Elten hab ich mich viel unterhalten und bin überhaupt sehr aufgeräumt gewesen und habe die Gesellschaft belustigt. So auch auf der ganzen Retourreise. Mittwoch nachmittag hab ich ein Stündchen mit Elten über meine Situation gesprochen. Donnerstag nachmittag sind wir in schönem Wetter nach Köthen gereist, wo ich mir von dem dortigen Buchhändler das „Kampanertal“ und den „Mückenalmanach“ holte. Freitag früh kamen wir im Regenwetter nach Dessau. Nachmittags hellte sich aber der Himmel auf, und wir fuhren am köstlichsten Abend in Wörlitz ein. Auch der Sonnabend war schön.

Den Tag vollendeten wir die den ersten Abend gleich angefangene Ansicht des Gartens. Der Fürst fuhr mit Gesellschaft und Musik nachmittags auf den Gondeln. Sonntags sahen wir das Schloß, das gotische Haus, und fuhren abends im himmlischen Wetter mit dem Kriegsrat von Viereck und seiner Frau auf der Gondel. Karoline war die ganzen Tage über krank. Ich las das „Kampanertal“ mit vieler Freude diese Tage. Poland hatte mir von Weißenfels einen Brief von Schlegel mitgebracht, der wieder

meine philosophierende Kraft in Tätigkeit setzte. Den Montag, wo wir nach Halle fuhren und unterwegs in Dessau das Georgium besahen, hatt ich zuweilen einen hellen Gedanken. Dienstag mittag kamen wir wieder hier wohlbehalten an. Das Kanapsee, worauf mein seliger Bruder so viel gelitten hat, affizierte mich sehr. Den Nachmittag kramte ich auf und fand mich am Abend hell, denkend. Gestern früh schrieb ich philosophische Gedanken von Wert auf, las in Schellings Briefen über Dogmatismus und Kritizismus, fuhr mit meinem Vater nach Köthen, schrieb nachmittags an Karl, ging zu Severin und abends mit „Hamlet“ zu Bette. Heute fruh las ich in Schellings „Ich“, in Schlegels „Griechen“ und machte die Rechnung für den Vater. Nach Tisch las ich wieder in den „Griechen“, ging spazieren und phantasierte mir, was ich wohl beginnen würde, wenn ich Kurfürst von Sachsen wäre. Zu Hause machte ich mich an den Meßkatalog, versuchte eine Übersicht desselben. Müde von dieser Beschäftigung ging ich abermals aus – das Wetter war herrlich – und machte literarische Pläne. Besonders gefiel mir die Idee eines Journals unter dem Titel:

„Beiträge zur wissenschaftlichen
Geschichte der Menschheit“.

Historisch-philosophische Übersichten, wie z. B. mein Plan der Bearbeitung des Meßkatalogs, reizen mich sehr und dünken mir sehr nützlich. Mein Kopf war diesen Abend sehr hell. Ich fühle mich überhaupt um manchen Schritt vorgerückt. Auch mein Gedächtnis, meine Beobachtungsgabe und mein Ausdruck gewinnt. Meine Besonnenheit muß aber noch sehr steigen. Es gibt noch unendliche Lakunen. Mein Entschluß steht ganz unwandelbar. Seit der Reise

nach dem Roßtrapp bin ich wieder ziemlich mit mir zufrieden. – Es muß aber immer besser werden. Besonnenheit und Ruhe ist die Hauptsache. Laß vorzüglich auch die Aufmerksamkeit auf gefälliges und vorsichtiges Betragen gegen den Vater nicht aus der Acht! Hüte dich im Umgang mit Schlegeln – übe dich unaufhörlich in besonnener Wirksamkeit – habe Söphchen stets vor Augen – vergiß nicht die Kürze von drei Monaten – übernimm dich nicht – sei mäßig und überlaß dich nicht zu sehr deinem Hange, zu vexieren und zu belustigen! – Jetzt schickt es sich doch nicht mehr recht für dich, wenigstens sehr mit Maß.

Christus und Sophie

104. Tag

30. Juni

Gestern abend im Bett erinnerte ich mich lebhaft an Sophie. Heute fuhren wir nach Dürrenberg. Nachmittags blättert ich in Schellings „Ich“ und ging nachher spazieren – kam mit vielen Gedanken nach Hause – schrieb auf – und verplauderte den Rest des Abends mit den Eltern auf Karolinens Stube.

105. Tag

1. Juli

Ich las früh in Schelling. Dann schrieb ich mit ziemlich stumpfen Sinnen an den Kreisamtmann. Nach Tisch vollendete ich den Brief und einen nach Grüningen. Dann ging ich spazieren – der Abend war einer der schönsten, die es gibt. Ich hatte einige Ideen über Ästhetik, nur war mein Kopf zu stumpf, sie auszudenken. Abends schrieb ich an Schlegel. An Sophie denk ich recht oft, selten gerührt – aber doch innig. Es scheint mir aber, als sollt ich meinen Er-

innerungen doch noch mehr Zeit und Nachdenken widmen und mehr äußerlich in *ihrem* Andenken leben.

Zu viel gegessen hab ich heut wieder. O! ohne Sitten werd ich meines bessern Selbsts nicht gewiß.

105. bis 110. Tag

2. bis 6. Juli

Sonntag früh Schelling. Dann Rechnung für den Vater. Nachmittags nach Mertendorf; abends Bösen getroffen. Schellings „Ideen“ erhalten. Montag früh nach Dürrenberg – Nachmittags kam Böse zu mir – dann kamen Schlegel und Langermann. Seitdem ist viel geschwatz – polemisiert – gescherzt und radotiert worden, bis auf den heutigen Tag. Mich ruiniert diese Lebensart gänzlich. Mittwoch hätt ich recht für mich genießen können, als den Tag der ersten Operation. Dienstag hat mir Langermann viel Gutes vom Kirschlorbeerwasser erzählt. Heute früh ein ernsthaftes Gespräch über den Selbstmord mit Langermann. Nachmittags nach Goseck gefahren.

Ich will nach Kösen, um allein zu sein. *Sie* bleibt immer mein einziges Gut. Menschen passen sich nicht mehr für mich, so wie ich nicht mehr unter die Menschen passe.

AN ERASMUS

Mit diesen Geburtstagszeilen hat Novalis seinem innig geliebten Bruder Erasmus, der drei Wochen nach Sophie von Kühn am 14. April 1797 an Tuberkulose starb, einen wehmütigen Erinnerungskranz gewunden. Bis zuletzt hat Erasmus an der Entwicklung seines älteren Bruders, in dem er sein „anderes Ich“ sah, uneigennütziges Interesse genommen.

Weißenfels, 9. August 1797

Vor dreiundzwanzig Jahren betratst du, guter seliger Erasmus, zuerst den rauhen Pfad, der dich bis hieher geführt hat. Heute, zum erstenmal seitdem, geht dieser Tag ungefeiert vorüber, und statt der ehemaligen Glückwünsche drängt sich ein banger Seufzer hervor. Du bist aus unserer Mitte geschieden, und wir haben nichts von dir mehr übrig als das Andenken an dein Leiden. Zur Verpflanzung in ein besser Land wählt man gern Pflanzen aus stiefmütterlichem Boden. Sauer ist dir deine Wallfahrt geworden. Schwer waren die letzten Schritte. Nun ist's vorüber. Du bluhst unter freundlicherm Himmel, und wir rennen und sehnen uns nach dem alten Gefährten und fühlen so drückend das Blei an unsern Füßen.

FRAGMENTARISCHE NOTIZEN

aus den Jahren 1797-99

Ich habe zu Söphchen Religion – nicht Liebe. Absolute Liebe, vom Herzen unabhängige, auf Glauben gegründete Liebe ist Religion.

Ich bin ein ganz unjuristischer Mensch, ohne Sinn und Bedürfnis für Recht.

Meine Hauptbeschäftigung sollen jetzt 1. die Enzyklopädistik, 2. ein Roman, 3. der Brief an Schlegel sein. Im letztern werde ich ein Bruchstück aus 1. so romantisch als möglich vortragen. (Soll es eine Recherche oder ein Essay, eine Sammlung Fragmente, ein Lichtenbergischer Kommentar, ein Bericht, ein Gutachten, eine Geschichte, eine Abhandlung, eine

Rezension, eine Rede, ein Monolog oder Bruchstück eines Dialogs etc. werden?)

Gravitationslehre und *arithmetica universalis* will ich zuerst durchgehn. Jener soll eine Stunde, dieser zwei Stunden gewidmet werden. Was mir nebenher einfällt, wird in das allgemeine Brouillon mit hineingeschrieben. Die übrige Zeit wird teils dem Roman, teils vermischter Lektüre gewidmet – und der Chemie und Enzyklopädistik überhaupt.

Das Kabinett von Heynitz und Hofmann wird erst nach geendigtem präparativen Teil der Oryktognosie betrachtet.

Der Gravitationslehre folgt die Mechanik.

Eine Stunde ist den chemischen Bereitungen gewidmet. (Bereitungen von Prozessen, von Leben aller Art.) 1. Chemische Bereitungen, chemischer etc. Künste – des Feuers, des Lichts – der Kälte – der Gärung, der Detonation etc. – der Elektrizität, des Magnetism. (Bereitung von Prozessen, Organen – von Organen aller Art.) 2. Bereitungen chemischer Stoffe.

Eine Stunde der Enzyklopädistik überhaupt. Diese enthält wissenschaftliche Algeber – Gleichungen – Verhältnisse – Ähnlichkeiten – Gleichheiten – Wirkungen der Wissenschaften aufeinander.

Früh von sechs bis zwölf Uhr folgen sich diese Stunden. Nachmittag ist, wenn früh keine Stunde verlorengegangen ist, Roman und Lektüre. Briefe unterbrechen alle Stunden. Die übrige Stunde früh kann der Motion und den Pausen gewidmet sein. Von neun bis zehn z. B. wird spazieren geritten oder von elf bis zwölf. Wird früh von sechs bis sieben etwa gelesen, so wird nachmittags eingeholt.

Briefe sollten Erholungen sein, und ich sollte sie auch als solche für mich bearbeiten. Abends Briefe – leicht, frei – romantisch, mannigfaltig – Vorarbeiten zum Roman.

Sollt ich krank werden, so sind Erbauungsschriften, Romane etc. – chemische Experimente, Zeichnen – Musiktreiben, Gitarre – Abschreiben oder Exzerpieren – Kochen – Tafeln beschn – Handwerker besuchen, Drechseln, Schnitzen etc. – Kabinetter beschn – Beobachtung der Krankheit – akustische Versuche – Fossilienbeschreibungen – Wetterbeobachtungen etc. – Besuche – Motion – Ruhe – Gymnastik – Spracherlernung – und Geduld an der Tagesordnung.

Moral und Religion in der Krankheit – und möglichste Tätigkeit aller Art.

Auch der Blinde und Taube hat noch eine große Sphäre von Beschäftigungen.

Sollt ich jetzt krank werden, so kann ich diese Stunden, außer einigen möglichen, obenangeführten wissenschaftlichen und technischen Benutzungen, vorzüglich zur Ausbildung meiner Sittlichkeit und Religiosität, asketisch moralisch und religiös benutzen. Gehts ohne Hoffnung oder sonst zu übel, so bleibt mir Bitter-Mandel-Wasser und Opium.

Meine Gesundheit kann ich vorzüglich wissenschaftlich und technisch benutzen.

Reisen, Gesellschaft und Unterbrechungen aller Art muß ich auch teils zur Erholung, teils moralisch und religiös, teils wissenschaftlich und technisch benutzen lernen.

Ich habe sehr viel Willen – aber wenig echte Reizbarkeit.

Mein *Wille* nähert sich nachgerade der Vollkommenheit des Willens, den man ausdrückt: Er kann, was er will.

Die Revision des Wernerschen Systems und die Kritik meines Unternehmens muß nun die erste Arbeit sein.

(Bearbeitung der Logik – der Algebra etc. – gehört dann zur Tagesordnung.)

Die Briefe an die Schlegels. Ordnung meiner Papiere.

Könnt ich nicht hier vielleicht noch Vorlesungen halten?

Indem ich glaube, daß Söphchen um mich ist und erscheinen kann, und diesem Glauben gemäß handle, so ist sie auch um mich – und erscheint mir endlich gewiß – gerade da, wo ich nicht vermute: in mir, als meine Seele etc., und gerade dadurch wahrhaft außer mir; denn das wahrhaft Äußre kann nur durch mich – in mir, auf mich wirken und im entzückenden Verhältnisse.

REFLEXIONEN IN WEISSENFELS

Diese Gedanken stammen aus dem letzten Frühjahr, Sommer und Herbst, die der Unermüdliche unter quälenden Angstzuständen im elterlichen Hause verbrachte. Am 26. Oktober 1800 mahnte ein heftiger Blutsturz an das nahe Ende.

Den 15. April 1800

Süße Wehmut ist der eigentliche Charakter einer echten Liebe – das Element der Sehnsucht und Vereinigung.

Es gibt so manche Blumen auf dieser Welt, die überirdischen Ursprungs sind, die in diesem Klima nicht gedeihen und eigentlich Herolde, rufende Boten eines besseren Daseins sind. Unter diese Blumen gehören vorzüglich Religion und Liebe.

Das höchste Glück ist, seine Geliebten gut und tugendhaft zu wissen. Die höchste Sorge ist die Sorge für ihren Edelsinn.

Aufmerksamkeit auf Gott und Achtsamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmlischen Überzeugung und Beruhigung in unsre Seelen einbricht, ist das Wohltätigste, was man für sich und seine Lieben haben kann.

Den 16. April

Die Fröhlichkeit löst allmählich alle Bande. Daher schickt sie sich nicht für die Jahre und Stände, wo die Erhaltung und Befestigung jener Bande eine heilige, höhere Pflicht wird. Eheleute dürfen nicht mehr jenen jugendlichen Festen beiwohnen. Ein milder Ernst ist ihre nötige Stimmung und eine klare Besonnenheit, eine Hütung ewiger Verhältnisse ihr Beruf.

Wem es einmal klar geworden ist, daß die Welt Gottes Reich ist, wen einmal die große Überzeugung mit unendlicher Fülle durchdrang, der geht getrost des Lebens dunklen Pfad und sieht mit tiefer göttlicher Ruhe in die Stürme und Gefahren desselben hinein.

Den 17. April

Ein schuldloses Herz und Bewußtsein eines guten Willens und einer lobenswerten Tätigkeit steht unter allen beruhigenden Mitteln oben an.

Den 23. April

Wo schläft ein Kind wohl sicherer als in der Kammer seines Vaters?

Den 25. Junius

Heftige Gewitter und andre Unterbrechungen des bürgerlichen Lebens sind poetische Irruptionen und Heilkräfte des einschlummernden Lebensgenusses.

Den 22. Julius

Es gibt unendlich viel unbekanntes Unglück, aber es gibt auch gewiß unendlich viel unbekannte Wohltaten Gottes.

Die äußern Umstände machen schlechterdings nicht unser eigentliches Glück oder Unglück aus, sondern sie sind nur die willkürlichen Sprachzeiten eines unbekannten innern Geistes, dessen Dasein oder Entfernung jene Nuancen bestimmt. Der wahre glückliche oder unglückliche Zustand ist schlechthin unbestimmbar und individuell.

Jede Stunde, wo man von Unglück reden hört, ist eine Erbauungsstunde.

Den 27. Julius

Ich will nicht klagen mehr, ich will mich froh erheben
Und wohl zufrieden sein mit meinem Lebenslauf.
Ein einzger Augenblick, wo Gott sich mir gegeben,
Wiegt jahrelange Leiden auf.

Wenn man recht fleißig an die unendliche Unsicherheit der menschlichen Glücksgüter denkt, so muß man endlich gleichgültig und mutig werden.

Alle Ängstlichkeit kommt vom Teufel. Der Mut und die Freudigkeit ist von Gott.

Was ist eine ängstliche Stunde, eine peinvolle Nacht, ein trüber Monat gegen die lange, glückliche Ewigkeit?

Ist denn Julie glücklicher und sichrer mit mir als mit Gott?

Nur Glauben, Herr, und Zuversicht,
So fürcht ich mich für mich und die Geliebte nicht.

Die Zukunft ist nicht für den Kranken – nur der Blick des Gesunden kann sich dreist in ihre wunderlichen Wogen verlieren. Unglück ist der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher sich auch die alten Heiligen selbst ins Unglück stürzten.

So Sophie und Erasmus wachen, kann ich wohl ruhig sein.

Laß uns unsern Herrn im Himmel loben,
Glauben kommt und Heiterkeit von oben.

Alles, was wir Zufall nennen, ist von Gott.

Mußte nicht Christus seine Mutter auch unendlich leiden sehn? O! er weiß, wie einem zu Mute ist, wenn man seine Geliebten leiden sieht, weil wir leiden.

Du hast so viele Lieben um Dich und genießest so wenig ihrer Liebe.

Die Liebe sollte eigentlich der wahre Trost und Lebensgenuß eines echten Christen sein.

Wenn nur körperliche Unruhe nicht immer Seelenunruhe würde! Auf den Körper läßt sich nicht immer wirken; aber in der Seele sollte man sich die Herrschaft mit Gottes Hilfe zu erwerben suchen, um recht ruhig zu sein.

Ist die Seele ruhig, so wird auch der Körper bald beruhigt.

Man sollte sich schamen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen konnte, zu denken, was man wollte. Bitte Gott um seinen Beistand, daß er Dir die ängstlichen Gedanken verjagen helfe. Lerne nur erst einen ängstlichen Gedanken auch gleich als falschen kennen. Mit innigem Gebet und festem Vorsatz ist vieles möglich. Sobald Du ängstlich wirst und traurige, bängliche Vorstellungen sich Dir aufdringen, fange an, recht herzlich zu beten. Gelingts die ersten Male nicht, so gelingt es gewiß mit der Zeit.

Hat man Gott im Herzen, so grübelt man nicht. Man hat nur *eine* große erhebende Empfindung in seiner Seele. Aus dem göttlichen Gesichtspunkte gibts keine Wolken – da ist nur *ein* Glanz, *eine* Herrlichkeit. Der Mann ist anders als das Kind. Mannsein kommt von Gott. Die Alten waren immer fröhlich. Was nicht gleich helfen will, hilft nachgerade. Nur nicht den Mut und den Glauben verloren! Stelle Dir vor, Du seist ein Fremder und müßtest Dich trösten – würdest Du da nicht oft sagen: „Herr, sein Sie kein Kind! Die Bänglichkeit geht vorüber. Ein Mann und Christ muß auch Bangigkeit geduldig ertragen. Heißt das Christentum, so kleinmütig zu sein? Habt Ihr denn nicht einen Funken Stolz und Scham in Eurem Herzen? Schämt Euch, großer Mensch, vor Euch selbst! Hat Euch darum der liebe Gott so harte Prüfungen zugeschiedt, daß Ihr gleich verzagen müßt? Es wird besser, und statt kindlich dankbar zu sein, bangt Ihr wie ein Weib.“

Wer eine reizbare Seele hat, bei dem weckt ganz natürlich die Gegenwart *eines* Unglücks die ganze

Schar des andern Unglücks auf, und nun gehts im Sturm und Zittern alles bunt durcheinander, ohne Verstand und Überlegung.

Den 1. September

Heute hatte ich einen äußerst gesegneten Tag. Nur früh einige leise Anwandlungen von Ängstlichkeit. Nachher den ganzen Tag unaussprechlich ruhig, stark, mutig, frei und gelassen. Ich habe Gott recht herzlich gedankt. Ach! um meiner guten Julie willen; auch wegen meiner andern Lieben. Ich sehe schon tausend Früchte dieser trüben Stunden. Die Liebe der Meinigen und andrer guter Menschen, die Pflichten gegen Kranke und Notleidende, das hohe Glück der innern Gesundheit und Ruhe, die innigere Anhänglichkeit an Gott und Jesus, der Trost eines unbescholtenen Lebenswandels und eines sanften, gutmütigen Bezeugens gegen andere Menschen – alles ist mir klarer, deutlicher und kräftiger geworden. Auch über die Natur der Angst und die Mittel, sie wenigstens zu mäßigen, habe ich einige wohlthätige Erfahrungen gemacht. Sobald eine *bestimmte* Empfindung kommt, ist die Angst weg. Die Angst ist ein Schwanken, eine Ungewißheit, meist körperlich. Der Gesunde ist immer ruhig, selbst unter den schlimmsten Umständen.

Am 6. September

Wenn man sich nur immer recht lebhaft sagen könnte, daß die Angst meist körperlich ist. Mein Magen hat mir lediglich vorgestern und gestern die trüben und unruhigen Stunden verursacht. Heute früh wahrte es nur eine Weile. Sobald ich den Magen gestärkt, ward ich unbeschreiblich ruhig und heiter und habe so bis jetzt zugebracht. Die Welt wird dann

in einem Augenblick anders. Selbst das Traurigste erscheint mild, und man findet wieder an allem Behagen – an Arbeiten, Gehn, Sitzen, Gesellschaft etc. Alle Hoffnungen erwachen; der Nebel verschwindet, und der innigste Dank gegen Gott erfüllt uns auf das wohlthätigste. Ruhe ist der wahre Zustand des Menschen. Für den Ruhigen ist jede äußere Lage ertraglich, und selbst angenehm. Es ist nicht das fatale Treiben zu spüren, und selbst Langeweile erträgt sich leicht. Dem Ruhigen ist alles leicht und bequem. Alle Vorstellungen, alle Gedanken an Religion werden kräftig und erfreulich, und die wahrhaft himmlische Lust der Tätigkeit erwacht mit Kraft.

Ich kann noch lange Blut auswerfen – aber wird das helfen, daß ich mich jedesmal von neuem ängstige? Angst schadet – Mut stärkt. So ein Zufall verliert sich nicht gleich. Des Herrn Wille geschehe – nicht der meinige. Ich muß darauf gefaßt sein und denken, es wird sich schon nachgerade verlieren. Hat es der Rektor doch zwei Jahre gehabt. Geduld und Ergebung in den Willen Gottes sind die besten Hilfsmittel. Auch diese Läuterung soll ich empfangen. Gott weiß die Zeit der Krankheit, denn jegliche Krankheit hat ihre Zeit. Fein kindlich, das ist das beste. Es ist nichts schwerer, als mit sich selbst Geduld haben – seine eigne Schwachheit zu tragen. Gott hilft zu allem.

LETZTE EINTRAGUNGEN

Lehrjahre der höheren Lebenskunst;
Studien der Gemutsbildung

Mit diesen Blättern enden die handschriftlichen Dokumente, die wir von Novalis besitzen. Die Schwere der Krankheit bewog ihn, ein Leben ohne Frau und ohne eigenes Heim zu bedenken.

Den 8. Oktober 1800

Der Unruhe und Angst zu widerstehen, dazu gehört die höchste Geduld. Es ist aber auch das beste Hilfsmittel dagegen.

Allemaal folgt die höchste Ruhe auf unruhige Momente. Nachgiebigkeit gegen ängstliche Wünsche vermehrt die Disposition. Trotz und absichtliche Hingebung sind sehr heilsam.

Heute war ich sehr heiter und behaglich. Ich habe mit Lust und gut gearbeitet. Es entstand geistige Wärme, und die männlichste Entschlossenheit erfüllte mich.

Ganz spät abends drohte ein Anfall. Ich ward sehr ängstlich.

Den 9. Oktober

Heute früh war ich zwar etwas ängstlich. Indes hab ich doch fleißig gearbeitet und mich nicht stören lassen. Morgen kann wieder das Blut in Ruhe und die alte Behaglichkeit hergestellt sein. Ich will mich möglichst immer weniger stören lassen in meinen Geschäften, geduldig auf bessere Zeiten warten und die kränklichen Schwachheiten und Ängstlichkeiten abschaffen, z. B. die Angst nach Gesellschaft.

O! daß ich Märtyrersinn hätte!

Wahl ich nicht alle meine Schicksale seit Ewig-

keiten selbst? Jeder trübe Gedanke ist ein irdischer, vorübergehender Gedanke der Angst.

Jede trübe Stimmung ist Illusion.

Die Ängstlichkeit dauerte bis abends um fünf Uhr. Nachher ward ich äußerst heiter, wozu besonders der genehmigte Plan kam, gleich nach Siebeneichen reisen zu dürfen, der mich sehr belebte. Ganz spät kam eine Beängstigung, wahrscheinlich von Blähungen, die bald abgingen, und ich vermochte durch innige religiöse Vorstellungen das fatale Erschrecken zu vermeiden. Die Stunden nach dem Aufstehen und die nach Tische sind vorzüglich Ängstlichkeiten günstig.

Den 16. Oktober

Seither hab ich mich sehr wohl befunden und keinen Anfall von Ängstlichkeit gehabt. Dies beweist deutlich, daß alle Ängstlichkeit ganz unabhängig von äußern Umständen ist.

Am besten ist es, wenn man den Sinn hat, alles Geschehene mit freudigem Herzen wie eine Wohltat Gottes hinzunehmen. Durch Gebet erlangt man alles. Gebet ist eine universale Arznei.

Jetzt vorderhand hab ich auf zwei Fälle zu denken:

- I. auf den Fall, daß ich heirate,
- II. auf den Fall, daß ich nicht heirate.

ad I. ergibt sich alles von selbst. Dann hab ich nur um Entschlossenheit und Pflichtgefühl zu bitten und auf Arbeit und Zerstreung zu denken.

ad II. muß ich mich mit Lektüre versehen. Als 1. *Scriptores rerum Germanicarum* von B. Menke. – 2. Sächsische Geschichte. – 3. Gibbon. – 4. Thukydides. – 5. Livius. – 6. Tacitus. Sallust. – 7. Schmidts „Geschichte der Deutschen“.

Bei unserm Hofmeister las ich die lateinischen Geschichtsbücher, und er kam, mir Gesellschaft leisten und vorlesen. Bodé aus Humens französische Geschichte von England, die in Schlöben ist, oder sonst französische Bücher. Ich mache mich mit dem Superintendenten und dem neuen Direktor bekannt, sehe mehrere Leute als Bösen, Zentschen, Schaufuß, Schlegels in Burgwerben, Würker etc. Wird es schlimmer, so verreis ich nach Leipzig, Bamberg oder Jena. Sonst reis ich viel mit dem Vater und bin fleißig in der Mathematik etc. Wenn ich nicht heirate, will ich nach Reichenhall und Klagenfurt.

Ausgewählte Briefe

Novalis hat schon als Student oft und mit tänzerischer Leichtigkeit Briefe geschrieben. Seinem geselligen und beweglichen Wesen sagte diese Form der Mitteilung, die er als abendliche Stilübung mit Lust und Humor pflegte, besonders zu. Wir wahlen aus der großen Korrespondenz, von der bis heute wichtige Teile unbekannt geblieben sind – so die Briefe des Dichters an seine beiden Bräute – vor allem solche, die ihn als Dichter und Mensch charakterisieren. Es gibt jedoch von ihm auch Schreiben, die ganz geschäftlich-korrekt und sachlich sind. Als musterhafter Beamter ist er im Verkehr mit den Vorgesetzten auch in der Korrespondenz ein Muster an Logik und Sachlichkeit geblieben.

An die Mutter in Weißenfels

Jena, Sommer 1791

Beste Mutter,

Endlich folge ich einmal dem Drange meines Gefühls und überwinde meine Trägheit zum Briefschreiben. Ich weiß, daß Du es so gern siehst, wenn ich an Dich schreibe, ob ich Dich gleich versichre, daß auch gewiß sonst die Erinnerung an Dich mir die glücklichsten meiner Stunden macht, wenn meine Phantasie schwelgt und Dein Bild lebendig mir vorschwebt; wenn alle die schönen Szenen der Vorzeit und Zukunft, die ich mit Dir erlebte und erleben werde, vor mir stehn und jeder Zug in ihnen beseelt ist: wenn gar der blaue Schleier der Zukunft sich hebt und ich Dich als Schöpferin aller jener kühnen Entwürfe sehe, die eine allzu kühne Zuversicht in meine Kräfte wagte. Denn wem dankten alle Män-

ner beinah, die etwas Großes für die Menschheit wagten, ihre Kräfte? Keinem als ihren Müttern. Du trugst beinah alles zur Entwicklung meiner Kräfte bei, und alles, was ich einst Gutes wage und tue, ist Dein Werk und der schonste Dank, den ich Dir bringen kann. Wie befindest Du Dich denn jetzt, doch so, wie ich hoffe und wünsche, daß Du Dich noch eine lange Reihe Jahre befinden magst, um uns allen nicht die höchste Zufriedenheit zu rauben, die an Dich geknüpft ist. Mein guter Vater ist wohl wieder bei Euch. Komm ja herüber und besuche mich: die Tante und ich freun uns unaussprechlich darauf. Neulich war hier ein großes Hagelgewitter, das der Tante die Fenster einschlug und dicht neben ihrem Garten einen kalten Schlag tat. Sie war erschrocken, wurde aber doch nicht krank. Ich empfehle mich Deiner Gnade und Liebe untertänig und verharre mit dem tiefsten Gefühl von Ehrfurcht und Liebe

Dein untertäniger Sohn
Friedrich von Hardenberg.

An Professor K. Chr. Schmid in Jena

In diesem Stammbuchblatt für seinen der Philosophie ergebenden Hofmeister zitiert Novalis Abschnitte aus dem dreibändigen Roman „Graf Donamar“, der damals aus der Feder des Aesthetikers Friedrich Bouterwek zu erscheinen begann.

Jena, 1. September 1791

Der Zephyr fragte einmal den Sturmwind: „Sag mir an, Lieber, bin ich nicht glücklicher als du? Sanft kose ich mit dem Geblüm und Däfte wallen

um meinen friedlichen Hauch. Sei wie ich, Lieber, und werde vernünftig!“ – „Vernünftig“, seufzte der Sturmwind, „ich kreuze deswegen so kreuz und quer durchs Land und werfe Wälder hin, weil ich da durch muß.“ Machen Sie die Anwendung davon auf mich, bester Schmid! Es werden bessere Perioden kommen. „Der Verstand, eh er sich recht gemessen hat mit den Dingen der Welt, ist ein Kind; er kann von der größten Anlage sein und läßt sich doch von dem Herzen alles weis machen. Nur Zeit und Gelegenheit: nur einige Strafoxempel, und die Ausbildung findet sich wie zwei Lippen im Dunkeln. Aber der böse Feind, der immer Unkraut unter unsern Weizen tut, der uns um den Genuß der ganzen schönen Welt betrügt, wenn wir seiner nicht Meister werden, ist die Leidenschaft.“ Möchten diese wenigen Zeilen auch noch in fernen Zeiten oft ein Ziel sein, woran Sie den Faden der Erinnerung knüpfen an

Ihren Sie innig liebenden Freund und Schüler
Friedrich von Hardenberg.

Symbol: Alles um Liebe.

An Friedrich Schiller in Erfurt

Novalis lernte Schiller kurz nach seiner Immatrikulation an der Universität Jena im Herbst 1790 persönlich kennen. Während ein Großteil der anderen Romantiker den Verfasser der „Räuber“ in seinem Lebensstil zu spießig-bürgerlich fand, brachte Novalis dem „Erzieher des künftigen Jahrhunderts“, der auch auf seine eigene Erziehung von Einfluß gewesen ist, voll Hingissenheit über seine sittliche Größe den ganzen enthusiastischen Überschwang der Jugend entgegen.

Der nachfolgende Brief ist kurz vor der Übersiedlung an die Universität Leipzig geschrieben. Karl Theodor Dalberg, der als Erzkanzler und Primas des Reiches in Schillers Leben eine beträchtliche Rolle spielte, war damals Statthalter in Erfurt.

Jena, am 22. September 1791

Bester Herr Hofrat!

Mein widerwärtiges Schicksal verhindert diesmal meine so lang ersehnte Reise nach Erfurt. Es ist hier in ganz Jena für heute kein Wagen und noch viel weniger ein Pferd zu bekommen. Meine angestrengteste Mühe ging verloren, und es bleibt mir nichts übrig, als meiner Phantasie so lebendig als möglich die Darstellung des auf mich wartenden Vergnügens vollenden zu lassen. Wie gern hätt ich Sie nicht gesehen, wie gern an Ihrer Seite so gluhend und froh den Dichter des „Don Carlos“ und die gelungensten Augenblicke der Kunst in der Vorstellung genossen und verschlungen! Wie freute ich mich nicht zugleich auf die persönliche Bekanntschaft mit dem guten, seelenvollen Dalberg, der leider nur noch fast einzig unter den Fürsten Deutschlands steht, und den ich schon deswegen hochschätzen würde, wenn er sich nur für meinen lieben Schiller recht warm und innig interessierte. Aber nun ist dies alles vereitelt, und ich muß mich resignieren, was ich auch desto leichter kann, da mir wenigstens die Hoffnung nicht benommen ist, doch Sie noch während dieser Ferien einmal zu sehen. Offenherzig war Ihre persönliche Bekanntschaft und Ihr freundschaftlicher Umgang auch das einzige, was ich höchst ungern in Jena verlasse und was ich in Leipzig nicht aufhören werde zu vermissen. Ein Wort von Ihnen wirkte mehr auf

mich als die wiederholten Ermahnungen und Belehrungen anderer. Es entzündete tausend andre Funken in mir und ward mir nützlicher und hülfreicher zu meiner Bildung und Denkungsart als die grundlichsten Deduktionen und Beweisgründe. Unendlich viel hätte ich in diesem Winter von Ihnen gewonnen und spielend gewonnen, was des angewandtsten Fleißes, des willigsten Bestrebens ohngeachtet mir vielleicht erst in Jahren erreichbar wird. Und selbst dies abgerechnet, so wäre Ihr freundschaftliches Herz, Ihre ganze Individualität, der ich so nah mich wußte, genug gewesen, um Jena mir angenehm und unvergeßlich zu machen. Und doch werde ich alles leichter ertragen, wenn mich nur das Bewußtsein begleitet, daß ich Ihnen ein bißchen lieb bleibe, und daß ich, wenn ich Sie wieder sehe, noch immer die alte Stelle in Ihrem Herzen offen finde. Denn wen sollte nicht das überschwenglich selige Gefühl, sich von Ihnen warmer umfaßt zu wissen, für alles und selbst den persönlichen Umgang mit Ihnen entschädigen? Ihnen größtentheils werde ich es zuschreiben, wenn diesen Winter mein eifrigster Wille meine Kräfte unterstützt, um die gefährlichste Klippe eines jungen, lebendigen Kopfs, die sauern und anhaltenden Vorarbeiten zu einem künftigen bestimmten Beruf glücklich zu übersteigen, denn Sie machten mich auf den mehr als alltäglichen Zweck aufmerksam, den ein gesunder Kopf sich hier wählen könne und müsse und gaben mir damit den letzten entscheidenden Stoß, der wenigstens meinen Willen sogleich fest bestimmte und meiner herumirrenden Tätigkeit eine zu allen meinen Verhältnissen leichtbezogene und passende Richtung gab. Ich kann Ihnen zwar nicht verhehlen, daß ich fest glaube, daß meine Neigung zu den süßen Künsten der Musen nie erlöschen und

meine liebe, freundliche Begleiterin durchs Leben sein wird, daß immer die Werke der Lieblinge Apolls einen unnennbaren Zauber für meine Seele behalten werden und ich nie ungeneigt sein werde, dem Wunsche des Königs von Preußen beizupflichten, wenngleich auf eine ganz verschiedne Art, der die „Zaïre“ Voltaires lieber gemacht haben wollte, als Sieger in so vielen Schlachten gewesen zu sein; daß ich endlich selbst in manchen süßen, heimlichen Augenblicken Funken vom heiligen Altar der Kunst zu entwenden mir nicht entbrechen werde, und selbst an der Seite der strengen Gottin, zu deren Priester ich mich an Kopf und Herzen kombabisieren lassen soll, noch manchen verstohlnen Blick und manchen liebeatmenden Seufzer den glücklicheren Lieblingen der Grazien und Musen und ihren Schutzgöttinnen zuzuwerfen. Aber dem ohngeachtet hoffe ich auch zu Gunsten meines besseren, aber vielleicht kleinsten Selbsts, der Vernunft, meinem gefaßten Vorsatz und dem mir am fernen Ziel winkenden Genius der höhern Pflicht treu zu bleiben und dem Rufe des Schicksals gehorsam zu sein, das aus meinen Verhältnissen unverkennbar deutlich zu mir spricht. Aber zuseufzen werde ich Ihnen doch noch zuweilen: *ora pro nobis*. Der Frau Hofrätin bitte ich Sie, mich untertänigst zu empfehlen, und Sie, bester Herr Hofrat, wünsche ich bald gesunder als jemals und im vollen Gefühl erneuter Jugendkraft und Munterkeit zu umarmen und Ihnen mündlich wärmer und inniger sagen zu können, mit welchen tiefen Empfindungen von Liebe und Hochachtung ich nie aufhören werde mich zu nennen

Ihren gehorsamen Diener
Friedrich von Hardenberg.

Goseck, am 5. Oktober 1791

Ermüdet von tausend Genüssen, die Natur und Kunst mir heute gaben, und gestimmt zu einer wunderbaren Heiterkeit, sitze ich hier in einem hohen, gewölbten gotischen Gemach des alten Bergschlosses Goseck, wohin mich die Freundschaft des Besitzers rief, und blicke gerührt nach der Gegend zurück, die ich vor kurzem auf immer verließ. Ich blicke nach meinen Freunden zurück und sehe sie nicht mehr. Aber noch umtönt mich das freundliche Lebewohl, das auch Sie mir gewiß aus vollem Herzen bei unserer Trennung zuriefen. Tausend Szenen schweben um meinen innern Sinn, denen die Phantasie und die Erinnerung Leben verleiht, die in magischer Beleuchtung, in romantischen Massen eine zehnfach verstärkte Wirkung tun und eine unendliche Menge Empfindungen, Gefühle und Ideen leise erwecken. Alles verschmilzt in das unnennbare und unteilbare Ganze einer lieblichen Dämmerung, wo nur die äußersten Umrisse, die schönsten Konturen noch sichtbar sind und schon allmählich in den Nebel der Vergangenheit zerrinnen. Aber den Zauber der Aussicht, wer vermag den zu beschreiben, da ihn die Seele mit Mühe faßt! Oh! bester Herr Rat, jetzt verschwindet der Schleier, den Vorurteile, Torheiten, eingeschränkter Sinn und Verwirrung um meine Augen legten; ich sehe in einem Moment der glücklichsten Vergeistigung das bunte Jahrmarktsgewühl meines bisherigen Lebens vor mir. Was die Natur und Gegenwart auseinanderzieht, wird in der Erinnerung „der Ordnung leicht gefaßtes Glied“, wie mein lieber Schiller, nur auf eine andere Art sagt. Ich sehe mich in allen den lächerlichen, sonderbaren, abenteuer-

lichen und unnatürlichen Masken, mit welchen mich eine herrenlose Phantasie und die Grille des Augenblicks bekleidete, und bedaure nur die geduldigen Freunde des pfadlosen Irrlings. Aber meine gutmutige, leicht zu gewinnende Einbildungskraft läßt mir doch auch so manchen Augenblick vorbeigehen, in welchem zwangloser Frohsinn, jugendliche Schwärmerei und so manche andere Begleiter meines Lebens mich in lieblichen Träumen entzückten, und in welchem Freunde der Wahrheit und der sittlichen Schönheit eine Herrschaft über mein Herz behaupteten, die mir unvergeßlich bleiben wird und mich in das süße Gefühl einwiegt, von Männern der Aufmerksamkeit gewürdigt worden zu sein, die leicht in ein zärtlicheres Gefühl übergeht. Es bemächtigen sich Hoffnungen und Erwartungen meiner Seele, und beseligendere Gefühle verdrängen die unangenehmeren des Unwillens und Mitleidens mit sich selbst, die ich schon in Jena oft empfand und daher ein gewaltsames Mittel ergriff, um mich loszureißen von den Torheiten und Verirrungen, die mich in Jena zu verfolgen schienen und zu Gewohnheiten wurden. Wie weh tat es mir nicht, so vieles zu verlassen, was meiner Seele heimisch geworden war, Männer zu verlassen, deren bereitwillige Freundschaft, deren seelenvoller Umgang mir Früchte zu versprechen schien, die mir vielleicht nie wieder so reifen! Aber ich mußte mich resignieren und dem mir nicht undeutlichen Winke des Schicksals folgen. Ich breche ab: schon zu lange sprach ich von mir, ich wende mich zu einem Gegenstande, der meine ganze Seele füllt.

Von *Schillern* will ich mit Ihnen sprechen; denn kein Gegenstand der Unterhaltung ist Ihnen gewiß angenehmer und für mich interessanter. Sie haben

ihn wiedergesehen, wenn Sie diesen Brief erhalten. Gewiß ist er munter, heiter, im vollen, entzückenden Gefühl seiner wiedergekehrten Gesundheit. Sie sehen ihn nun oft; Sie tauschen Ihre beiden Seelen oft an traulichen Abenden gegeneinander um, und ich, der ich so heiß danach dürstete, kann kein stiller, lauschender, nichts verlierender, alles tief verschlingender Zeuge dieses herrlichen Schauspiels sein. Ach! wenn ich nur Schillern nenne, welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf; wie mannigfaltige und reiche Züge versammeln sich zu dem einzigen entzückenden Bilde Schillers und wetteifern wie zaubernde Geister an der Vollendung des blendenden Gemäldes, und stört mich dann in diesem Zaubermahl der Phantasie der nagende Gedanke, daß dieser Mann der Vernichtung nahe war, Schiller, der mehr ist als Millionen Alltagsmenschen, der den begierdelosen Wesen, die wir Geister nennen, den Wunsch abnotigen könnte, Sterbliche zu werden, dessen Seele die Natur *con amore* gebildet zu haben scheint, dessen sittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergange retten konnte, Schiller, der so eine entzückende Form mit so viel Stoff, so viel Natürlichkeit mit so viel Natur, so viel Individualität mit so viel Allgemeinheit, so viel Herzensgüte mit so viel Herzensstärke, so viel Einfachheit mit so viel Reichtum, so viel System mit so viel Art, so viel Charakter mit so viel Sinn, so viel Schema mit so viel Anwendung, so viele transzendente Einbildungskraft und so viel Methode in der transzendenten, so viel Größe mit so viel Würde, so viel Liebenswürdigkeit mit so viel Liebe, so viel Grazie mit so viel Ernst vereinigt, in dessen Natur so viel Kunst, und in dessen Kunst so viel Natur ist, der so viel Gesichtspunkte und doch

nur Einen hat, und endlich, der einer der seltenen Menschen ist, denen die Götter das hohe Geheimnis von Angesicht zu Angesicht offenbarten, daß die Schönheit und Wahrheit eine und dieselbe Göttin sei, und daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil sei, das den Menschen auf Erden gegeben worden, der einzig wahre echte Logos, der von Gott ausgegangen ist und wieder zu ihm zurückkehrt: – wenn, sage ich, dieser Gedanke mich stört, so bebe ich unfreiwillig vor meiner eigenen Existenz zurück, und es drängt sich ein Seufzer zwischen meine Lippen, in welchen aller Glaube an eine höhere Hand, die den Faden lenkt, und die ganze Liebe und das Mitleid gegen eine Menschheit gepreßt ist.

Aber er lebt und bleibt vielleicht leben. Stolzer schlägt mein Herz, denn dieser Mann ist ein Deutscher; ich kannte ihn, und er war mein Freund. Wie lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn sah, besonders an die, da ich ihn zum ersten Male sah, ihn, das Traumbild der seligsten Stunden meines Knabenalters, da die höhere Macht der Musen und Grazien den ersten herrlichen bleibenden Eindruck auf meine junge Seele machte und ich mit meinem Ideal in der Phantasie vor Schiller trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Das vollste uneingeschränkste Zutrauen schenkte ich ihm in den ersten Minuten, und nie ahnete mir nur, daß meine Schenkung zu übereilt gewesen sei. Hätt er nie mit mir gesprochen, nie teil an mir genommen, mich nicht bemerkt, mein Herz wäre ihm unveränderlich geblieben; denn ich erkannte in ihm den höhern Genius, der über Jahrhunderte waltet, und schmiegte mich willig und gern unter den Befehl des Schicksals. Ihm zu gefallen,

ihm zu dienen, nur ein kleines Interesse für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tage und der letzte Gedanke, mit welchem mein Bewußtsein abends erlosch. Eine Geliebte hätte ich für ihn weinend aus dem Herzen gerissen, wenn die Vorsehung ein so hartes Opfer verlangt hätte, meinem liebsten, jahrelang gehegten Wunsche am Rande seiner Erfüllung entsagt; denn das Leben ist nicht das stärkste Opfer, das Enthusiasmus und Liebe ihrem angebeteten Gegenstande bringen können, denn wir fühlen nicht seinen Verlust. Sein Wort hätte Funken zu Heldentaten in mir geschlagen, die keine Not, kein Hindernis hätten ersticken können, und vielleicht ist selbst das Gute und Schöne, dessen Spuren meine Seele trägt und tragen wird, schon durch sein Beispiel größtenteils mit sein Werk. Brächte ich einst Werke hervor, die einen innern Wert unabhängig in sich trügen, tät ich etwas, das einen edlern Ursprung, eine schönere Quelle verriete, so ist es auch größtenteils Schiller, dem ich die Anlage, den Entwurf zur vollendeteren Form verdanke. Er zog in meine Seele die sanften weichen Linien des Schönen und des Guten, die meine männlichere Vernunft nur tiefer zu ziehen, nur um die schärfsten Ecken zu weben und zu schwingen braucht, um mein Glück und meine Ruhe auf Ewigkeiten zu gründen. Er bietet mir vom Port der himmlischen Vaterwelt die Hände, um die gesunkene Psyche heraufzuheben.

Könnte ihn jemand besser zeichnen, jemand besser die wahrnehmbaren Umrisse seines intellektuellen Wesens, die die gewagtesten, reinsten, gelungensten und feinsten sind, in irgendeiner menschlichen Sprache entwerfen, als er selbst im Bild seines Posa getan hat? Nichts hat er vergessen, als die Anwendung und die mindere Anmaßung, die seinen Cha-

rakter noch menschlicher, liebenswürdiger und umfassender macht. Eben diese stille Große und sittliche Erhabenheit, eben dieses Weltbürgerherz, das für mehr als Menschheiten schlägt, und doch diese idealische Liebe auf reine Seelen um sich überträgt und nicht den einzelnen entgelten läßt, was die Natur minder für sie als fürs ganze Geschlecht tat, ebendies nicht auf Erden Heimische und doch Zufriedene, nicht Klagende, Heilige, Resignierende, was die gereifteste Frucht der Humanität ist, das Resultat der höchsten Philosophie des Sterblichen, welches einst in jenen traurigen Tagen mit den Griechen verblühte. Ihm gab das Schicksal die göttliche Gabe, alles, was er berührte, in das reinste Gold des geläutertsten Menschensinns, in das Eigentum und Erbteil der sittlichen Grazie zu verwandeln. Wissenschaften werden im längern Laufe seines Lebens unter seinem wohltätigen Fluge aufblühen, und um kurz an einem Gemälde vorüberzugehen, das der scharfsichtige Blick des Künstlers selbst vielleicht noch nicht übersehen kann, er wird nebst einem Manne, den mir die Bescheidenheit zu nennen verbietet, der Erzieher des künftigen Jahrhunderts werden. Die Nachwelt zeigt ihm seinen Platz unter den kraftvollen Männern, die zur treffendsten, bittersten Charakteristik unserer Zeiten beinahe vergessen sind oder doch vernachlässigt unter ihrer Würde. Welcher Edle stimmt mir nicht bei, wenn ich Franklin, Linné, Haller, Newton, Bacon, Luther, Hutten, Galilei, Lessing, Leibniz, Spinoza, Michelangelo, d'Alembert und Machiavell nenne?

Oft, wenn in schwärmerischen Stunden das Bild der Vorzeit in uns erwacht, wenn die Bonmots der Natur, unsere Voltaire, Helvétius und die andern Modephilosophen und Modehelden unseres Jahr-

hundreds vor den alten herrlichen Söhnen der Natur verschwinden wie ein künstliches Feuerrad beim Morgenstern oder ein witziger Einfall vor dem Erguß seiner edeln, ungezwungenen, wahren Empfindung, wenn uns unsere Zeiten, unsere moralischen Krüppel und Zwitter mit allen ihren Gebrechen und Scheusalen anekeln, und wir, wie Hiob, der Stunde unserer Geburt zürnen, dann versöhnt uns oft ein Blick auf diese unsere Zeit mit allem, und die mürische Klage erstirbt auf den Lippen in ein Lispeln des Danks und in die abgebrochenen glühenden Laute der Liebe und Bewunderung.

Mein Morgen- und Abendgebet ist um Gesundheit: um die glänzendsten Lebensperioden Schillers mitgenießen zu können, um, von ihm begeistert, auch höhern Zwecken nachzustreben; gibt mir diese die Vorsehung, was will ich weiter? Beschäftigung und Freudigkeit zu handeln hab ich auf Ewigkeiten.

Erlauben Sie, daß ich noch einmal Baggesen, diesen gottlichen Menschen, freilich mit sehr ungleichen Kräften nachahme. Ich kenne keine Manier, die fähiger wäre, feinere Nuancen auszudrücken, als diese. Wenn noch einst meine Bewegung zur Tätigkeit, meine Reizbarkeit zu echtem Gefühl, meine Naturlichkeit zur Natur, meine Funken zur Wärme, meine Genialität zu Genie, mein Entwurf zur Ausführung, meine Vorstellung der Empfindung zur Empfindung, meine Mäßigkeit in Mäßigung, mein Sinn zu Charakter, meine Anlage zur Ordnung, meine Vielseitigkeit zur Mannigfaltigkeit und meine Vielheit zur Einheit, meine Ahnungen zu System verschmelzen, und meine Vernunft das entscheidende Übergewicht über Sinnlichkeit und Phantasie erhält, und Natur und Einfachheit meine Hausgottheiten wurden, meine Liebe und mein Enthusiasmus

für so viele Dinge eine bestimmte, festere Richtung, eine ebenso leichte als glückliche Anwendung erhalten: dann verdank ich wenigstens Ihnen, Schillern und Schmidten die dazu so nötige Aufmerksamkeit und Beobachtung meiner selbst, ohne die alle Kämpfe fruchtlos, alle Mühen vergeblich sind. Empfangen Sie hier meinen glühendsten Dank aus dem gerührtesten Herzen für alles, was Sie mittelbar oder unmittelbar für mich taten, für die Aufmunterungen, die Sie mir gaben, für die Geduld, die Sie mit meinen Schwächen, Torheiten und Rhapsodien hatten, und glauben Sie, daß schon der Wunsch, nicht undankbar zu sein, mich zur höchsten Anstrengung meiner Kräfte bewegen könnte, um Ihnen durch Handlungen und Selbstbildung zu zeigen, daß Ihre angewandten Bemühungen und der Reiz Ihres Beispiels nicht umsonst waren.

Ich werde in drei Wochen nach Leipzig abgehen und nach einer gänzlich veränderten Lebensordnung zu leben dort anfangen. Jurisprudenz, Mathematik und Philosophie sollen die drei Wissenschaften sein, denen ich diesen Winter mich mit Leib und Seele ergeben will und im strengsten Sinne ergebe. Ich muß mehr Festigkeit, mehr Bestimmtheit, mehr Plan, mehr Zweck mir zu erringen suchen, und dies kann ich am leichtesten durch ein strenges Studium dieser Wissenschaften erlangen. Seelenfasten in Absicht der schönen Wissenschaften und gewissenhafte Enthaltensamkeit von allem Zweckwidrigen habe ich mir zum strengsten Gesetz gemacht. *Γνώδι σεαυτόν* soll mein *memento mori* sein, und *λάδε βιώσας* der Wahlspruch meines praktischen Lebens. Schiller zeigte mir höhere, reizendere Zwecke in dem Studium dieser ernsteren Wissenschaften, für die jeder nur einigermaßen an Kopf und Herz gesunde und un-

verdorbene Mensch sich feurig und lebhaft interessieren muß. Er lehrte mich dem Wink meines Schicksals lauschen und ihm gehorsam sein. Er zeigte mir, daß man könne, was man soll, und daß wahre Größe des Geistes und sittliche Schönheit des Charakters mit eingeschränkten Zwecken, wenn man sie zu höherem Beruf hätte, unverträglich sei. Ich brauche mich auch deswegen, wie ich neulich an Schiller schrieb, nicht an Kopf und Herz von meiner Brotwissenschaft abälardisieren zu lassen; Musen und Grazien können immer die vertrauten und nützlichen Gespielen meiner Nebenstunden bleiben, Lieblingen derselben immer wärmer mein Herz entgegenschlagen. Ihre Werke werden immer einen unaussprechlichen, Sinn und Geist hinreißenden, über alles erhabenen Zauber für mich behalten und im heiligen Selbstgefühl der Unschuld und Sittlichkeit alle meine Gedanken und Empfindungen mit dem Siegel der Begeisterung und Hoheit bezeichnen. Denn das Entzücken, welches hieraus entspringt, verlöscht nur mit dem letzten Auseinanderdrange meiner Fibern, mit der Bebung, die mein Innerstes gewaltsam auflöst, mit dem Atemzuge, der den Gott in mir befreit. Empfehlen Sie mich der Frau Rätin, dem Nachbild von Schillers Elisabeth, meinem lieben großen Schiller, und denken Sie zuweilen an

Ihren Sie innig liebenden Freund und Verehrer
Fr. Leopold von Hardenberg.

Weißenfels, am 7. Oktober 1791

Ich hoffe, daß mein Brief Sie schon wieder in Jena trifft. Wie gern hätt ich mir nicht selbst das Vergnügen, Sie zu überraschen, gegönnt, wenn es irgend möglich gewesen ware! Auf Weihnachten geschieht es gewiß. Von Ihrer Gesundheit hoffe und wünsche ich alles mögliche Gute aus vollem Herzen. Wie selig wär ich, wenn ich Ihnen die Hälfte meines jetzigen Wohlbefindens abtreten könnte; meine eigne Heiterkeit würde gewinnen. Ich leb und webe in der frischen Herbstluft, und neue Ströme von Lebenslust fließen in mich mit jedem Atemzuge. Die schöne Gegend und eine gutmütige Harmlosigkeit, in die ich aufgelöst bin, zaubern mich in die blühenden Reiche der Phantasie hinüber, die ein ebenso magischer, dünner Nebel umschwimmt als die ferne Landschaft unter meinen Füßen: Ich freue mich mit dem letzten Lächeln des scheidenden Lebens der Natur und dem milden Sonnenblick des erkaltenden Himmels. Die fruchtbare Reife beginnt in Verwesung überzugehn, und mir ist der Anblick der langsam hinsterbenden Natur beinah reicher und größer als ihr Aufblühn und Lebendigwerden im Frühling. Ich fühle mich mehr zu edeln und erhabenen Empfindungen jetzt gestimmt als im Frühjahr, wo die Seele im untätigen, wollüstigen Empfangen und Genießen schwimmt und, anstatt sich in sich selbst zurückzuziehen, von jedem anziehenden Gegenstande angezogen und zerstreut wird. Schon das Losreißen von so viel schönen, lieben Gegenständen macht die Empfindungen zusammengesetzter und interessanter. Daher fühl ich mich auch nie so reingestimmt und empfänglich für alle Eindrücke der höhern, heiligern

Muse als im Herbst. Ich habe jetzt die „Odyssee“ und den „Don Carlos“ gelesen; auf einem Weinberge gelesen, mitten zwischen hochaufgeschossen vollen Rebenbüschen, und beide waren wieder für mich neu: so unterschieden sich die dadurch in mir erregten Empfindungen zu andern Zeiten und in dieser romantischen Lage voneinander. Ich habe den Homer wieder so lieb gewonnen in seiner heiligen, einfachen, häuslichen, gutmutigen Sinn- und Denkart, daß ich Kronen darum gegeben hätte, wenn ich dem biedern Alten um den Hals fallen und mein errötendes Gesicht in seinem dichten, ehrwürdigen Barte verbergen könnte. So, dachte ich mir, ging er, so sprach er, so trug er sich. Jung und alt umhüpfte den heiligen Greis und bat ihn um ein Lied von ihren Heroenvätern vor Troja: und dann sang er es ihnen in der simpelsten, faßlichsten, melodischsten Volksart und Weise kunstlos, aber tieferschütternd, anschniegend an jedes Herz und Sinn, und die himmlische Grazie schwebte leise und ihm nur sichtbar um seine Lippen und Natur und Einfalt lehnten sich über seine Schultern. Wenn ich mich in diesen entzuckenden Augenblicken des freisten Geistesgenusses hätte ärgern können, so wärs gewiß geschehn über alle die Schulfuchse und moralischen Krüppel und Zwerge, die aus seinem einfachen, schlichten Wanderstabe bald einen Pariser Badin, bald eine Krücke für seine seinwollenden Nachfolger und Schüler, verwahrlost an Herz und Kopf, schnitzten und bald mit Lob, bald mit Frechheit und Aberwitz die um sein Grabmal schwebenden Geister beleidigten, die moralische Grazie und die gerechte Nemesis. Jeder paßte seinen ästhetischen oder moralischen Leisten mit hohem, zermalmendem Schulwitz dem ehrlichen Alten an und gab dann nach einer angestellten elenden, sinn-

losen Vergleichung sein *decisum* streng und unerbittlich, wem er seinen demütigenden Beifall gnädig zuwinken wollte und wen sein Tadel in den Staub niederwürfe. Genossen und empfunden will Homer sein von seinen Zeitgenossen, und wer sich nicht zu seinen Zeitgenossen erheben kann und will, der bleibe von fern stehen, schlage an seine Brust und sage: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Ossian und Homer, Milton und Ariost, Virgil und Klopstock, jeder ist, was er wollte und konnte: aber keiner wollte je ein infallibler, einziger Kodex der Gesetze der Schönheit und Wahrheit sein und ein Idol für alle Zeiten und Völker abgeben; gewiß, lieber Herr Hofrat, geben Sie mir hierin recht, und verzeihen allenfalls meinem jugendlichen Eifer: aber ein Fehler ganzer Generationen auf Unkosten des gemeinen, reinen Menschensinns, der die Entweihung unsrer Lieblinge angeht, könnte einen zu dem Feureifer eines Elias berechtigen, der die Baalspaffen auf gut jüdisch am Bache Kidron schlachten ließ. Mir ist alles lieb im Homer, wie mir in der Natur auch alles lieb und wert ist, und so muß es mit jedem großen Menschen sein, dessen Geist eine runde, vollendete Form hat, wenn sie gleich von der andern himmelweit unterschieden ist. So finde ich auch im Ariost, im Ossian, im „Werther“, im „Don Carlos“ mehr Homerisches, mehr echte Homerheit als im Apollonius Rhodius und andern Nachahmern Homers, in deren Händen der Göttliche eine Anthropomorphose ausstehen muß. Aber ich breche hiervon ab, besonders, da ich es gewagt habe, vertieft und verloren in diese Betrachtungen, einen längern Aufsatz über Homer, seinen Charakter, seine Sinnesart, seine Beurteilung und den Geist seines Zeitalters im allgemeinen betreffend, anzufangen, den ich Ihnen vielleicht zur Prüfung

nach seiner Vollendung mitzuteilen wagen werde.

Bei Gelegenheit der Lektüre des „Don Carlos“ habe ich noch einmal die Rezension von Bürgers Gedichten gelesen, und sie ist mir beinah in der Stimmung, worein Sie mich versetzt hatten, noch zu gelind vorgekommen; da wenigstens der Maßstab, den Sie darin, nicht, wie viele getan haben, von der Erfahrung mehrerer Jahrhunderte abstrahierten, sondern ihn *a priori* aus einem den Gesetzen der Sittlichkeit korrespondierenden Gesetze aufstellten und dadurch der Wissenschaft zu einem einzigen Gesichtspunkt verhalfen, der ihr bis dahin mangelte, ihr eine Anwendung und Grenze zeigten, wodurch unfehlbar alles dazu nicht Gehörende und falsch Angemaßte getrennt und ihr ein Ziel gesetzt wird, das im innersten Heiligtume der Schönheit und Wahrheit steht und unendliche Sonnenwege dem forschenden Auge des Genius eröffnet, und dadurch so viel für sie taten, wie Prometheus der Lichträuber für die Sterblichen – da wenigstens der Maßstab, sag ich, sich zu den meisten von Bürgers Gedichten nicht harmonisch verhält! O! ich lerne immer mehr einsehn, daß nur moralische Schönheit, je absichtsloser sie bewirkt zu sein scheint, den einzig unabhängig wahren Wert eines jedweden Werks des dichterischen Genies ausmacht: daß nur sie denselben den Stempel der Unsterblichkeit aufdrücken kann und sie mit dem Siegel der Klassizität bezeichnet. Eine einzige erhabene, moralische Stelle im „Don Carlos“ ist mehr wert als Voltaires „Candide“ und mehr wert vielleicht im Auge der Nemesis der schönen Künste als seine Werke zusammengenommen. Ein witziger Gedanke verzischt wie eine Rakete; der Erguß einer veredelten reinen Empfindung ist ewig wie die Welt und jedem Edeln ein nie zu erschöpfender, nie zu

verlierender Schatz. Jeder ist ein Erbteil und Eigentum der Menschheit, das selbst die Zeit nie veräußern kann. Hätte „Idris“ tausendmal schönere Stanzen noch als „Oberon“, so würde er doch an Wert diesem untergeordnet bleiben. Nur gehört freilich viel zur vollendeten Schönheit, was nicht eingeschränkt genug gewähntem Nutzen aufgeopfert werden darf, ohne Verletzung der wesentlichsten Formen; das Utile muß nicht Zweck werden, sonst sinken wir zu moralischen Predigern und Schlendrianisten herab. Eine echt erhabene Stelle im größten Sinne dieses Worts kann nur moralisch sein. Sie ergreift die Seele in ihren mächtigsten Tiefen und bewegt den ganzen Ozean der Empfindungen; sie erhebt uns über uns selbst und täuscht selbst den Lasterhaften mit einer augenblicklichen sittlichen Existenz. Sie setzt alle Kräfte in Bewegung und läßt uns hoher denken und empfinden. Sie bleibt das unzerstörbare Monument der ewigen Schönheit der Seele, in der sie entstand. O! wieviel verdank ich Ihnen nicht, wenn ich Ihnen auch nur diese eine Überzeugung verdankte! Sie könnte mich allein zu Werken begeistern, die einen höhern Ursprung verrieten und, was noch mehr ist, nur ein Quell des heitersten Bewußtseins, der himmlischsten Empfindungen werden. Könnte ich doch diese Liebe zur sittlichen Grazie, zur moralischen Schönheit, zur reinsten edelsten Leidenschaft entflammen, die je einen sterblichen Busen durchglühte! Zwar unterbricht sie den ruhigen Strom des Nachdenkens, aber sie läßt uns auch schnell die Größe eines Gedankens erfassen, der zwar längst geahndet, doch dem stilleren Herzen unerreichbar noch lange geblieben wäre. Sie gibt unsern Empfindungen, unsern Gefühlen einen Schwung, dessen Schnellkraft auch gegen verdoppelte Hindernisse und die dicke

Atmosphäre der Sinnlichkeit aushält. Der Entschluß tritt dem Entwurfe in die Fußstapfe. Tagtäglich suche ich den Grazien meine Seele würdiger zu machen und an jede Stunde einen kleinen Sieg über meine befangne Seele anzuknüpfen. Die vorüberfließenden Eindrücke und Typen des Schönen halte ich fest und entlasse sie nicht eher, als bis sie sich auf manchem zerstreuten Blatte meiner Seele verewigten. Vielleicht, daß einst das mißgestimmte Instrument rein und voll tönt, und Natur und Einfalt ihren verlornen Sohn wieder finden, daß Künstler erneuern, was Pfuscher verdarben, und was Künstelei verstümperte, die Kunst wieder adelte. Vielleicht, daß auch die Linie, die hier sich um die Schönheit windet, dort auch an das Gute sich schmiegt und auf ihrem sanftgeschwungenen Pfade sich Schönheit und Wahrheit findet und Herz und Geist mit den zartesten Faden und im reichsten Bunde vereinigt. Jünglinge, die ihr mit mir einem gleichen Wege nachspürt, bei den Grazien, folget dieser Spur, die uns unser Lehrer, unser angebeteter Schiller zeigte! Ihr werdet glücklich sein. Verzeihen Sie mir, bester Herr Hofrat, diesen wortreichen Erguß des herrschenden Enthusiasmus meiner Seele; ich war zu voll davon, und konnte ich wohl mich besser ausschütten, als in den Busen eines zärtlich geliebten, duldsamen Freundes, denn Sie unter dieser Beziehung zu denken wird immer der Stolz sein

Ihres Sie innig liebenden Verehrers
Friedrich Leopold von Hardenberg.

An den Vater in Weißenfels

Die aussichtslose Liebe zu einem schönen, koketten Mädchen, das Novalis um Weihnachten 1792 in Leipzig kennengelernt hatte, sowie drückende Schulden trieben den Studenten, sich in seiner äußersten Not an den strengen Vater zu wenden. Die lange, von Sophisterei nicht freie Epistel, in der sporadisch die autoritäre, vom Glanz des gesellschaftlichen Erfolges umflossene Gestalt des großkomturlichen Onkels in Lucklum auftaucht, war ein Schuß ins Blaue: „durch allerhand Künste“ wurde Novalis zur Jurisprudenz umgestimmt, so daß er den bunten Rock des Königs nie getragen hat.

Leipzig, den 9. Februar 1793

Voll Zutrauen nahe ich mich Deinem Herzen. So lang ich denken kann, hast Du mir mehr versprochen, Freund als strenger Vater zu sein. Jetzt appelliere ich an dies Versprechen, jetzt ist die Zeit, da Du Dein Interesse vergessen und nur für das meinige sorgen kannst. Ich hatte nie mehr Bedürfnis, ein erfahres Herz zu finden, das mich zutraulich aufnähme, als jetzt. Vorwürfe, bester Vater, und gerechter Tadel sind überflüssig, denn ich habe mir hundertmal alles lebendig vorgestellt, was Du und die strenge Stimme meines eignen Bewußtseins mir sagen können. Du weißt schon, was ich wünsche, wonach ich ein heißes Verlangen trage. Soldat zu werden ist jetzt die äußerste Grenze des Horizonts meiner Wünsche. Die Erfüllung dieser Hoffnung wird die fieberhafte Unruhe stillen, die jetzt meine ganze Seele bewegt. Du, bester Vater, bist die größte und fast einzige Schwierigkeit, die ich zu überwinden habe. Hab ich den Weg zu Deinem Herzen gefunden, löscht dieser schnelle jugendliche Entschluß nicht alle Funken einer zärt-

lichen Liebe zu mir darin aus, die schon zwanzig Jahr alt ist und mehr aus dem innern Fonds Deines Charakters als aus der Natur entstanden ist, so glaub ich auch, diese überwunden zu haben, so glaub ich, daß nichts mehr der Ausführung meines Vorhabens entgegensteht. Eh ich meinen Entschluß fest faßte, hab ich freilich innerlich sehr mit der Vorstellung gekämpft, daß ich im höchsten Grade undankbar gegen Euch, beste Eltern, sei, daß ich Euch liebe Hoffnungen zerstöre und Euer Herz an der verwundbarsten Seite angreife; aber als ich nachher bedachte, daß nicht der gegenwärtige Augenblick, sondern gerade die Aussicht des ganzen Lebens mich bestimmen müßte, daß das Glück und die Ruhe von meinem Leben und ein großer Teil des Eurigen an diesem Entschluß hänge, indem ich von ihm mir den vorteilhaftesten Einfluß auf die Bildung und Konsistenz meines Charakters verspreche, daß denn doch bald Zeiten kommen würden, wo Euch das alles klar und kräftig einleuchten würde, und Ihr mit der Wendung meines Schicksals gewiß zufrieden sein; als ich dies alles bedachte, so war auch mein Entschluß da, mit der freudigen Hoffnung, daß Ihr mir zutrauensvoll die Hand bieten würdet und mein ohnedem schon verwirrtes Herz durch eine Härte und Kälte, durch einen Mangel an freiem Zutrauen und herzlicher Teilnahme, der Euch sonst so fremd war, nicht noch mehr niederdrücken. Diesem innerlichen Kampfe mußt Du es auch zuschreiben, daß Du nicht der erste warst, dem ich mein volles, bedrängtes Herz ausschüttete; ich konnte mich nicht erst überwinden, eine Schüchternheit und Zurückhaltung gegen Dich fahren zu lassen, die Dein strenger Sinn vielleicht seit langer Zeit schon als einen festen Eindruck zurückgelassen hat. So freundschaftlich und warm Du

zuweilen bist, so eine hinreißende Güte Du so oft äußerst, so hast Du doch auch sehr viel Augenblicke, wo man sich Dir nur mit schüchterner Furchtsamkeit nähern kann und wo Dein feuriger Charakter Dich zu einer Teilnahme treibt, die zwar Ehrfurcht, aber nicht freies, unbefangnes Zutrauen gebietet. Nicht gerade Deine Hitze mein ich, sondern auch jene tiefe erschütternde Empfindung, die Dich ergreift, wenn Du auch in einer anscheinenden Ruhe und Kälte bist. Und dies fürcht ich am meisten. Nichts ist mir unerträglicher und peinlicher, als Dich kalt und verschlossen zu sehn; ach! ich habe auch zu oft Dich so im höchsten Grade wohlthätig, offen, zutraulich, herzlich und die Güte selbst gekannt, wo jedes Deiner Worte Liebe einflößte und die sanfteste Überzeugung sich in jedem Herzen erwärmte! Wenn ich wüßte, daß Du immer so gegen mich wärst, so wäre kein glücklicherer Mensch als ich, so sollte auch kein Wort sich für Dich in meinem Herzen verstecken. Doch ich breche hier ab, um mich zu meinem Entschluß zu wenden und über ihn Dir alles zu sagen, was ich zu sagen habe.

Vor allen Dingen muß ich Dir ein Mißtrauen benehmen, als ob ich schon lange mit diesem Vorsatze umgegangen sei. Ich kann Dir aufs Heiligste versichern, daß er erst seit Weihnachten mich ergriffen hat. Vorher hab ich nie daran gedacht, sondern mich mehr davor als einer Maßregel gefürchtet, die Ihr ergreifen würdet, wenn mein Fleiß nicht Euren Erwartungen entsprechen würde. Die Entstehungsgründe sind kurz diese: bis Weihnachten war ich fleißig gewesen, das kann ich freiherzig gestehen. Als ich nach Weihnachten zurückkam, so war ich ein paar Tage krank, mißmutig und unzufrieden mit mir selber. Ich war zwanzig Jahr alt und hatte noch nichts in der



FREIHERR ERASMUS VON HARDENBERG

der Vater des Dichters

Welt getan. Mein bisheriger Fleiß erschien mir selbst in einem sehr verächtlichen Lichte, und ich fing an, mich nach Ressourcen umzusehn. Da schoß mir zuerst, wie ein fliegender Gedanke, der Wunsch durch den Kopf, Soldat zu werden. Es blieb aber jetzt nur alles noch im tiefsten Hintergrunde stehn. Dann hatte mein Bruder wieder einen Anfall von Hypochondrie. Ich redete ihm zu. Er sprach vom Soldaten. Ich redete ihm diese Sache so ziemlich aus, aber mir noch tiefer ein. Dieser Wunsch trat immer heller und lebendiger hervor und fing an, mich zu beunruhigen. Jetzt wars, daß ich, verzeihe ja voll Nachsicht meiner Juvenilität, mich in ein Mädchen verliebte. Die erste Zeit ging noch alles recht gut; aber diese Leidenschaft wuchs so schnell empor, daß sie in kurzer Zeit sich meiner ganz bemächtigt hatte. Mich verließ die Kraft zu widerstehn. Ich gab mich ganz hin. Überdem wars die erste Leidenschaft meines Lebens. Vielleicht ist Dir das nicht so fremd und analoger, als ich glaube, da Du doch ein äußerst empfindliches und heftiges Temperament hast; aber Du bist schon von früh an vertrauter und inniger mit der Idee von Pflicht gewesen, und meine Phantasie ist vielleicht ungebändigter, als die Deinige war. Genug, ich geriet in einen Zustand, in dem ich noch nie war. Eine Unruhe geißelte mich überall, deren Peinlichkeit und Heftigkeit ich Dir nicht anschaulich zu machen vermag. Hin und wieder gab es doch eine kühlere Minute, wo mir das Gefühl von Pflicht, von meiner Bestimmung, die Erinnerung an Euch einfiel und meine innre Pein um die Hälfte vermehrte, weil ich zu gut sah, daß ich nicht so sein sollte, und doch Mangel an Kraft fühlte, mich herauszureißen, weil ich zu unzertrennlich mit der Empfindung der Liebe verbunden war, weil ich gern beide verknüpft hätte und doch

keine Möglichkeit vor mir sah. Vierzehn Tage habe ich fast nicht ordentlich geschlafen, und selbst diesen kurzen Schlaf machten mir die lebhaftesten Träume peinlich. Da kam der Entschluß zur Reife. In dieser Epoche sah ich Dich. Deine kurze Gegenwart machte meine innre Situation verwirrter. Damals schrieb ich zuerst alles an meinen Onkel. Nachgerade legte sich dieses Seelenfieber, aber mein Entschluß blieb. Meine Leidenschaft ist ganz verloschen, und Du kannst jetzt vor allen Rezidiven derselben Leidenschaft sicher sein. Sie hob sich selber auf, als sie auf einen Grad gestiegen war, von dem Du Dir keine Vorstellung machen kannst. Einige Wunden hat sie noch zurückgelassen, die nur die Zeit vernarben kann. Aber es bleibt mir ewig eine der merkwürdigsten Zeiten meines Lebens. Daß ich in dieser ganzen Zeit nichts tat, kannst Du Dir leicht vorstellen, und Du wirst darüber nicht unwilliger werden, als über die ganze Geschichte. Ich könnte hierüber noch eine ganze Menge Bemerkungen machen; aber Dein Herz, Dein Selbstgefühl, Deine Güte, Erfahrung und Menschenkenntnis macht sie mir überflüssig. Mein Entschluß selbst soll mich nun ganz allein beschäftigen. Die Entstehung desselben hast Du nun gesehen, und aus ihr ergeben sich leicht die meisten Motive. So aufmerksam ich auch seit langer Zeit schon auf mich bin, so gut ich vorher glaubte, mich ganz zu kennen, so hat mir doch diese Begebenheit erst die Augen geöffnet. Von meiner Leidenschaftlichkeit wußte ich wenig. Ich glaubte nie, daß mich etwas so allgewaltig in so kurzer Zeit unmerklich ergreifen, mich so in meiner innersten Seele gefangennehmen könne. Ich habe nun die Erfahrung gemacht. Bin ich sicher, daß heut oder morgen mich nicht wieder so ein Unfall trifft? Als Soldat bin ich gezwungen, durch strenge

Disziplin meine Pflichten gewissenhaft zu tun, und überdem sind es größtentheils mechanische Pflichten, die meinem Kopf und Herzen alle mögliche Freiheit verstatten; hingegen als Zivilist, Gott im Himmel, wie würde das mit meinen Geschäften aussehn, wenn solche Pausen von gänzlicher Kopf-abwesenheit kämen! Ich würde Euch, mich selbst und meine Pflichten täuschen, obendrein unglücklich sein und keinen Trost haben. Meine leidenschaftliche Unruhe und Heftigkeit würde sich auf alles erstrecken, und leider würden die trocknen Geistesarbeiten davon den wenigsten Nutzen haben. *Ich muß noch erzogen werden, vielleicht muß ich mich bis an mein Ende erziehn.* Im Zivilstande werde ich verweicht. Mein Charakter leidet zu wenig heftige Stöße, und nur diese können ihn bilden und fest machen. Schon diese heftige Leidenschaft hat auf meinen Charakter und meine Einsicht einen, wie ich mir schmeichle, vorteilhaften Einfluß gehabt. So ein Charakter, wie der meinige, bildet sich nur im Strom der Welt. Einem engen Kreise kann ich nicht meine Bildung danken. Vaterland und Welt muß auf mich wirken. Ruhm und Tadel muß ich ertragen lernen. Mich und andere werd ich gezwungen recht zu kennen, denn nur durch andre und mit andren komm ich fort. Die Einsamkeit darf mich nicht mehr schmeichelnd einwiegen. Es will der Feind, es darf der Freund dann nicht schonen. Dann fang ich erst an, meine Kräfte zu üben und männlich zu werden. Männlichkeit ist das Ziel meines Bestrebens. Nur sie macht edel und vortrefflich, und wo könnt ich sie eher für mich finden als in einem Stande, wo strenge Ordnung, pedantische Unbedeutendheit und *ein* Geist zu *einem* großen Ziele führt, wo das Leben immer nur als Medium erscheint und das Prinzip der Ehre das

Selbstgefühl schärft, die Empfindungen veredelt, den Wetteifer erhöht und den Eigennutz aufhebt, wo man fast immer mit seiner letzten Minute umgeht? Wenn man da nicht geweckt wird zum Ernst, zur Männlichkeit, zu klugem Gebrauch seiner Kraft und seiner Zeit, wenn da nicht der Charakter Konsistenz und Bildung und Größe erhält, so müßte man auf der untersten Stufe der menschlichen Würde, der moralischen Natur stehn. Ich hoffe, daß Du jetzt schon einsehn wirst, daß nicht eine kindische Vorstellung vom Soldaten mein Hauptbewegungsgrund gewesen. Ich weiß zu gut, was ich aufopfre und was ich erhalte, wozu ich mich entschieße und was ich verlasse. Ich weiß, daß der Soldatenstand kein Rosengarten ist, aber was gerade andere dran scheuen, das zieht mich an und laßt mich den heilsamsten Einfluß für meine Bildung davon hoffen. Vorher will ich noch einiges über Bestimmung überhaupt erinnern, wovon ich fest überzeugt bin, daß es mit Deiner Denkungsart nicht kontrastiert. Du weißt zu gut, wie lange man sich über seine eigne Bestimmung täuschen kann, und wirst mir daher keinen wesentlichen Vorwurf machen, daß ich nicht eher auf diesen Entschluß verfiel. Man ist so lange unbestimmt und gleichgültig in der Wahl seines Gegenstandes, bis man durch sich selbst, durch sein individuelles Bedürfnis seine Richtung erhält. Manche und die meisten eigentlich, haben überhaupt so wenig Sinn für eigentliches Bedürfnis, daß sie sich gutwillig vom ersten besten äußern Gegenstande bestimmen lassen, ohne sich selbst zu fragen, ob diese Leitung ihnen auch angemessen ist oder vielmehr, ob sie zu dieser Bestimmung passen. Die Edlen unter ihnen werden durch diese verfehlte Wahl unglücklich, die minder Edlen lassen sichs freilich nicht zu Herzen gehn, sehn

es hundertmal nicht ein und verderben den Platz, auf dem sie stehn, und verkürzen die Linie, die ihnen ihre falsch gewählte Bestimmung vorschreibt. Erlaube mir doch daher, daß ich jetzt dem Rufe folgen kann, den ich aus meinem Herzen und aus den Gegenständen um mich her hore! Hör ich zur Unzeit, nun so kann ich mir doch selbst Vorwürfe machen und habe nicht nötig, unwillig auf einen andern zu sein. Du denkst zu hell ferner, als daß Du nicht überzeugt sein solltest, daß der Zivilstand nicht um ein Haar eigentlich vorzüglicher sei als der Soldatenstand, sondern daß der Mann den Stand mache; ich gehe also schnell über diesen Vorwurf weg. Das tätige Leben, in das ich nun trete, wird meinem brausenden Kopfe und meinem unruhigen Herzen höchst willkommen sein. Meine Grundsätze und Ideen werden geprufter, schärfer gedacht, tiefer empfunden werden. Die wilde, leidenschaftliche Hitze wird sich legen und nur eine sanfte, gemäßigte Wärme zurückbleiben. Der üppigere Gedankenstrom wird sich verlieren, aber er wird desto reichhaltiger werden. Die Erfahrung wird ihre Hand an meine Bildung legen, und in ihrem hellen Lichte wird manche romantische Jugendidee verschwinden und nur der stillen, zarten Wahrheit, dem einleuchtenden Sinne des sittlich Guten, Schönen und Bleibenden den Platz überlassen. Mein Sinn wird Charakter, meine Erkenntnisse werden Grundsätze, meine Phantasie wird Empfindung, meine Leidenschaftlichkeit wohlthätige Wärme, meine Ahnungen werden Wahrheiten, meine Einfalt Einfachheit, meine Anlage wird Verstand, meine Ideen werden Vernunft. Sieh, bester Vater, das ist der Zweck, den ich habe; mißbilligen kannst Du ihn unmöglich, und das gewählte Mittel scheint mir das zweckmäßigste zu sein. Ich glaube mit allem diesem

schon alle jene Einwürfe entkräftet zu haben, die Du mir etwa in Rücksicht des Verhältnisses meines Charakters zum Soldatenstande machen könntest. Mir wird die Subordination, die Ordnung, die Einförmigkeit, die Geistlosigkeit des Militärs sehr dienlich sein. Hier wird meine Phantasie das Kindische, Jugendlliche verlieren, das ihr anhängt, und gezwungen sein, sich nach den festen Regeln eines Systems zu richten. Der romantische Schwung wird in dem alltäglichen, sehr unromantischen Gange meines Lebens viel von seinem schädlichen Einfluß auf meine Handlungen verlieren, und nichts wird mir übrigbleiben, als ein dauerhafter, schlichter Bonsens, der für unsre moderne Zeiten den angemessensten, natürlichsten Gesichtspunkt darbietet. Was die Strapazen betrifft, so weiß ich, daß ich sie ausdauern werde, wenn ich sie ausdauern soll, und so fürcht ich mich nicht davor. Was die Todesfurcht anbetrifft, so müßt in mir kein Tropfen von Deinem Blute fließen, wenn sie mich zurückhalten sollte. Bei mir kommt auch noch aus gewissen individuellen Hinsichten, die Du auf keinen Fall mit mir teilen kannst, eine Gleichgültigkeit gegen das Leben hinzu, die Dir paradox vorkommen wird, weil Du mich nicht ganz kennst. Ich bin fest überzeugt, daß man in der Welt mehr verlieren kann als das Leben, und daß das Leben nur von uns seinen Reiz erhält, daß es immer nur Mittel und fast nie Zweck sein darf, und daß man oft wenig verliert, wenn man aus diesem Sterne abtritt. Meine Handlungen, hoff ich, sollen Dir zeigen, daß hierin mehr als Tirade ist. Was das Zerschießen und das Zerschauen angeht, so bleibt mir auch in diesem Falle noch immer die Zuflucht zu den Wissenschaften, die das Glück meines Lebens ausmachten bisher und gewiß jetzt nicht aufhören werden. Von ihnen und von dem

sorgfältigen Studium meines Handwerks verspreche ich mir die Ausfüllung der vielen Stunden, die mir mein Dienst übrig läßt, und dies wird allein schon genug sein, die Langeweile und den Müßiggang zu verbannen, der die Geißel der meisten Offiziere ist. Mein Geist und seine Bildung ist ohnedem mein heiligster Zweck; äußere Veränderungen und körperliche Unfälle werden also diesem nie entgegenstehn, wenn sie nicht mittelbar seine Entwicklung und die Freiheit seiner Bewegungen hemmen. Ich habe sonst noch vielerlei überdacht, ob jemand reellen Schaden von meinem Entschlusse haben könnte, aber ich habe nichts gefunden. Euch wirds im Anfang schmerzen, meinen angefangenen Lauf unterbrochen zu sehn, mich, den Ihr so zärtlich liebt, dem ungewissen Kriegsglück anvertraut zu wissen, zwei Jahre Hoffnungen und Depensen umsonst gehabt zu haben; aber hängt nicht die ganze Lebenszeit des Menschen an unsichtbaren Fäden zusammen? Kann Euch beim festen Glauben an die Vorsehung das zweite wahre Unruhe machen? Und vergeßt Ihr nicht gern das letzte, wenn Ihr mich nun endlich auf einer festen Bahn seht und mein Glück und meinen Charakter geborgen und Eure Hoffnung gegründet, und jeder gelungene Schritt Euch der beste Dank wird? Ach! dann werden Zeiten kommen, wo wir uns mit gerührterem Herzen umarmen werden, und froh sein über das Vergangne und heiter entgegenstehn den kommenden Stunden; wo Du einsehn wirst, daß meine innre Stimme recht hatte, und daß mich ein schützender Engel so führte. Erleichtre mir also, bester Vater, meinen jetzigen Entschluß und mache mir das Herz nicht mit Deinem innren verhaltenen Kummer schwer, das ohnedem Hoffnung und Kraft und Mut bedarf, denn die bisherige untätige Ruhe

hat es verzärtelt. Es wird Dich nicht gereuen, mir entweder meinen letzten oder meinen ersten männlichen Weg verkürzt zu haben und erleichtert. Komm ich nicht wieder, so hab ich doch meinem Schicksal gefolgt, das mir kein längeres Leben gönnte, und auch dann wirst Du der Vorsicht Plan still verehren. Seh ich Euch wieder, so hoff ich, Du sollst mir noch einmal Dein ganzes Vertrauen wieder schenken, und wir wollen gewiß noch manchen fröhlichen Tag dann verleben. Ich habe jetzt die erste Aussicht, noch mir selber das Notdürftigste verdienen zu können und meinen Geschwistern so am wenigsten im Wege zu stehn, und vielleicht am ersten Eure Unterstützung, insofern sie Euch zur Last fällt, entbehren zu können, wenn mir nur das Glück ein wenig mit dem Avancement wohl will. Mein Onkel ist von allem diesem schon unterrichtet; seine Antwort drauf hat mich entzückt wegen der Wärme und Teilnahme, mit der er zu mir sprach. Er glaubte, es sei Grille und nicht fester Entschluß. Die Gründe, warum er mir es widerriet, waren die, die ich auch von Dir vermutete und auf die ich ihm ebenso detailliert antwortete, als ich Dir jetzt schrieb. Ich erwarte seine zweite Antwort stündlich. Sieh, bester Vater, das ist nun alles. Ich hoffe, Du lässest mir die wenige Gerechtigkeit widerfahren, die mir zukommt, und erkennst in mir zwar den leidenschaftlichen, unbesonnenen jungen Menschen, aber auch das freie, offene Herz, das es nicht gern mit andern, aber auch nicht gern mit sich selbst verdürbe, und so gern besser, weiser und glücklicher sein und machen möchte. Ich habe das uneingeschränkste Zutrauen in die Güte Deines Herzens und in Deine Zärtlichkeit für mich. Laß mich in Dir ganz den Vater und Freund finden und verbanne jeden aufsteigenden Unwillen gegen mich sogleich

aus Deiner Brust. Lege auch ein gutes Wort für mich bei meiner Mutter und bei meinem Onkel ein und verzeihe allen meinen Torheiten und den Lizenzen meiner Jugend. Ich schließe voll der freudigsten Hoffnung und bitte Dich nur schließlich, mit mir, je eher je lieber, Abrede zu nehmen wegen meines Plazierens, wozu ich auch schon einige Pläne im Kopf habe. Ich habe meinem Onkel etwas davon geschrieben. Mundlich mehr. Nur je eher je lieber von Leipzig weg und zu meiner Bestimmung.

Friedrich von Hardenberg.

An Friedrich Schlegel in Leipzig

Friedrich Schlegel, der sich einmal selbst „des Witzes lieben Sohn“ nannte, aber den gerade wegen dieser Eigenschaft Schiller als „kalten Witzling“ verwarf, war zur Zeit, als dieser Brief geschrieben wurde, noch nicht der mönchisch-fette, frömmelnde Gelehrte, als der er späteren Generationen erschien. Ständig mit blendenden Paradoxen und Zynismen um sich schlagend und alle „Teufeleien und Satanesken“ wie spritzigen Wein in sich schlürpfend, hat dieser gefährlich begabte Feuerwerker oft auch leichtsinnig mit dem Gedanken des Selbstmordes gespielt.

Daß ihn Novalis nicht allzu tragisch nahm und ihm mit blitzender Ironie entgegentrat, zeigt dieser Brief, der dokumentiert, daß er Schlegels eigene Taktik mit Erfolg zur seinigen machte. Friedrich Schlegel hat den gleichaltrigen Freund um achtundzwanzig Jahre überlebt.

Lieber Schlegel,

Dein Brief trifft diesmal ungemein glücklich. Ich saß soeben auf meinem Kanapee in ziemlich heller Laune und überließ mich den süßen Eingebungen der Göttin Farniente. Ein paarmal war ich schon an Dir vorbeigestrichen – da kam er – der alte Kopf vorn am Eingang erfüllte mich mit heiligem Schauer, und an den Zügen der Inschrift erkannte ich den frommen Manni, der diese Blättergrotte dem Sohne der Lieblingstochter Jovis und der Nemesis der Freundschaft weihte. Erwartungsvoller stieg kein Reisender in die Wunderhöhle von Antiparos, als ich von Zeile zu Zeile in die Geheimnisse Deiner Wanderung. Umsonst! – Das Orakel schweigt. Deine Augen funkeln mit überirdischem Glanz – und Deine Stirn taucht sich ins Göttliche; ich stehe neugieriger als je vor Dir. – – – Daß Du noch unter den Lebendigen bist, freut mich. Kann man Dich doch noch anfassen und fühlen Dein Fleisch und schlagen hören Dein Herz? Du trankst aus der Quelle der Durstigen – Du bist nun unersättlich. Das reißt Dich noch vielleicht aus den Banden der vier Elemente, in denen es uns doch wohler sein kann, als einer Intelligenz in ihrer Haut. Mich dauert Dein armes, schönes Herz. Es muß brechen früh oder spät. Es kann nicht seine Allmacht ertragen. Deine Augen müssen dunkel werden über der schwindelnden Tiefe, in die Du hinabsiehst, in die Du den bezauberten Hausrat Deines Lebens hinabstürzest. Der König von Thule, lieber Schlegel, war Dein Vorfahr. Du bist aus der Familie des Untergangs. Jetzt kann ich Dirs sagen und wundre mich, daß Dirs Dein Bruder nicht sagt. Du

wirst leben, wie wenige leben, aber natürlich kannst Du auch keinen gemeinen Tod sterben; Du wirst an der Ewigkeit sterben. Du bist ihr Sohn – sie ruft Dich zurück. Eine seltsame Bestimmung hast Du bei Gott. Vielleicht seh ich nie wieder einen Menschen wie Dich. Für mich bist Du der Oberpriester von Eleusis gewesen. Ich habe durch Dich Himmel und Hölle kennen gelernt – durch Dich von dem Baum des Erkenntnisses gekostet.

Aber nun sag einmal, ist es denn nicht möglich, daß Du unter uns bleibst? – Sind die feierlichen Worte der Weihung schon unwiderruflich ausgesprochen? – Hat Dir schon Iris die Locke abgeschnitten? – Mußt Du als Opfer sterben? Ich bitte Dich, antworte Dir selbst ohne Überspannung! Ich habe für die Schönheit Deiner Idee unendliche Ehrfurcht, aber ich weiß auch, daß das Leben ewig schön sein kann. Erhalte Dich, wirf Dich der Natur in die Arme, sie hat Platz und Liebe genug für Dich! Mein ganzer Grund ist mein inniges Gefühl am Leben, mein Glaube und Zuversicht zu allem, was in mir und um mir ist, denn hier weiß ich jetzt sonst nichts von Recht und Unrecht. Freilich kann ich Dir keine solche Teilnahme einflößen, wie ich an allem Menschlichen habe, mich nicht auf die Verjüngungskraft Deiner Natur berufen, nicht auf den sichtbaren Gang einer himmlischen Ordnung und Nemesis in Deinem Leben – aber wer weiß, wie nahe Dir ein solcher Augenblick des Zurücksehns ist! So hätt ich doch vielleicht einmal wahr gedacht und gesprochen.

Dein Geist kann unmöglich lange mehr diesen Aufruhr Deines innern Lebens ertragen. Alles klingt tief bei Dir hinab, Deine Erscheinung löst sich in sich selbst auf. Deine herrlichen Kräfte müssen erlahmen. – Fürchtest Du Dich nicht vor dem Pflanzen-

leben? Ich fürchte mich nicht, aber ich erkenne hier nicht meinen, noch Deinen Beruf. Kann Dich denn das Leben gar nicht fesseln? Mußt Du Deine arme Hülle zerreißen? Du verschwendest in Minuten, wovon Du jahrelang zehren könntest. Unbefriedigt wirst Du von allem zurückkehren und todlich krank.

Ich erwarte geduldig, ob Du für gut finden wirst, mir etwas Näheres von Deiner Reise zu sagen. Die gänzliche Ungewißheit hinderte mich, an Dich zu schreiben. Übrigens wußt ich auch wenig. Mir gehts hier recht wohl; ich habe alle Ursache, zufrieden zu sein, und bin auch jetzt in einer glücklichen Ruhe. Ich freue mich jetzt über alles, aber mit meinem Schonenken und -schreiben ists jetzt vielleicht auf immer vorbei. Ich hoff es wenigstens von ganzem Herzen. Seitdem ich wieder von Leipzig zurück bin, hab ich keine zehn Blätter gelesen. Dafür bin ich jetzt tüchtig fleißig und nehme Anteil an manchen frohen, gesellschaftlichen Stunden. Meine Geschwister brauchen nach dem Tode meines Vaters auch einen Vater. Diese häusliche Familienbestimmung ist ganz die meinige. Diese Lebensart bekommt mir wie Bergluft. Tausendmal stärker, inniger und frischer als sonst. Wir trennen uns wie Abraham und Lot. Du gehst nach Aufgang der Sonne; ich den gewöhnlichen Weg nach Westen zu. Uns beide aber trägt der unendliche Vater am klopfenden Herzen, wenn wir unsere Kraft brauchen, so weit es gut ist und schön, und er selber läßt uns himmlische Freiheit. – Fliehe nicht aus diesem Zeitpunkt des Nordlichts und ergreife nicht in der Blüte Deines Lebens den Hammer der Zerstörung! Mir gefällt's doch hier unter dieser Sonne. Du kannst nirgends besser finden und wenn Du glauben willst, so findest Du alles leicht, was Du suchst. Rede mir hier nichts vor von ewigen Bedürfnissen und

Kraftanlagen – Deine urteilende Idee steht mit Deiner genießenden Idee im Mißverhältnis! Glaube und dann urteile! Treibe die Gäste aus Deinem Hause, die Dich verführen. Laß Dir das Schicksal der Semele einfallen. Du kannst doch nicht Zeus zwingen, Dich zu Ganymed zu machen. Lebe wohl!

Dein Freund
Albert von Hardenberg.

An Friedrich Schlegel in Leipzig

Weißenfels, 1793?

... Bei mir grenzt Einfalt und Natur so nahe an Größe und Hochempfindung, daß die größte Naivität in der Sprache des innern, geistigen Gefühls, der reinste, aber kunstloseste, einfachste Klang des gerührten Organs meine Seele (ich nehme dies unbedeutende, kalte Wort in dem heiligen, hohen Sinne, der auch in der sinnlichen Benennung dieser Unausprechlichen, Unbenennbaren weben sollte) erhebt und beseligt. „Es werde Licht, und es ward“, die Seele, die das empfand, aus deren sinnlichem Sprachorgan diese herzerhebende, gleichsam anschauliche, sichtbare Schöpfung hervorklang, muß den höchsten Sinn, das süßeste Umfassen der allebendigen, allschaffenden Gottheit gehabt haben, und wohl jedem, der dieses besitzt: du weißt, Bester, wie meine Seele sich zu diesen Vorstellungen hinneigt, wie ganz drin versunken sie so selig schwärmt ...

Wittenberg, Ende Juni 1793

Liebe Mutter,

Danke schon für Deinen lieben Brief. Ich habe mich recht herzlich darüber gefreut. Ich sehe, daß Du mir noch immer gut bist wie sonst, und das Gefühl ersetzt mir tausendfaches Unangenehme. Wie innig kann ich Dir zu Deinem 23. Hochzeitstage Glück wünschen! So ein Glück ist das Ziel meiner fernsten, aber liebsten Wünsche. Dieser Sinn für Familienglück, der in mir so kräftig und lebendig ist, wird auf das Schicksal meines Lebens gewiß einen wohlthätigen Einfluß haben und am allerersten die wilden Auswüchse meiner Phantasie beschneiden, die mich beständig innerlich unstät und flüchtig machen. Diesen Sinn recht rein auszubilden, ihm vorzuarbeiten, so viel ich kann, im dunklen Gewebe meines Schicksals, soll mein Hauptzweck sein, und nur das widerwärtigste Los, die Loskettung von allem, was mich ans Leben knüpft, könnte mir dies Ziel verrücken. Ich hab ihn von Euch, diesen Sinn, der jetzt schon bei mir oft leidenschaftlich wird und sich in die lächerlichsten Träume verliert. Die Familie ist mir noch näher als der Staat. Freilich muß ich tätiger Bürger sein, um eine Familie an mich knüpfen zu können. Aber mir ist das Letztere näherer Zweck als der Erstere. Man ist auch am allervollkommensten Bürger des Staats, wenn man zuerst für seine Familie ganz da ist. Aus dem Wohlbeyn der einzelnen Familien besteht der Wohlstand des Staats. Nur durch meine Familie bin ich unmittelbar an mein Vaterland geknüpft, das mir sonst so gleichgültig sein könnte als jeder andere Staat. O! ich fühle sie ganz, die

Süßigkeit des Berufs, Stütze einer Familie zu sein, und darum plagt mich auch oft mein wildes, leidenschaftliches Temperament, mein unverwüstlicher Leichtsinn bis zum höchsten Überdruß und zur unerträglichsten aller Launen. Es ganz zu sein, erfordert unendliche Talente, Kraft des Geistes, Sinneskraft, eine Fülle des Herzens und eine unbeschreibliche, unnachahmliche Bestimmtheit des Charakters. Wie weit ich noch von allem dem, trotz aller zufälligen Bildung meiner Seele bin, kann ich selbst am besten beurteilen. Ich bringe nichts dazu mit als ein leidenschaftliches Gefühl für stille häusliche Glückseligkeit. Vielleicht erleichtert mir dies noch meinen Weg zu dieser Bestimmung. Eine freundliche Ahnung sagt mir, ich sei dazu geboren, und selbst mein äußeres Schicksal flößt mir kein Mißtrauen ein. Ich bin voll Glauben und Zuversicht – und erwarte alles, wenn ich meine ruhlosen Launen bezwinge. Fleißig bin ich jetzt immer, und deswegen ist mir nicht bange, besonders da es mir leichter wird, als ich mir selbst vorstellte. Der Vater wird auf Michaelis gewiß zufrieden sein und vielleicht, daß mir Euer Anblick und Eure Freude ein bißchen Frieden in die Seele gibt und manchen innern Aufruhr stillt. Indes lebe wohl, beste Mutter, und sei heiter. Küsse die Geschwister und auch im Geiste herzlich

Deinen untertänigen Sohn
Friedrich von Hardenberg.

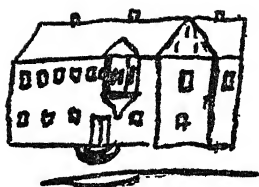
Wittenberg, August 1793

Lieber Erasmus,

Schade, daß Dein Brief so lakonisch war: er hat mich recht gefreut – rätselhaft ist mirs, was Du mir von Verdrießlichkeiten schreibst. Aus welchem Boden sollten sie steigen, wie Larven aus der Unterwelt? Ich bitte Dich herzlich, opfre Dich Deiner Phantasie nicht auf. Laß keine äußern Dinge die innern Saiten Deines Herzens verstimmen! Nimm Dir jeden Morgen vor, womöglich froher und heitrer als den vorigen Tag zu sein, und glaube mir trotz allen schalen Predigten, daß Leichtsinn notwendig für *den* Menschen gehört, der leben will und sein Dasein nicht im Müßiggange vertrodeln. Ich bringe noch den ernsthaften Leichtsinn in ein System. Sei Du dann des Propheten Ali. Ganz nach mir kann ich Dich nicht beurteilen; mein Wesen besteht aus Augenblicken. Will ich diese nicht ergreifen mit männlicher Hand, so bleibt mir nichts übrig als eine unerträgliche Vegetation.

Ich lebe jetzt sehr vergnügt. Alle Stunden, die mir nicht Beruf und Fleiß ausfüllen, leb ich in geselligem Genuß. Wittenberg fesselt mich jetzt ordentlich an sich. Kommerstedt und ich leben in hoher Eintracht und suchen den Stein der Weisen unter jeder Gestalt. Ich befinde mich sehr wohl, und meine Natur loht recht kräftig auf. Ich könnte nicht besser leben. Wir spielen hier fast mit die erste Rolle – wohnen und essen gut – haben unsre Zeit sehr gut eingerichtet – und ich vorzüglich sehe kein anderes Buch an. Ich mache ziemlich beträchtliche Fortschritte. Mein Re-

petent Mangold ist bei mir jetzt Mode. Ich rede von nichts als von ihm. Es ist ein exzellenter Kerl. Burgsdorf lebt hier recht vernünftig und ordentlich. Wir, bester Junge, haben uns in ein Häuschen eingeknistet, das uns sehr gut steht.



In diesem Häuschen, eine Treppe hoch in dem Erker, wohnen ein paar Schwestern. Das Schicksal hat gewollt, daß wir zum Glück uns jeder in die andre verliebt haben. So kommen wir einander nicht ins Gehege und bestehn brüderlich alle Affenteuer. Auf Michaelis kann ich Dir tagelang erzählen. Sie sind sehr hübsch, wunderschön, aber um sie zu erlangen, haben wir Freiherrn müssen eine Fahrt in die Bürgerwelt machen. Es sind nichts als blanke, bare Bürgermädchen, aber sie haben hundertmal mehr Verstand als die Vornehmsten. Du kannst Dir vorstellen, wie angenehm wir leben. Fast alle Abende zwischen sieben und halbnacht gehn wir hin und bleiben dann bis zehn oder halbelf da. Sie haben nur eine alte Mutter – eine herzensgute Frau. Mehreres mündlich. Du wirst mich in vielen Dingen verändert finden. Ich bin jetzt viel gründlicher und lebensklüger als vorhin. Ich freue mich sehr auf Michaelis und noch mehr auf mein Examen. Der Philisterstand ist herrlich. Die überspannten, jugendlichen Ideen sinken dann von selbst in die Grenzen einer bestimmten Wirksamkeit und Tätigkeit herab.

Gott sei mit Dir, und alle gute Laune! Leb wohl.

Dein Bruder Fritz Albert.

Wittenberg, Ende März 1794

Lieber Freund: Dein Brief war mir sehr angenehm, ohnerachtet der Hypochondriakus an allen Ecken herausguckte. – Armer Schelm, Du dauerst mich wirklich; ich fehle Dir. Waren wir beisammen, so sollte die Schwindsucht geschwind zum Fenster hinaus. Ja, Lieber, wenn Dein Handwerk Dich nicht kuriert, so mußt Du das Übel von einer andern Seite angreifen – und die ist kurz: Du mußt Dich nicht so vor Krankheiten und dem Tode fürchten, und beides besonders nicht in einem so ernsten Lichte ansehen. Denke Dir, *experto crede ruperio*, bei solchen Grillen oft einen lustigen Mann oder gar einen Hanswurst, der alles in Karikatur und in einem drolligen Lichte sieht: sogleich wird das falsche Pathos Deiner Gedanken verschwinden, und Du wirst Dich bald wieder so kuhl und leicht fühlen als im gesunden Zustande. – Du mußt Dich nur erst dahin zu bringen suchen, daß Du während der grubelnden Laune fest daran denkst, daß es Schwäche und Nervenspannung ist; dies nur immer geduldig wiederholt, ist der erste Anfang. Zerstreunde Tätigkeit ist der zweite Schritt, der, wie ich gern zugebe, ziemlich mühsam ist. Gewohnheit tut ja alles, so kannst Du Dich auch ans Lachen über Deine Schwachheiten gewöhnen. *Gutta cavat lapidem*. Glaube mir, in solchen geringscheinenden Gemeinprüchen trifft man auf das älteste, gediegenste Gold der Lebensweisheit. Sei überzeugt, fortgesetzter Kampf mit Dir selber muß Dich belohnen. Nur hüte Dich vor allgemeiner Unzufriedenheit; es ist erstens der Traum aller Träume, und zweitens mit einem solchen grilligen Herzen wie

jetzt wärest Du in der beneidenswertesten Lage vielleicht noch unglücklicher als jetzt, denn Du hättest dann nicht einmal mehr etwas zu wünschen, und Wünschen ist eine wahre Panacee des Lebens.

Ich bitte Dich, vergiß die Fehler am Topf und laß Dir gut schmecken, was drinnen ist, und Sorge dafür, daß es hübsch gar wird. Ich hätte mich, so wahr ich lebe, längst erschossen, wenn ich nicht immer ruhig auf die Stimmung des andern Morgens gewartet hätte, wo ich dann gewöhnlich fand, daß es sich doch in dieser Erträglichkeit recht gut sein ließ. Der Abend ist ewig die Geburtsstunde der Gespenster gewesen. Da sitzt man mit glühendem Kopf und ermattetem Herzen, ohne Kraft und Saft, brütet über Windeiern und nagt am Knochen der Langeweile. Frisch sogleich die Peitsche zur Hand und damit in der Stube geknallt oder geschlafen oder gezeichnet oder das Gewehr auseinandergenommen oder die Uhr oder einen Marsch oder eine Anglaise auf dem Klavier getrommelt – hurtig kehrt die Spannkraft ins Herz zurück. Kann man mit der Lektüre etwas ausrichten, desto besser. Kurz, nur einen Funken Entschlossenheit und man ist gerettet. Das ist noch bei weitem nicht das Schlimmste, wenn man an der Furcht vor Krankheiten und Tod leidet. Lieber Bruder, wenn man sich nach Krankheit und Tod zu sehnen anfängt und selbst beim Wahnwitz nicht mehr erschrickt, dann ist es weithin böse – da gehört ein guter Engel und eine glückliche Konstitution dazu, um hier nicht zu unterliegen.

Aufs Frühjahr wollen wir schon zusammen vergnügt sein, und Du sollst Deine Litanei vergessen. Stärke Deinen Körper und denke was Kluges oder gar nichts! – Ich glaube wohl, daß es dort ein bißchen knapp mit Deiner Gesellschaft ist. Ei, ein fröhliches

Herz ersetzt alle Gesellschaft. – Ich wollte Dich gleich kurieren, wenn ich Geld und Freiheit hätte. Eine tuchtige Reise sollte Dir die Welt in einem ganz andern Lichte zeigen. Schreibe mir bald wie der alte Erasmus, zufrieden und männlich.

Neuigkeiten weiß ich gar nicht. In der Mitte des Mais werd ich examiniert. Lebe wohl! Erhole Dich.

Dein treuer Bruder
Friedrich von Hardenberg.

An den Schauspieler Schirmer in Dresden
(Stammbuchblatt)

Wittenberg, am 17. April 1794

O! wie war glücklich ich, als ich noch mit Euch
Sahe sich röten den Tag – schimmern die Nacht.

Dein ewiger Freund
Friedrich von Hardenberg.

An Friedrich Schlegel in Dresden

Weißenfels, den 1. August 1794

Endlich wieder ein Brief von Dir! Der alte, bekannte Kopf auf dem Siegel weckte mich aus tiefem Schlummer. Ich sah lange die Züge Deiner Hand an und wollte nur nicht glauben, daß ich wirklich Dich vor mir hätte. „Gott sei Dank!“ stammelte ich gegen Kommerstedt, der von mir gewohnt ist, daß ich meine meisten Briefe erst binnen acht Tagen öffne,

oft gar nicht, wenn ich weiß, von wem er ist, und riß den Brief auf. Ein ganzes volles Jahr verschwand aus meiner Erinnerung. Es rückte alles so nah zusammen – und mir war, als hatt ich lange geträumt. Noch immer der gute, innige Schlegel voll Zutrauen und Hoffnung. So manches ist vorübergegangen in Freud und Leid, und Du bist mir treu geblieben und hast mein Andenken nicht auf Sand am Ufer geschrieben. Ich war wirklich seit acht Tagen mit einem Briefe an Dich in Gedanken beschäftigt, denn das kannst Du wohl glauben, daß ich Dich nie vergessen haben kann. Aber Du warst mir zuvorgekommen. Was mich am meisten freute, daß Du mit soviel Heiterkeit schriebst. Ob sie ganz echt ist, getrau ich mir nicht zu entscheiden. Zu den Unersättlichen hab ich Dich immer ein wenig gerechnet. Wie gern sah ich Dich in Deinem Patmus – lauschen auf die Eingebungen der Natur, und ob Du einen Nachhall vergangener Tage ertappen könntest. Du könntest recht froh da leben, wenn Du einig wärest mit Dir und der Welt und Dich mit Deinen Bedürfnissen knapp einschränkest. Wer weiß, ob es nicht so ist, aber Mitteilung, Teilnahme, ein Arm, an dem Du wandeltest – das wird Dir fehlen und wird Dir fehlen, wie es keinem fehlt.

Neulich erschrak ich recht. Ich war in Leipzig und saß *more modoque consueto* bei Donna Ester. Ein junger Mensch setzte sich zu mir; er fing an, von Dir zu reden, redete nach seiner Art warm von Dir – aber klagte, daß Du so fremd und krank ausgesehn hättest, und Dein Gesicht nicht von innerm Frieden spräche. Er erzählte weiter, daß Du bei einer frohen Partie traurig und frostig geschienen und gar nicht mit jugendlichem Mut aufgelodert wärest.

Dies bestimmte mich sogleich zum Schreiben an

Dich, das ich wirklich teils unterlassen, weil ein Tag mir nach dem andern vor dem Examen trüb und seelenlos hinfloß, teils weil ich hoffte, Dich nach einer solchen Pause fröhlich zu überraschen und Dich mitten im geistigen Genuß wie ein Apicius zu finden, glänzend und heiter. Sonst hab ich auch keine Sterbenssilbe von Dir gehört, und alles spannte meine Erwartung. Den Ostermeßkatalog nahm ich begierig her; *Dein* Grundsatz, nie anonym zu schreiben – Dein Name war nicht zu entdecken.

Nun weiß ich doch, was Du vorhast, was Du Dir für einen Umgang unter Deinen Gedanken gewählt hast, und genieße Dein Buch schon halb in der phantastischen Vorstellung, die ich mir davon mache.

Ich wünschte freilich jetzt sehnlich die Politik eher zur Welt, die liegt mir jetzt näher am Herzen. Könnt ich mit Dir jetzt reden über meine Lieblingsgedanken bei Tag und Nacht, Du würdest mir und manchem nützlich sein, sintemalen jetzt die Zeit der Anwendung vor der Tür ist – und deutlich muß ich mir selber noch werden.

Neulich noch habe ich Deine Zauberkraft auf den menschlichen Geist bewundert. Ich las einen recht viel versprechenden Brief von Fert – lang und voll Analyse und Kritik und mitten drin hie und da die Züge Deiner Urbilder: Kopien, die mich überraschten, wie in Häberlins „Reichsgeschichte“ eine Klopstockische Ode. Ich traue ihm wirklich Wärme für Dinge zu, die nicht von heut und morgen sind, wahres Interesse an den Angelegenheiten der Menschheit – Plato aber und die Republik sind Pfropfzweige. Zachariä hatte herzliche Freude; ich wollte sie ihm nicht stören mit einer Bemerkung, die nur die Eitelkeit kränken kann.

Mir behagt auch in der Einsamkeit herrlich. Es

sind vielleicht die letzten ruhigen Monate. Eine weite, tumultvolle Zeit wird folgen, und wie gewichtig wird dann jeder wohlangelegte Augenblick meiner Ruhe! Die Natur scheint darauf abgesehen zu haben, die Schuld hernach auf mich wälzen zu können, wenn ich stolpre, denn an Belehrungen und Erfahrungen hat mirs nie gefehlt, und jetzt brauch ich hin zu hören, hin zu sehen, wohin ich will, so finde ich, was mich leitet, stärkt und erhebt. Jedes Buch, das ich in einem Winkel liegen sehe, das der alltäglichste Zufall mir in die Hände spielt, ist mir Orakel, schließt mir eine neue Aussicht auf, unterrichtet und bestimmt mich.

Doch ich muß Dir kurz zuvor noch erzählen, wie mirs im ganzen gegangen ist. Ich habe in Wittenberg fast total meine Lieblingsbeschäftigungen verlassen. Studium kursächsischer Gesetze nahm alle meine Zeit weg. Mit den Besten war ich bekannt, und da sie etwas aus mir machten, so lebt ich gern und frei dort. Jeder Tag hatte seinen Plan, seine Hoffnung; Wünsche quälten mich nicht sehr, ich wies alle auf die Zeit hin nach überstandnem Examen. Zerstreuung hatt ich genug. Mit der ersten Zensur war ich um einen guten Schritt weiter. Der Pedantismus der Schule war nun überstanden, und ich war mit dem zweiundzwanzigsten Jahre frei, munter und mutig. Jetzt hat mein ganzer Charakter einen politisch-philosophischen Schwung erhalten und zwar sehr unmerklich. Ich bin plötzlich von Wittenberg weggegangen, um mich allein zu haben. Des jugendlichen Lärms hab ich genug. Hier erwart ich gelassen den Ruf meines Schicksals, denn mein Leben ist schon fertig. Ich habe nur einen Zweck; der ist überall erreichbar, wo ich tätig sein kann – doch hab ich mir nicht, wie ein Spießbürger, allzu enge Grenzen ge-

macht. – Bleib ich gesund, so muß ich ein Maximum für mich erreichen. Ich bin wenigstens jeder Art von Aufklärung fähig, und dies einzige berechtigt mich vielleicht schon zu kühnen Ansprüchen. Ich will Dich ruhigen Bürger nicht langweilig von meinen Träumen unterhalten; doch wisse, daß ich gewiß Deiner würdig bleibe und werde. Wir können doch *eine* Bahn gehn. Vergiß meine zweiundzwanzig Jahre auf einen Augenblick und laß mir den Traum – vielleicht wie Dion und Plato. Heutzutage muß man mit dem Titel Traum doch nicht zu verschwenderisch sein. Es realisieren sich Dinge, die vor zehn Jahren noch ins philosophische Narrenhaus verwiesen wurden. *Magnis tamen excidit ausis*. In einem Monat muß viel für mich entschieden sein – in der Wahl des Weges bloß. Du erfährst alles – sowie ich doch auch von Dir etwas erfahre. Was machen denn Schweinitz und Carlowitz? Auch nicht ein Wort schreibst Du. Mich interessiert jetzt zehnfach jeder übergewöhnliche Mensch – denn eh die Zeit der Gleichheit kommt, brauchen wir noch übernatürliche Kräfte. Du glaubst nicht, lieber Junge, wie ganz ich jetzt in meinen Ideen lebe. Es sind die Tage des Brautstandes – noch frei und ungebunden und doch schon bestimmt aus freier Wahl. Ich sehne mich ungeduldig nach Brautnacht, Ehe und Nachkommenschaft. Wollte der Himmel, meine Brautnacht wäre für Despotismus und Gefängnisse eine Bartholomäinacht, dann wollt ich glückliche Ehestandstage feiern. Das Herz drückt mich, daß nicht jetzt schon die Ketten fallen wie die Mauern von Jericho. So leicht der Sprung, so stark die Schwungkraft – und so stark der weibischste Kleinmut. Starbrillen sind nötig; zum Starstechen ist die Zeit noch nicht. Aber immer ein Zirkel: zum Freidenken gehört Freiheit,

zur Freiheit Freidenken; zum Zerhauen ist der Knoten – langsames Nesteln hilft nichts.

Schreibe mir bald wieder – meine Antwort soll nicht zaudern, und vergiß nie wieder, daß ich Dich nicht vergessen kann und daß es Hypothese, pure, blanke Hypothese war von der divergierenden Bahn – ein Schuß in die blaue Luft. Unser Gang muß Approximation sein, bis wir beide von *einer* Flamme anzünden, links und rechts um uns her, wie zu Weihnachten, wo denn das neue Jahr acht Tage darauf fällt.

F. L. Hardenberg.

An Friedrich Brachmann in Dobrilugk

Weißenfels, den 15. September 1794

Kennst Du noch diese Pfote? Ich bin jetzt hier, wie Dir vielleicht schon bekannt ist, und lebe *more modoque consueto*. O, wie oft seufze ich nach Dir und habe keine angenehmere Hoffnung, als Dich bald hier zu umarmen! Ich habe Deinen Vater sehr angelegen, und wer weiß, welcher unglückliche Zufall uns zu Hülfe kommt! Des Morgens wird studiert und nachmittags geschwärmt.

Kurz, mein traulicher Freund im fernen Lande der Wenden, Niemals verdirbt jemand mit fröhlichem Herzen im Busen, Überall baut er sich Hütten und ladet die Pilger zum Schmaus ein, Tritt an den Weg und verfolgt mit Gesang die scheidenden Gäste Und erkundigt sich fleißig bei Fremden nach alten Bekannten Und ermahnt sie, dieselben vom Wirt zum frohlichen Herzen Ja zu grüßen und sie zur nächsten Messe zu laden, Daß sie bei ihm einkehren und froher Bewirtung gewiß sein. Dobrilugks Walder und Sumpf und unergrundliches Sandmeer Locken mich oft, wenn ich Dein und alter Zeiten gedenke,

Doch entsteht mir der Wunsch, daß Du zu Thuringens Grenzen
Und zu dem lachenden Tal und dem weißen Felsen zurückkehrst.
Dort ist die Stimme der Nymphen nicht sanft, und Schwandewit scheuche
Alle Freuden von dannen mit seinem schreckenden Graubart
Und der mit Donnern bewaffneten Faust und dem blitzenden Auge.
Aber Freya bewohnt hier freundliche Taler und fuhret
Ihre Geweihten oft heimlich zum Kreise reizender Mädchen.

Leb wohl!
Friedrich von Hardenberg.

An Friedrich Brachmann in Dobrilugk

Tennstedt, 16. November 1794

Gott grüß Dich, Herr Kollege! Seit langer Zeit
einmal ein trauliches Wort. Es hat mich wie der Alp
auf dem Herzen gedruckt, an Dich zu schreiben.
Tausend Zerstreuungen, Händel und Zeitverluste
haben mich immer zu neuen Fristen genötigt. Ich
präfigierte den letzten Termin bei Verlust des *beneficii restitutionis in integrum ex capite negligentiae* hier
in Tennstedt.

Kreisamt Tennstedt, den 16. November 1794,
erschien der neue Vizeaktuar Friedrich von Har-
denberg und gab sich zum heutigen Termin an
et sic porro.

Exzeptionssatz in Sachen
Friedrich Brachmanns,
Sponsierers und Korrespondenten, Klägers an einem,
entgegen
Friedrich von Hardenberg,
Sponsierern und Korrespondenten, Beklagten am
anderen Teile.

Herr Beklagter muß sich sehr wundern, daß man so übereilt von seiten des Herrn Klägers mit der Ungehorsamsbeschuldigung verfahren, da ihm doch aus denen Rechten bekannt sein muß, daß Beklagter gegen Verabsäumung des 3. *fatale* annoch *in integrum* restituiert werden kann, und der 4. Termin erst bei Verlust dieses *beneficii* angesetzt werden. Er bittet daher in Rechten auszusprechen und zu erkennen: daß Klägers Suchen in Rücksicht der Ungehorsamsbeschuldigung nicht statthat. Im übrigen will Beklagter eine Geschichtserzählung vorausschicken, wie selbige sich der Wahrheit gemäß befindet, und sodann sich auf das Schreiben des Klägers *eventualiter* einlassen. Was nun erstere betrifft, so wird Kläger bereits wissen, daß Beklagter nach Tennstedt in das dortige Kreisamt versetzt und daselbst unterm 8. *hujus* in Pflicht genommen worden. Es ist ihm seitdem nichts Widriges widerfahren, nur hat er die Milch- und Honigbäche zu Weißenfels und die jungen Rehe, die daselbst unter Rosen weiden, nicht ganz aus dem Gedächtnisse schlagen können und muß leider gestehen, daß in der alten, räuchrigen Amtsstube ein wahres Pandämonium zu sein scheint, in welchem ihn unaufhörlich der Wollustteufel schikaniert und mit voluptuösen Bildern vor ihm herum auf dem Papier tanzt, ja ihn sogar hämischerweise neulich in einem Protokoll die Feder den Namen eines Mädchens hinschreiben ließ, da er doch den höchsten Namen Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht hinschreiben sollte, mehrere Neckereien und Realinjurien ungerechnet. Sonst gefällt es ihm ganz wohl, besonders da er zwischen vier Nachbarinnen wohnt, die Stück für Stück zu achtzehn Jahren taxiert sind und besage ihres Anschlags einen guten *fundum dotalem* nebst ansehnlichen Pertinenzien und Nutzungen aller Art

besitzen, dabei wegen der vorbeigehenden Straße zum Absatz und Vertrieb ihrer Produkte gelegen zu sein scheinen. Übrigens steht er in gutem Vernehmen mit benachbarten Ortschaften und ist bereits auf zwei auswärtigen Terminen der Schrecken der Parteien gewesen.

Anlangend aber die Einlassung, so will er sie folgendermaßen bewerkstelligen:

1. bejahet, daß er Kläger zum Michaelis bei sich gesehen, besonders, da sie sehr fidel und kommerzierend gewesen.
2. bejahet, daß Beklagter sich sehr gefreut, als er gehört, daß Kläger sich in Dobrilugk gut amüsiert.
3. bejahet, daß dieses besonders geschehn, als er gehört, daß er sich daselbst verliebt.
4. bejahet, daß er jedoch öfterer geäußert: daß er denselben wenigstens auf Weihnachten *eius anni* zu sehn wünsche.
5. bejahet, daß seine Brüder daselbst zugleich sein werden.
6. bejahet, daß sie sich auch sehr freuen.
7. bejahet, daß sie immer gute Freunde und fleißigere Korrespondenten als bisher sein werden.
8. bejahet, daß er sich gern kondemnieren lassen will, künftig mehr zu schreiben.
9. bejahet, daß er diesem Urteil getreulich nachkommen will.
10. bejahet, daß er erwarte, daß Kläger seiner diesfalls aufhabenden Obliegenheit gleichfalls getreulich nachkommen, und
11. bejahet, sich dort gut zu divertieren.
12. bejahet, jedoch auf Weihnachten nach Weißenfels kommen wird.

13. bejahet, daß er zuletzt gewiß hofft, daß Kläger sein Freund bleiben wird.

14. bejahet, daß er auch immer sein wird sein Freund

Friedrich von Hardenberg.

15. bejahet, daß er ihm bald mehr schreiben wird und heute nur solch unzusammenhängendes Zeug schrieb, weil die Briefe fort mußten.

Expediert den 16. November.

Es meldet der Herr Postmeister Fränzel, daß er diesen Brief *ad manus proprias* insinuieren lassen.

So nachrichtlich

Friedrich von Hardenberg.
ad act. jur.

An Wilhelmine von Thümmel in Sondershausen

Die Adressatin ist die Stiefschwester der kindlichen Schönheit Sophie von Kühn, die Novalis wenige Tage zuvor auf einem Inspektionsritt kennengelernt hatte, um nun plötzlich zu erfahren, daß „jeder geliebte Gegenstand zum Mittelpunkt eines Paradieses“ wird.

Tennstedt, Ende November 1794

Beste, gnädige Frau!

Endlich ergreife ich eine der süßesten Erlaubnisse meines Lebens. Es würde langweilig sein, Ihnen die Hindernisse vorzurechnen, die bisher einem meiner liebsten Wünsche entgegen traten. Lieber verweile ich bei dem frohen Hinblick auf eine Zukunft, wo ein regelmäßiger Briefwechsel Leiden und Freuden

zwischen uns teilt und eine Freundschaft schon hier unterhält, die längern Odem haben dürfte als für die Erdgebirge. Das Bedürfnis einer Mitteilung an eine feingebildete weibliche Seele ist für mich so dringend, so wohlthätig, so natürlich, daß ich es als einen sehr bestimmten Zug meines Lebens ansehe, daß ich Liebe und Freundschaft zugleich fand – und so beide durch diese Vereinigung gewonnen. In der Freundschaft muß ein Funken Liebe, in der Liebe eine Ader von Freundschaft sein. In Mischungen solcher Art wohnt die Seele des Genusses. Ich fordere Sie zu der wohlthätigsten Bestimmung auf. Ihr Geschlecht empfing von der Natur die unauslöschliche Sehnsucht wohlzutun. Seien Sie meine Bildnerin, meine Ratgeberin, meine Freundin – und erlauben Sie mir dann, alle Bürgerkränze Ihnen zu Füßen zu legen, die ich verdienen muß. Ruhe – verständigen Sinn – Geschmack und Aufheiterung: das hoffe ich in Ihrer Schule zu lernen. Mehr aber noch als dies, ich hoffe dabei von Ihnen zu lernen, wohlthätig zu sein, ohne Dank zu verlangen, ohne Erwiderung voraussehen zu können.

Bisher haben Sie mich nur von der muntern Seite kennengelernt. Verzeihen Sie mir die Unbescheidenheit: es wäre mir nicht lieb, wenn ich nicht bessere Seiten hätte – und hätte ich auch nur die Eine, daß ich den ernsthaftesten Wunsch von der Welt hege, einst die Achtung aller Menschen, die Ihnen gleichen, wert zu sein. Ich sehe viele Unannehmlichkeiten auf meinem Gang voraus: mein Anfang wird klein, die Hindernisse werden groß und meine Kraft ungeübt sein – aber Mut und Zuversicht lassen nicht stecken; und können die mir fehlen, wenn Ihre Freundschaft, Ihre Wünsche mich begleiten? Ich werde vielleicht unglücklich sein, denn die Natur schuf mich reizbar; aber die Achtung der bessern Menschen, die mich

naher kennen, hoffe ich nie zu verlieren. Ein seltner schöner Zufall hat mich in den Kreis einer Familie geführt, wo ich gefunden habe, was ich fast nicht zu hoffen wagte. Was die Geburt mir versagte, hat das Glück mir gegeben. Ich vermisste in meinem Geburtskreise, was ich in einer fremden Mitte beisammen sehe. Ich fühle, daß es nähere Verwandtschaften gibt, als die das Blut knüpft; ich finde, daß der Zufall in eine sehr mütterliche Laune für mich geraten ist, indes der gewöhnliche Schlendrian der Dinge mir soviel als möglich die übelsten Dienste von der Welt leistet. Ein fremdes Auge beurteilt ein Spiel am richtigsten. Stellen Sie sich hinter meinen Stuhl; Ihrer Erfahrung, Ihrem unwiderstehlichen Trost bei Unfällen vertraue ich mich ganz an – aber ich darf die Rechnung nicht ohne den Wirt machen, darum bis zu dieser Gewißheit

Ihr untertäniger Diener
Fr. v. H.

An Karoline Just in Tennstedt

Grüningen, 2. Hälfte März 1795?

Am gastfreisten Tische in der Welt sitz ich hier, um Ihnen Stoff zum Lachen und zum Lügen zu geben. Schwach ist der Sterblichen Herz – es bedarf der duldsamen Freundschaft. Ich, Friedrich von Hardenberg *ad act. jur.*, nahe mich demütig dem wohlthätigsten Altar dieser vorbesagten Göttin und flehe um Nachsicht und um Entschuldigung. Denken Sie nur an, es ist hier ein so tiefer Schnee gefallen, daß man ohne Lebensgefahr nicht aus dem Hause kann. Mutwillig sein Leben zu wagen ist nicht die Sache eines klugen Mannes. Viele frohe Stunden haben noch An-

sprache auf mich. Ich bin krank obendrein. Merken Sie, wohin ich will? Ihr Kompaß ist untruglich: ich will nicht – ich will – ich will nicht – ich will – ich muß, ich darf, ich kann – *hier bleiben*. Hier bleiben, werden Sie sagen, das hab ich mir vorgestellt! Es ist nun nicht anders. Was ich kann, das will ich, und was ich will, das kann ich. Wer kann wider sein Schicksal sein? Ich gehöre zu den Deterministen. Mein Schicksal ist so *complaisant* diesmal – ein andermal nicht – ich muß seine gute Laune benutzen, da es sonst oft sehr schief und mürrisch aussieht.

Aber – wie?

Glauben hab ich unerschütterlich zu Ihrer Erfindungskraft – noch mehr zu Ihrer Freundschaft. Bei dem guten, lieben Onkel bin ich leicht zu entschuldigen, aber in Gebesee? Bei Ihnen ist nichts unmöglich. Fragen Sie mich jetzt noch nichts! Ich lebe, als hätt ich nie gelebt – in ungestörtem Frieden und im süßesten Vergessen aller Sorgen. Mein Nachtjäckchen hat sehr gefallen, und Ihre Freundschaft und Geschmack ist der wärmste Gegenstand unsers Gesprächs gewesen. Gestern abend müssen Ihnen die Ohren geklungen haben. Doch ich muß aufhören – sonst schwatzt ich stundenlang.

Geben und Nehmen.

Eins von beiden ist jedes Menschen Bestimmung. Sie gehören zu dem ersten, ich zu dem letzten vorderhand. Ich hoffe auf die Zeit, wo wir unsre Rollen tauschen können.

Leben Sie wohl, unerschöpfliche Freundin meines bessern Selbst!

Ihr Freund
Friedrich von Hardenberg.

An Karoline Just in Tennstedt

*Auf Schloß Grünungen, das für den poetischen Amts-
aktuarius zum Zauberschloß der Liebe wurde, schrieb
Novalis diesen mit fingierten Zeitungsannoncen gespick-
ten Scherzbrief, in dem sich das ganze Glück seiner Her-
zensschwärmerei und seiner Sehnsucht nach einem eigen-
en Hausstand in übermutigen Einfällen spiegelt. Über
seiner Schulter taucht brummend Sophie, das blutjunge
Ziel seiner Hoffnung, auf.*

*Die Adressatin dieses und des vorangegangenen Brie-
fes ist Karoline Just, die kränkliche Nichte seines Vor-
gesetzten, zu der Novalis in einem besonders vertrauten
und innigen Verhältnis stand. Vier Jahre älter als er,
wurde sie die „Zeugin seiner Schwachen“, die „un-
erschöpfliche Freundin seines bessern Selbst“, deren
Bild er so vollständig mit seinem Ich amalgamierte, daß
er behauptete, er tue keinen Atemzug ohne sie. „Dabei
bin ich doch so wenig Schwärmer, daß ich in dieser
Rücksicht einem jährigen Ehemann den Handschuh hin-
werfen könnte. Nur Huldigung, nur unaussprechliches
Gefallen, nur wundersame Anhänglichkeit – nicht eine
Spur von wilder, an sich reißender Leidenschaft.“*

*Karoline Just gilt das Huldigungsgedicht, in dem der
Zweizeiler steht:*

Wir haben uns aus Tausenden gefunden,

Wir wandeln Einen Weg – Ein Stern ist's, der uns führt.

Grünungen, 25. März 1795

... Nun kommt das beste Stück aus meiner Reise.
Wie ich durch Jena ging, hört ich zufällig, daß Har-
denberg nur zwei Stunden davon wohne. Ich hatte
nichts zu versäumen und war begierig, Hardenbergs

Haushaltung zu sehen. Den fixiert zu sehn, glaubt ich nie. Ich kam hin – frug im Hause nach ihm. Ein sehr einfach gekleidetes, wunderschönes Mädchen führte mich hinauf und bat mich zu warten. Ich hatte nicht Zeit, mich umzusehn, als er schon in die Türe trat. Ich konnte mich nicht halten, als ich den Ausdruck seines Gesichts sah, ich fiel ihm um den Hals und nannte mich. Er freute sich herzlich, und ich war für Überraschung stumm. Acht Tage hab ich bei ihm gelebt; sein Haus ist das glücklichste, das ich je sah. Eine Menge Menschen hab ich bei ihm kennengelernt, die eine Galerie der besten Menschen ausmachen, von denen ich je hörte. Die ich für ein Mädchen hielt, ist seine Frau. Was Grazie und Sittlichkeit Interessantes haben, Einfachheit und Mannigfaltigkeit, Ordnung und Tätigkeit, Liebe und Humanität, Natur und Delikatesse, Kunst und Geschmack – alles dies hat die wundertätige Hand dieses Weibes vereinigt. Aber sie, ihre Freundinnen und Schwestern und die Männer machen ein Ganzes aus, dessen wahren Wert nur Verstand und Gefühl faßt. Eine liebenswürdige Frau, die nur unter dem Namen Karoline dort bekannt ist, zeichne ich noch vorzüglich aus, weil die ganze Familie sie, als die Stifterin ihres Glücks, auf den Händen trägt. Den Abend vergaß ich nicht, wo sie mir die Geschichte ihres Zusammenfindens erzählten, die Geschichte ihrer Liebe und Freundschaften. So viel vermag Gefühl, Verstand und fester Wille. Ich möchte ewig unter diesen Menschen leben. – Es ist eine Sehnsucht in mir rege geworden, die ich Dir nicht beschreiben kann.

Nachschriften:

Unsern wechselseitigen Verwandten und Freunden machen wir hierdurch unsere Verbindung am 19. März dieses Jahrs bekannt und versichern uns im voraus ihrer freundschaftlichen Teilnahme.

Schlöben, am 25. März 1798.

Friedrich von Hardenberg
und
Sophie von Hardenberg geb. von Kühn.

Von Endesbenanntem wird eine Person gesucht, die, bereits in gewissen Jahren, Erfahrung und Treue zum Warten kleiner Kinder in sich vereinigt.

Schlöben bei Jena.

v. Hardenberg.

Praxis des häuslichen Glücks von Sophie von Rockenthien, geb. Schaller, in der Hardenbergischen Buchhandlung.

Liebhaber von interessanten Gemälden können eine Suite von Familienszenen hier in Augenschein nehmen. Die Künstlerin ist zu berühmt in diesem Fach, als daß sie einer Empfehlung bedürfte. Viele ziehn sie der Angelika Kauffmann wegen des lebendigen, wärmern Kolorits vor.

Es ist eine Schachtel mit Kinderanzug, signiert S. v. H., zwischen Tennstedt und Schlöben verloren gegangen. Der ehrliche Finder beliebe sich an letztem Orte zu melden und wird mit einem Douceur von zwei Friedrichsd'or wohl zufrieden sein.

v. Hardenberg.

Tennstedt, 11. bis 13. November 1795

Schon längst wollt ich Dir einmal etwas zu meiner Entschuldigung sagen. Du schreibst mir so angenehme, *con amore* geschriebene Briefe, und ich antworte Dir gewöhnlich nur mit einzelnen Lauten. Es könnte Indifferentism oder gar Geringschätzung scheinen, aber erwäge erstlich, daß ich nicht gar zu oft völlig frei bin, um mich ohne Zwang und zusammenhängend auf Ideen einlassen zu können, zweitens aber, wie viel prioritatische Ansprüche auf diese freien Perioden formiert werden. Dem liebsten Gläubiger kann man nicht immer die erste Hypothek geben. Ich habe ohngefahr drei Stunden des Tags frei, *id est*, wo ich für mich zu arbeiten wollen kann. Dringende Einleitungsstudien auf mein ganzes künftiges Leben, wesentliche Lücken meiner Erkenntnis und notwendige Übungen meiner Denkkrafte überhaupt nehmen mir diese Stunden größtentheils weg. Ich weiß, Du forderst nicht ihre Hintansetzung. Doch Du kennst mich ohnedem zu gut und weißt, wie innig mit meinem ganzen Ich die Freundschaft für Dich verwebt ist, als daß Du aus solchen zweideutigen Beweisen etwas Bewiesenes annehmen solltest.

Dein letzter Brief war wieder deliziös. Er hat doppelten Reiz für mich: er unterhält mich und gibt mir Stoff zum Nachdenken. Ich stimme Deinen Bemerkungen über Schwärmerei ganz bei, und will nur beiläufig bemerken, daß ich Karlen aus Grundsatz in eine unbekannte Höhe gehoben habe und daß ich Deine eignen Bemerkungen auf Dich selbst wegen Grüningen anwenden möchte.

Du mußt Dir Grüningen nicht zur fixen Idee machen. Anthropomorphisiere Dir diese Idee mehr. Es sollte mir für Dich und Grüningen leid tun, wenn einst ein plötzlicher Übergang erfolgen sollte, und diesem ist der leidenschaftliche Verehrer von feinem Gefühl leicht ausgesetzt.

Die Leute liebe ich, wie mich und Euch, aber es sind Menschen und bei einem so langen Aufenthalt daselbst, wie ich ihn gemacht habe, würde Dir der schmutzige Revers gewiß nicht entgehn. Ich habe ihn gefunden und bin nach wie vor für Grüningen gesinnt. Ich sah es aber *a priori* vorher und bereitete mich vor. So ward ich nicht überrascht, und mein Gefühl erhielt kein Dementi. Ich werde Grüningen ewig lieben, und wenn ich nie meine jetzige Hoffnung erreichte. Wenn nicht einzelne kranke Stunden kommen, so bin ich fest versichert, daß mich ihr Scheitern nicht in meinen Grundfesten erschuttert, sondern ich in meinem alten Gleichgewicht bleibe. Sind denn nicht genug Möglichkeiten dieser Ereignisse vorhanden? O! ich verberge sie mir nicht, ich muß mich mit ihnen eingewöhnen – denn sind wir nicht unterm Monde, wo unser Wille nicht immer kausaler Imperativ in der Zeitwelt unmittelbar ist? Für die Menschen zu leben und Gutes zu tun, wo ich kann – diese himmlische Rolle bleibt mir immer gewiß und wünsche mir Glück, daß ich tagtäglich mehr Sinn dafür bekomme. Hoffentlich werde ich ein Mann – sicher werdet Ihr es. Sind wir bei diesen Aussichten unglücklich? O! wenn wir uns einst mit diesem Bewußtsein erfüllter, innerer Bestimmung umarmen – werden wir dann unglücklich sein, wird dieses schöne Resumé eines Augenblicks uns nicht allenfalls selbst für mißglückte Besitznehmung einer Sophie entschädigen und das wach-

sende Gefühl, sie verdient zu haben, das schwindende Gefühl eines imaginären Verlustes nicht aufwiegen? Mein Schicksal ist das Eurige – unsre Begebenheiten sind in ein schönes Ganze geflochten. Der Familiengeist verbindet dieses Mannigfaltige in eine Einheit. Einer wie alle und alle wie einer. Ich vermute, daß es sich, wie die meisten natürlichen Romane, in einer Kinderstube schließen und der Vorhang über einem Brautbette zufallen wird. Doch dies *sub rosa*. Man darf nicht vor der Zeit plaudern, um den Spaß nicht zu verderben – was sind Jahre voll Beschäftigung gegen Gefühle einer Ewigkeit?

Karlen habe ich schon einigemal wegen des fortgesetzten Umgangs mit Fritzchen Lindenau gewarnt. Er scheint nicht recht zu hören. Stimme Du doch *piano* auch mit ein. Es ist unklug und unweise gehandelt.

Heute hat er mir von dem bevorstehenden *marche* geschrieben. Ich glaube noch nicht dran. Auf allen Fall hätten wir dann vor dem Aufbruch noch eine brüderliche Konferenz irgendwo. Ich behalte mir deshalb fernere Kommunikation bevor und bitte Dich indes recht schon in meinem und der Meinigen Namen, frisch und munter zu bleiben, gute Laune zu behalten, den lahmen Fuß zum Teufel zu jagen und so zu sein, als wärest Du selbst in Dich gefahren.

Auf den Dienstag ist Vormundschaftsrechnungsabnahme und ich bin wieder Aktuarius. Du sollst nicht der letzte bei den Gesundheiten sein. Die Mandelsloh hat sich neulich recht schön bei mir als Eurem Repräsentanten für die Odeurs bedankt. Sie ist Euch sehr zugetan. Lebe wohl, Erasmus!

Dein ewiger Freund
Fritz.

Weißenfels, 23. Februar 1796

In aller Eil schreibe ich Ihnen ein paar Zeilen. Den Onkel habe ich bisher immer hier erwartet. Diese Woche erfuhr ich erst durch meine Schwester, daß er nach Hause gereist ist. Wenn der Onkel meine jetzige Lage wüßte, so würde er mir verzeihen, daß ich ihm, dem ich so unendlich viel zu danken habe, wenigstens schriftlich noch nichts von den Empfindungen gesagt habe, die meinen Abschied begleiten mußten und die so unveränderlich, wie Ideen, in meiner Seele bleiben. Ich verlasse mich auf des Onkels Bekanntschaft mit meinem Charakter und auf die Zukunft. Ist *mein* Onkel erst weg, so bekomme ich mehr Zeit und Freiheit. So ganz im Nachtkleide möcht ich nicht gern vor *dem* Onkel erscheinen, ohnerachtet auch eine kleine Toilette der Natur nichts nehmen soll. Jetzt ist meine Zeit zwischen offiziellen Absprünge nach den Salinen, Vorbereitungsarbeiten und der Gesellschaftsleistung meines Onkels geteilt. Es geht mir übrigens recht wohl, und ich hoffe, daß der Onkel mit seinem Schüler zufrieden sein soll. Täglich fühl ich den unendlichen Nutzen meines Lehrjahrs. Die Ordnung, die der Onkel oft tauben Ohren predigte, wird mir jetzt Bedürfnis, da ich, *sub rosa*, zwar guten Willen und ängstliche Tätigkeit, aber nichts weniger als vorerwähnte Tugend hier getroffen habe und mir hierdurch ein großes Verdienst gleich anfangs erwerben kann. Ich lebe auch jetzt mit Liebe ganz meinem Geschäfte. Die Ursachen, die mich so oft in Tennstedt zu Zerstreun-

gen veranlaßten, bringen hier die entgegengesetzten Wirkungen hervor. Jeder Federzug ist Glied in der teleologischen Kette, deren letztes Glied nur nicht an Jupiters Bette hängt. Ich muß mir mein gutes Schicksal verdienen, und nur die Tugenden eines Geschäftsmannes führen den belohnendsten aller Wege. Jeder Fehltritt, jede Deklination wird zum Hindernis, zur Saumnis. Selbst die langen Entbehrenngen gewöhnen mich an die wohlthätigsten Tugenden: zum geduldigen Fleiß und zur Genügsamkeit. Das Feuer muß einen Ausgang haben – Entfernung hemmt seinen sinnlichen Erguß – nur die Ordnung der Arbeitsamkeit bleibt ihm übrig. Für den Schuler, der auf den Geist seines Lehrers merkt, ist die Schule des Schicksals ertraglich. Was sie der Waagschale des Herzens nimmt, legt sie auf die Schale des Geistes. O! die Richtung, die ich dem Onkel verdanke, ist ein Richteweg. Es ist ein dauernderes Andenken als aller Stoff. Die Richtung ist alles für einen Geist wie den meinigen. Ihre Freundschaft, liebe Justen, finde ich in meiner Schwester wieder. Mein Genius weiß, daß man Liebe, aber nicht Freundschaft entbehren kann. Ich glaube mich Ihrer so am lebhaftesten zu erinnern, wenn mir dies nur Fortsetzung ist – so bleib ich Ihnen immer nah. Wir gehn zusammen fort wie zwei gleichgerichtete Uhren, und wenn wir uns wiedersehn, wird es nur Pause gewesen sein – der gleiche Takt ist geblieben. Doch ich muß abbrechen, denn ich fahre noch diesen Morgen nach Kösen. Den Kassierer, der erst morgen kommt, sehe ich auf die Art nicht. Warteten Sie und Beyer wohl noch bis künftige Woche mit dem Gelde? Ich reise nach Eisleben und kann es Ihnen von dort aus schicken. So bleibt die Sache für mich ohne Umstände und Erläuterungen. Das heißt aber Ihre Ge-

fälligkeit beiderseits mißbrauchen? Acht Tage lang erlaube ich Ihnen noch, mich für einen Schmarotzer zu halten oder wenigstens mich eines Mangels an Delikatesse zu beschuldigen. Indes bleibe ich doch Ihr ewiger Schuldner und zwar recht *con amore*.

Zuletzt empfehle ich Ihnen und dem Onkel noch zwei Bücher, die des Kaufgeldes vollkommen wert sind:

„Leben und Taten des Herrn Barons Quinctius
Heymeran“ von Flaming

Montaignes „Versuche“, übersetzt von Bode.

Beide Bücher sind besonders auf die Bedürfnisse des Onkels kalkuliert – nichts weniger als angreifend und doch so herzlich interessant, so geistvoll. Das letztere kann man zu allen Stunden, zu allen Jahreszeiten, in allen Lebensaltern mit Vergnügen lesen und wieder lesen. Der erstere ist unter den mir bekannten komischen Romanen fast der Matador, weil er das Niedrigkomische so ganz aus seinem Plan gelassen hat und in seiner Karikatur so nahe an der Natur vorbeistreift, daß es scheint, als habe er ihr gerade das Beste, die Oberfläche, entführt. – Auch die Empfindung hat manches herrliche Ruheplätzchen in dieser Kunstanlage.

Leben Sie wohl! Grüßen Sie alle nach Standesgebühr

Ihr Freund Hardenberg.

An Karoline Just in Tennstedt

Weißenfels, Mitte März 1796

Liebe Justen,

Erst jetzt kann ich auf Ihren lieben Brief antworten. Mein wanderndes Schicksal macht eine kleine Pause. Ich sehne mich recht nach einer regelmäßigen

Korrespondenz mit Ihnen. Ich rücke täglich tiefer ins Leben hinein – und wenn ich helfen will, kann ich nicht mehr bestimmungslos genießen. Sie können mir ein Vorbild in stiller Ertragung einer eingeschränkten Bestimmung sein. Oft denke ich an Sie, und in bessern Stunden find ich Sie immer. Sie hab ich auf Ewigkeiten kennengelernt. Am nächsten fühl ich mich Ihnen, wenn ich das menschliche Weh und die endlose Verwirrung täglich mehr gewahr werde. Glauben Sie mich nicht in einer guten Lage! Vom Mangel notwendiger Bedürfnisse rede ich nicht – aber lebt der gebildetere Mensch nicht für mehr? Es könnte mir recht wohl sein, wenn die Menschen, mit denen ich viel zu tun habe, human wären. Davon rede ich nicht, daß manche äußerliche Umstände jetzt ungünstig sind – unter guten, seelenvollen Menschen trägt sich die Last des Lebens leicht. So z. B. ist es mir allerdings sehr unangenehm, daß Erasmus an Seelenwunden siecht – daß Karl fortgeht – daß Söphchen wieder krank gewesen ist, daß hundert andre fromme Wünsche für Freunde und Freundinnen unbefriedigt bleiben müssen, daß noch manches Ungewitter meinen Hoffnungen droht, aber es ist eine Kraft dafür in uns, die allem trotz und uns mit jedem widrigen Schicksal versöhnt; aber darüber kann ich nur nicht immer wegkommen, daß die besten Menschen sich und andern das Leben so sauer machen und so widersinnig allen guten Entwürfen des Zufalls in den Weg treten. Es sind Tage, wo ich nur das Gute aufnehme; aber dann behauptet auch der Wechsel sein Recht und ich muß mich lange mit unerträglichen Empfindungen plagen. Ich werde klüger, aber auch empfindlicher. Jedes rauhe Lüftchen klimpert in meinen Saiten herum. Mündlich will ich Ihnen mehr davon sagen.

Auch Sie leiden an jener Eingeschränktheit, Unvermögendheit so tätig, edel, mitteilend und hilfreich zu sein als Sie können und von Ihrer Natur getrieben werden. Nicht ganz das sein zu dürfen, was man von Natur ist, das ist die Quelle unsers Mißbehagens auf diesem Planeten. Wenn Sie wüßten, wie manchen guten Freund ich mit verschränkten Armen eingehn sehn muß, so würden Sie recht lebhaft von der Darstellung dieser schweren Empfindung gerührt werden. Ich kann nur bedauern – weiter jetzt nicht. Dennoch verläßt mich die Hoffnung besserer Zeiten nicht ganz. Wozu fühlte ich mich denn so habsüchtig, auf Gelegenheiten nützlich wirksam zu sein, wenn nicht eine wohltätige Bestimmung meiner wartete? Es sei dann Schule – freilich etwas teuer; aber wenn ihr Unterricht nur praktisch werden kann. Es ist fern von mir, unter bessern Zeiten die Periode zu verstehn, wo mich ein günstiges Schicksal an ein Mädchen auf ewig kettet, der ich mich zunächst gewidmet habe. Auch dieses schöne Glück werd ich schwächer empfinden, wenn ich in meiner Wirksamkeit gebunden, von meiner Umgebung gefesselt bin. Ich muß schließen. Nach Grüningen schreibe ich Ihnen mehr. Ewig Ihr

Freund
Hardenberg.

An Friedrich Schlegel in Dresden

Dürrenberg, den 8. Julius 1796

Du glaubst nicht, alter, guter Schlegel, wie herrlich Du mich mit Deinem Briefe überrascht hast. Gut, daß Du mir auf gewisse Weise nicht zuvorgekommen bist. Wahrscheinlich ist mein Bruder Erasmus

schon bei Dir gewesen oder hat Dich nicht zu Hause getroffen. Er war mein persönlicher, früherer Brief. Ich habe ihn aufs dringendste gebeten, Dich aufzusuchen und Dir Nachricht von mir zu geben. Vergessen hab ich Dich auf keine Weise und konnte es so leicht nicht, ohne mich selbst zu vergessen. Du weißt, welchen Anteil Du einst an meiner Erziehung hattest. Auch gewöhnliche Dankbarkeit vergißt den Lehrer nicht. Jeder Gedanke an meine historische Bildung war mit Deiner Erinnerung verbunden. Vollends die Ankündigung Deiner „Griechen“ hat mich ganz außerordentlich bewegt. Das ist das Buch, dacht ich, woran seine Seele so lange brutete, das ihn so lange aus sich und aus der wirklichen Welt gedrängt hat. Endlich da – wird es wohl Spuren seiner Schöpfungsperiode tragen, oder desto schöner ruhn, je wilder der Sturm war, aus dem es hervorging? Ich erinnerte mich der Bruchstücke; es entstand in mir eine Intuition des Unbekannten, die meinen Geist in unbekannten Weiten umhertrieb. Es reichen nicht sechsfache Erkundigungen nach seiner Erscheinung. Ein einziges köstliches Stückchen hab ich gelesen in „Deutschland“. Im zweiten Stück der „Horen“ ist Goethe armselig dagegen behandelt, so brav übrigens der Aufsatz ist. Du sprichst durchaus neue Dinge, Du bereicherst Sprache und Geist; Du schaffst eine Kritik; Du hast ein tausendfach feineres Netz, durch das kein Fischchen, und wärs ein Essigälchen, entschlüpfen kann. Dies nur im Vorbeigehn. Du bist mir also wiedergegeben; ich dacht es nicht. Seine Liebe wird dahin sein; die Griechen haben ihn alles vergessen machen; er lebt im Anschauen seiner Welt – die alte Zeit drückt ihn zu gewaltig und hat mich auch mit totgedrückt. Man wirft ja alles weg, um einem verhaßten Zustande zu

entfliehn. Glückliche dacht ich Dich mir. Die Zeit und die Selbsttätigkeit tun Wunder. Man wird alles gewohnt, und Deine politische Lage dacht ich mir beträchtlich verbessert. Gut, daß Du wenigstens heiter bist – Du fangst Dich an wieder der Sonnenwelt zu nahern wie ein Komet. Ich freue mich herzlich Dich zu sehn. Du wohnst solange Du willst in Weißenfels, oder wo ich bin bei mir – ohne Zwang und nimmst mit uns vorlieb. Ich böt es Dir nicht an, wenn ichs nicht könnte und dürfte. Nach Jena kommst Du immer noch früh genug. Ich bin nicht mehr so fürs Eilen, ich habe langsam gehn gelernt. Einmal für allemal sieh künftig meine Stube für die Deinige an, dies wenige vermag ich. Von mir erzähl ich Dir das Beste mündlich. Präliminariter nur, daß ich im ganzen froh gelebt habe und zufrieden mit der Anwendung meiner Zeit bin. Mein Amtmann ist mein Freund geworden. Er hat mich zum Geschäftsmann weitergebildet und Thüringen zur Schule meines Geschäftslebens überhaupt gemacht. Seit dem Februar bin ich in Weißenfels, angestellt bei den Salinen; gut mit allen Menschen dran, in einer erträglichen Freiheit, mit hinlanglicher Muße meine inneren Geschäfte fortzutreiben – und zufrieden mit allem, außer noch hie und da nicht mit mir. Freunde hab ich sonst in der Zeit eigentlich nicht akquiriert, außer den Kreisamtman.

Aus meinen alten Verbindungen bin ich ganz heraus. Julchen hat geheiratet. In dieser Rücksicht ist mit mir eine mächtige Verwandlung vorgegangen. Betrachte dies Kapitel wie abgetan in meinem Leben. Mein Schicksal hat einen großen Epichronismus gemacht. So bald hättest Du Dir, dem natürlichen Lauf der Dinge nach, die Lösung dieses Charakterzugs nicht erwartet. Kurz, hierüber bist Du

nun mit mir im klaren. Mich hat es am meisten überrascht. Seit sieben Vierteljahren bin ich Einer und Derselbe im wesentlichen, denn ich bin so lange fixiert und kurz und gut seit fünf Vierteljahren – versprochen. Jetzt in dieser Stunde beteure ich, daß ich wie in der ersten Stunde denke – und, wo möglich, ernster, zarter, fester und wärmer bin. Mehr mündlich. Mein Lieblingsstudium heißt im Grunde wie meine Braut: Sophie heißt sie – Philosophie ist die Seele meines Lebens und der Schlüssel zu meinem eigensten Selbst. Seit jener Bekanntschaft bin ich auch mit diesem Studio ganz amalgamiert. Du wirst mich prüfen. Etwas zu schreiben und zu heiraten, ist *ein* Ziel fast meiner Wünsche. Fichten bin ich Aufmunterung schuldig – er ists, der mich weckte und indirekte zuschürt. Glaub aber nicht, daß ich, wie sonst, leidenschaftlich bloß Eins verfolge und nicht vor meine Füße sehe. – Mein Vater ist zufrieden mit meinem Fleiß, und ich kann nicht über Langeweile bei andern Beschäftigungen klagen. Ich fühle in allem immer mehr die erhabnen Glieder eines wunderbaren Ganzen, in das ich hineinwachsen, das zur Fülle meines Ichs werden soll – und muß ich nicht alles gern leiden, da ich liebe und mehr liebe, als die spannenlange Gestalt im Raume, und länger liebe, als die Schwingung der Lebenssaite währt? Spinoza und Zinzendorf haben sie erforscht, die unendliche Idee der Liebe und geahndet die Methode, sich für sie und sie für sich zu realisieren auf diesem Staubfaden. Schade, daß ich in Fichte noch nichts von dieser Aussicht sehe, nichts von diesem Schöpfungsatem fühle! Aber er ist nahe dran. Er muß in ihren Zauberkreis treten, wenn ihm nicht sein früheres Leben den Staub von den Flügeln gewischt hat. Lebe wohl, bester Schlegel! Ich erwarte

Dich mit Ungeduld. Wenn ich weiß, daß Du in Leipzig bist, so komm ich und hole Dich ab.

Dein alter Freund
Hardenberg.

An Friedrich Schlegel in Jena

Weißenfels, 14. März 1797

Dein Brief hat mich in einer trostlosen Lage getroffen. Ich bin aus Grünungen mit der fast apodiktischen Gewißheit zurückgekommen, daß Sophie nur noch wenige Tage zu leben hat. Wenn ich nur immer weinen könnte, aber so bin ich in einer schlaffen, ängstlichen Gleichgültigkeit, die mir jede Faser lähmt. Es ist eine Verzweiflung in mir, deren Ende ich nicht absehe. Der Ekel, den mir alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, einflößt, ist unbeschreiblich. Nur selten kann ich mich auf einige Stunden mit Arbeiten zerstreuen. Der Kopf ist in dem wütesten Zustande – ich kann nichts mehr finden. Die Gewißheit ihres Besitzes ist mir zu unentbehrlich geworden; jetzt erst fühl ich, wie sie, mir selbst unmerklich, der Grundstein meiner Ruhe, meiner Tätigkeit, meines ganzen Lebens gewesen ist. Der Lebensüberdruß ist entsetzlich – und ich sehe kein Ende. Ich hoffte, die Wissenschaften sollten mir einen Ersatz bieten, aber alles ist auch hier tot, wüste, taub, unbeweglich. Der Schlaf ist meine einzige Wohltat; wenn ich kann, so schlafe ich. Gott weiß, wie sich das alles lösen soll. Dich sah ich doch gern; Du würdest mich doch vielleicht mit Deinen kräftigen Ansichten der Dinge und Wissenschaften beleben. Ach! nur ein Funken Lebensgeist – matte Unruh ist ein fürchterlicher Zustand.

Leb wohl, guter lieber Schlegel! Mit mir hats bald aufgehört. Sei glücklicher als ich – nur ein Wunder kann mich selbst mir wiedergeben.

Gruße herzlich die Deinigen. Die Bucher erhältst Du anbei zuruck – tausend Dank – ordentlich lesen kann ich sie jetzt nicht. Über die andern Gegenstände Deines Briefes erlaube mir jetzt zu schweigen – schon dieser Brief ist mir sauer genug geworden.

Dein Freund
Hardenberg.

An Professor K. L. Woltmann in Jena

Der Tod von Sophie von Kühn, die mit tapfrer Würde zu sterben verstand, wurde zur Geburt des Dichters. Drei Tage lang verriegelte er sich in sein Zimmer. Dann begann er jene Briefe zu schreiben, deren Totenklage man nicht unerschuttert lesen kann. Damals dammerte ihm „sein Beruf zur Ewigkeit“ und zur apostolischen Würde auf.

Karl Ludwig Woltmann betätigte sich zu jener Zeit als Dozent für Geschichte in Jena.

Weißenfels, den 22. März 1797

Es ist für mich eine traurige Pflicht, Ihnen die Nachricht mitzuteilen, daß Sophie nicht mehr ist. Nach unaussprechlichen Leiden, die sie musterhaft ertrug, endigte sie den 19. März früh um halb zehn Uhr. Den 17. März 1782 war sie geboren, und den 15. März 1795 erhielt ich von ihr die Gewißheit, daß sie mein sein wollte. Seit dem 7. November 1795 hat sie gelitten. Acht Tage vor ihrem Tode verließ ich sie, mit der festesten Überzeugung, sie nicht wieder-

zusehen. Es war über meine Kräfte, die entsetzlichen Kämpfe der unterliegenden blühenden Jugend, die furchterlichen Beängstigungen des himmlischen Geschöpfs ohnmächtig mit anzusehen. Das Schicksal habe ich niemals gefürchtet. – Erst vor drei Wochen sahe ich es drohen. Es ist Abend um mich geworden, während ich noch in die Morgenrote hineinsah. Meine Trauer ist grenzenlos wie meine Liebe. Drei Jahre ist sie mein stündlicher Gedanke gewesen. Sie allein hat mich an das Leben, an das Land, an meine Beschäftigungen gefesselt. Mit ihr bin ich von allem getrennt, denn ich habe mich selbst fast nicht mehr. Aber es ist Abend geworden, und es ist mir, als würde ich früh weggehen, und da möchte ich doch gern ruhig werden und lauter wohlwollende Gesichter um mich sehen – ganz in ihrem Geiste möchte ich leben, sanft und gutmütig sein, wie sie war.

Unvergeßlich wird mir wie meiner verewigten Sophie die Freundschaft, die Sorgfalt sein, mit der Sie ihre letzten Tage zu erheitern bemüht waren. Sophie hat sich Ihrer Gefälligkeiten mit dem wärmsten Danke noch erinnert, und ich habe einen stillen Auftrag gefühlt, Ihnen diesen Dank mit dem meinen vereinigt zu überbringen. Sie verzeihen meiner Liebe, wenn ich Ihnen sage, daß mich Ihre Aufmerksamkeit für Sophiens Wünsche, Ihr halbjähriges Zusammenleben mit ihr Sie jetzt erst mir recht wert gemacht hat. Ich habe Sie in einer höchst ungünstigen Stimmung kennengelernt. Sie haben mich nicht gesund gesehen. Ungeheure Widersprüche kreuzten sich in meiner Seele; Sophiens Krankheit und tausend andere Verdrießlichkeiten hatten einen sehr widrigen Einfluß auf meine Denkungsart. Gern gestehe ich Ihnen jetzt, daß mir manches an Ihnen mehr mißfiel, als es zu jeder andern Zeit geschehen sein

würde. Ich mag Sie damals oft beleidigt haben. Verzeihen Sie mir beim Andenken an meine Sophie. Durch Tränen sieht man keine menschlichen Fehler – Tränen waschen jeden Flecken weg. Der Unglückliche drückt in einem höhern Gleichheitsgefühl jeden aufrichtig und warm an das müde, liebende Herz. Behalten Sie mich lieb – ich traue Ihnen zu, daß Sie Sophiens immer mit warmer Achtung gedenken werden. Es ist möglich, daß ich diesen Sommer in Jena verlebe. Im Anfange werde ich viel Erinnerungen zu bekämpfen haben; aber ich freue mich doch, mit Ihnen recht viel von Sophien reden zu können – ich muß mich an die Vergangenheit halten, da ich von der Zukunft nichts mehr zu erwarten habe. Leben Sie wohl und sein Sie glücklicher als

Ihr Freund
Hardenberg.

An Karoline Just in Tennstedt

Weißenfels, den 24. März 1797

Mittwochs früh erhielt ich schon Ihre lieben Briefe. Sie können glauben, daß sie einen recht tiefen Eindruck auf mich machten, daß ich innig den Besitz solcher freundschaftlichen Herzen fühlte, und daß mir diese lieben Worte, so schmerzlich übrigens auch der mildeste Balsam auf eine solche Wunde deucht, doch unaussprechlich angenehm waren. Dienstag früh hatt ich durch einen Boten meines Bruders die Nachricht von der Vollendung meiner Sophie erhalten. So lang ich schon mit der Idee davon mich getragen, so gewiß ich schon jede Stunde diese Ankündigung lebenswieriger Hoffnungslosigkeit erwartet hatte – so fiel doch mit dieser entsetz-

lichen Gewißheit eine Last auf mich, die mir nur die Hand abheben wird, die alle Fesseln zerbricht. Bis dahin leuchtete mir noch der ferne Schimmer einer Hoffnung, der nun auf einmal verschwand und mich allen Schrecken einsamer Finsternis überließ.

Die Stunden des bittersten Schmerzens sind vorüber. Schon mehr bin ich an den Anblick des Grabes, an das Gefühl der Leere, an die Erinnerung ehemaliger schönerer Zeiten gewöhnt. Meine Versteinerung geht schnellen Schrittes, wie denn das Übel immer bei mir so schnell eingetreten ist, wie das Gute langsam. Der Schmerz hat mein Gedächtnis gelähmt, das mich am meisten quälte, weil es mich gewaltsam anzog. Nicht mehr so erschütternd stehn die lieblichen Bilder unsrer ersten Bekanntschaft, die Schatten meiner Träume, die rührenden, aber so sichern und hoffnungsvollen Szenen aus ihrer Krankheit vor mir auf – die peinigende Unruh, solange ich wußte, daß sie noch litt, bereitete mir diesen stillern Zustand vor, den die Schwäche meiner Nerven beschleunigte. Sie wissen, wie es schwächlichen Leuten geht, sie genießen nicht einmal die bittren Freuden der Wehmut. Wenn die ersten Tränenkrämpfe vorbei sind, so empfängt sie das matte Bewußtsein einer gleichgültigen Gegenwart, und vergebens ist ihre Sehnsucht nach den sanften Tränen des Nachwehs. Aber eben diese unwillkürliche Gelassenheit ist ein Gegenstand meiner quälendsten Gedanken. Mir wäre recht wohl, wenn ich so immer still weinen könnte. So bin ich wie im Traum; ich begreife so wenig von den Dingen um mich her; es geht alles so ängstlich gewöhnlich hin, daß ich mich oft noch frage, ist denn auch alles wahr? – Du bist doch nicht im Wahnsinn?

Mittwoch vor vierzehn Tagen bin ich zum letzten Male in dieser Welt auf einige Stunden recht herz-

lich froh gewesen. Sophie war recht wohl, und in fröhlichem Leichtsinn flogen mir einige Nachmittagsstunden hin; den Donnerstag früh kriegte sie den ersten Anfall der schrecklichen Beangstigungen in meiner Gegenwart. Kurz vorher schmalte sie noch mit mir, weil ich meinem Herzen Luft machen mußte und weinen. Schon damals, als ich halbtot in den Garten lief und sie nicht lebendig wiederzufinden glaubte, schon damals, wo der Zufall, der ihr schönes Leben endigte, so nahe war, war ich völlig resigniert, wie ich mir einbildete. Dadurch bekam ich auch den Mut, den Freitag früh wegzugehn, welches mir nachgehends, ohnerachtet der entsetzlichen Szenen, die ich voraussah, nicht möglich gewesen sein würde. Wie oft hab ich es bereut, wenn mich gleich eine ruhigere Überlegung rechtfertigt. Tiefer konnte die Wunde nicht werden, aber schmerzhafter. Der Abschied von ihr bleibt mir ein immerwährendes Rätsel. So sehr mich die Erinnerung daran noch beugt, so sonderbar heiter war er wirklich. Sowie die Pferde angespannt waren, von Ende mir allen Trost vollends benommen und ich nun meinen Hut nahm – weg waren Trancn und Bekümmernisse, mein Herz schlug ruhig; ich umarmte sie lange und warm; ich dachte sogar, daß es die letzte Umarmung sei. Sie bat mich, bald wiederzukommen, bestellte Grüße an alle; ich umarmte still und heiter alle – unbegreiflich froh sah ich diese einzige, holde, himmlische Gestalt beim Hinausgehn noch einmal an – und so blieb es noch einige Zeit. Desto quälender war der übrige Tag.

Ihre Leiden werd ich ewig nicht verwinden. Die Martern dieser himmlischen Seele bleiben der Dornenkranz meiner übrigen Tage. Wollte Gott, den ich flehentlich darum gebeten habe, daß sie kurz wären.

Eine unbestimmte, vielleicht sehr lange Zeit von ihr getrennt zu sein – den Gedanken kann ich noch immer nicht tragen. Wenn meine Wehmut zur leisen Flamme wurde, die mich so verzehrte, daß mich dann ein leichter Luftstoß in einen Haufen Asche verwandelte, sollte Sophie nicht diesen Wunsch unterstützen? Ihr Leben hielt ohnedem meine geistige Existenz zusammen – seit dieser Geist wich, fangen schon die organischen Teile an, sich zu trennen und zu ihren Elementen zurückzukehren. Die Gestalten meines Innern zerbröckeln; ich lebe in Ruinen – und bald wird alles dem Erdboden gleich sein. Eins ist mir kränkend, daß ich so unter den lebendigen, frohen Menschen wie ein Leichenstein herumgehn soll und ihre kurzen Freuden storen. Aber darum will ich auch recht schweigen und ruhig aussehen lernen. Was leiden nicht meine guten Geschwister allein! Wenn Sie und meine Freunde nur noch die erste Zeit mit mir Geduld haben, wo ich so ängstlich noch gern ihr Andenken erhalten will, wo ich von ihr sprechen muß und so gern von ihr hören mag, nachher bitte ich Sie gewiß seltner darum – und nur wenn ich einmal recht müde und kalt bin und gern einmal einen Blick in mein altes Land tun möchte. Sonst muß ich mich noch sehr vor Aufblitzen meines ehemaligen Bewußtseins hüten. Ich bin ja nicht mehr derselbe – und es ist mir, als wollte sie es haben, daß ich mich doch nicht ganz unfähig machen sollte. Vielleicht geschiehts ohnedem. Mich selbst hab ich verloren; die wichtigsten Jahre meines Lebens, wo ich zu mir selbst kam, wo ich zu leben anfang – die muß ich wie ein verbranntes Blatt abreißen, wenn ich kann. Grüningen, die Wiege meines bessern Selbst, ist mir zur Grabstätte geworden; das einsame Grab auf dem kleinen Kirchhofe –

die drei Ellen Erde auf dieser himmelvollen Brust – das ist, was meine Phantasie erfüllt, die sonst in Paradiesen schwebte. Allein das himmlische Auge, das sich nie wieder mit unbeschreiblicher Hoheit und Milde gegen mich aufschlägt – allein dies zieht mich auf immer von allen andern Beschauungen ab.

Wie oft denk ich mir jetzt, daß ein geöffneter Sinn längst ihre Bestimmung für den Himmel hätte ahnden sollen. Sie trug das Gesicht so gesenkt – sie war zu schön – zu frühzeitig. Meine Mutter sagte, wie sie zum ersten Male ihre Silhouette sah: „Ihr Gesicht gefällt mir unbeschreiblich – sie sieht so fromm, so still aus – als wäre sie nicht auf dieser Welt an ihrem Platze.“ Meinen Sie nicht auch, daß sie zu gut für mich war? Ach! und bin ich nicht die entfernte Ursache ihres Todes? Doch hab ich mir darüber noch keinen Vorwurf gemacht. Vor meiner Liebe brauch ich nicht zu erröten; jetzt weiß sie besser, wie herzlich, einzig ich sie geliebt habe – wie ich nur einen Gedanken hatte, der alle andre einfaßte, sie so glücklich zu machen, als ich könnte. Gute Justen – ihre Vision – ach! und mein Lied zum vorigen Geburtstag – wie seltsam prophetisch zum Schluß!

Den 15. März sagte sie zu mir zum ersten Male, daß sie mein sein wollte. Den 17. war sie geboren – den 19. ist sie heimgegangen – den 21. erhielt ich die Nachricht; sollt ich nicht ahnden dürfen, daß ich den 23. ihr nachkäme? Wie glücklich wär ich, wenn ich heute wüßte – heute übers Jahr bist du bei ihr! Schon der Gedanke macht mich sehr heiter.

Ihr Brief enthielt so manches Unvergeßliche – so manches, das gerade meine tiefsten Empfindungen traf.

28. März

Gott belohne Sie für diesen warmen Anteil an dem Schicksal eines Menschen, der wenigstens allen guten Willen hatte, die Freundschaft echter Menschen zu verdienen! Dieses neue Blatt hab ich einige Tage später angefangen, als ich das vorige endigte. Jeder Tag bestätigt die traurige Mutmaßung meiner zunehmenden Gleichgültigkeit. Seitdem hab ich gar nicht mehr geweint; die weichere Stimmung verliert sich immer mehr – und die guten Augenblicke auflodernder Heiterkeit sind ganz ausgeblieben. Meine Ideen sind geschäftig; mein Verstand hat eher gewonnen als verloren – aber die Liebe, die Liebe fehlt – und mit ihr fehlt alles, denn sie gibt alles, aber sie nimmt auch alles. Was hilft es mir, ein Ideenwebstuhl zu sein? Für das Lebendige ist kein Ersatz. Eins hab ich gewonnen: die feste Hoffnung, Sie nicht verloren zu haben – auch würde mich diese Hoffnung noch mehr stärken, wenn Sophie mir erscheinen könnte und durfte. Wie unaussprechlich glücklich wär ich noch hier, wenn sie mir zuweilen sich offenbarte – mich aufrichtete, stärkte – nur mit einem einzigen liebevollen Blick! Wie verklärt lebt ich mir selbst. Noch geb ich diese Hoffnung nicht auf; sie hängt noch an einer andern, von der ich Ihnen vielleicht noch mehr schreiben werde.

Was Sie von Sophiens unsichtbarer Gegenwart reden, ist eine herrliche Wahrheit. Ihr Bild soll und wird mein beßres Selbst sein – das Wunderbild, das in meinem Innern von einer ewigen Lampe erleuchtet wird und das mich gewiß retten wird vor so manchen Anfechtungen des Bösen und Unlautern. In die verklärten Hände hab ich der Tugend von Herzen gehuldigt; sie soll mir ein Vorbild sein. Um Tote weht der Geist des ewigen Friedens, und dieser Geist

der Eintracht, Liebe, Herzensgüte, Sanftheit und Demut soll mich auch umwehn, denn was fehlt mir zum Toten – bin ich nicht so gut wie gestorben? Trost, sagen Sie, kann nur die Zukunft geben – ja! Die wahre Zukunft, nicht die wenigen, übrigen mühevollen Jahre – aber was jenseits ist, was uns aus so manchen Naturtönen, aus so manchen ihrer Gestaltungen mit unbeschreiblichen Ahnungen erfüllt.

Während ich dieses schrieb, ist es mir recht warm aufs Herz gefallen, ob meine Klagen nicht selbst-süchtig, kleinlich und beschränkt sind. Wenn ich ein wahrhaft hoher Mensch sein wollte, sollte nicht jetzt eine ewige Heiterkeit meine Augen und meine Stirn beseelen – und himmlischer Enthusiasmus meine Brust erfüllen? Wer bin ich, daß ich so irdisch klage? Sollt ich nicht Gott danken, daß er mir so früh meinen Beruf zur Ewigkeit kundmachte? Ist es nicht Beruf zur apostolischen Würde? Kann ich im Ernst Sophiens Schicksal beklagen; ist es nicht ein Vorzug für sie – ist nicht ihr Tod und mein Nachsterben eine Verlobung im hohen Sinn? Gott hat mich und sie für die schleichende Ansteckung der Gemeinheit bewahren – er hat sie in eine höhere Erziehungsanstalt bringen, diese zarte Blume unter einen bessern Himmel verpflanzen und mich, den stärkern, den rohern Mann, noch in der Erdenluft zeitigen wollen. Sollte Gott von mir jetzt echte Erhebung, männliche Vollendung, tiefes Zutrauen zu seiner Liebe, unverwandten Blick auf den Himmel und meine höhere Bestimmung, ewiges Gelübde der Tugend und des Glaubens an die Samenidee der innersten Menschheit fordern?

Soeben treten diese Ideen mit einer ungewohnten Wärme in mein Bewußtsein; ich fühle, was ich sein

könnte – aber Gott sieht, wie gebrechlich und schwach ich bin. Kann ich hoffen, daß in dieser kraftlosen Seele solche Ideen haften und nicht vorbeigehen werden? Jetzt ist einmal Leben in mir; aber wird es gegen die Nervenstumpfheit, gegen die Gewöhnlichkeit und das Verwöhntsein sich halten können? Sophie weiß, was mir gut ist. Sie bittet Gott gewiß mit für mich – und nur dann muß meine Klage perennieren, wenn selbst solche Ideen nicht mehr Bleibens haben.

Wenn solche lichtvolle Augenblicke vielleicht Berührungen meiner Sophie sind; ach! wann wird es ihr dann gefallen, immer um mich zu sein?

Der traurige Brief schließt sich heiterer, als ich dachte. Ich fühle mich eben jetzt so hoch – als ich mich bisher, *einen* Moment ausgenommen, noch nie fühlte. Es ist ein sonderbarer Abstich mit meiner bisher beharrlichen Indifferenz, mit meiner entsetzlichen Kalte und Leblosigkeit. Leben Sie wohl, gutes Mädchen; schreiben Sie mir recht bald – und recht viel von meiner Sophie, was Sie noch von ihr wissen – jede Kleinigkeit ihrer letzten Tage – die Umstände ihres Todes – von ihrem Begräbnis. Diesen Sommer besuch ich gewiß einmal ihr Grab. Es soll mein Magnet sein und wird die Stätte meiner Heiligung sein. Vielleicht kann ich auch dann wieder weinen.

Ihr Freund
Hardenberg.

Nun noch eins! – Nach Grüningen kann ich noch nicht schreiben. Ich bat die Danscour im vorletzten Briefchen um eine Haarlocke der Verewigten. Besorgen Sie doch diese für mich, wenn die Danscour nicht diese Bitte vergessen hat – und dann bitten Sie

doch die Mutter um das grüne Tuch, das Sophie in der Krankheit immer trug, und um die graue Chemise, die Sophie in Jena und vielleicht zum letzten Male getragen hat. Wollte die Mutter mir noch einige Kleinigkeiten akkordieren, wenn sie da sind, worunter ich bloß ihre kleinen Schreibereien im Taschenbuch oder sonst verstehe, insoweit ich ohne Indiskretion sie erhalten kann, so ist mirs desto lieber. Ihr irdisches Selbst liegt mir noch so am Herzen.

An Frau Kreisamtmann Rahel Just in Tennstedt

Weißenfels, den 28. März 1797

Wie erquickt haben Ihre friedlichen Worte nicht den Lebensmüden! Ich bin es zeither recht gewesen! und nur heute abend, während ich den Brief an Karolinchen endete, hat mich zum erstenmal wieder ein Reiz höherer Art erwarmt. Gewiß hab ich zu sehr an diesem Leben gehangen – und da ist freilich wohl ein gewaltiges Korrektiv nötig gewesen. Für Sophien kann ich nicht klagen; Gott hat gewiß recht väterlich an ihr gehandelt; und hat er da nicht nach meinem oftmaligen Gebet gehandelt? Jetzt weiß es Sophie, daß der Wunsch nach ihrem Besitz der zweite in meinem Gebet für sie war; denn ihre Vervollkommnung, sie selbst lag mir am meisten am Herzen. Wenn ich klage, so ist es mein Schicksal, das mich verwirrt. Sollte es aber das wohl? Eine plötzliche Umänderung tut sehr weh. – Es ist gewiß, ich muß meine ganze vorige Existenz vergessen! Die Erde hatte ich so lieb! ich freute mich so herzlich auf die lieben Szenen, die mir bevorstanden. – Das ist nun freilich schwer zu verwinden. Aber sollte der

Beruf zur unsichtbaren Welt, diese liebevolle Annäherung zu Gott und dem Erhabensten, was die Menschheit hat, sollte mich die nicht entschädigen können? Entschädigen klingt mir jetzt noch hart; Sophie weiß, wie ich das Wort nehme. – Es bleibt doch alles um ihretwillen. Glauben Sie, daß Gott zurnt, wenn ich zu ihm sagen werde: „Vater, ich will nicht mehr murren, ich will alles gern tun, ich will Dich auch recht innig lieben – aber nicht wahr, Du gibst mir auch Sophien wieder? Sie ist gewiß eine Deiner Lieblingstöchter, und da ist Dirs gewiß recht, wenn ich ganz in ihr lebe und mich ewig nach ihr sehne!“ – – Ach, er gibt sie mir sicher, sowie er Ihnen einmal Ihren guten Mann wieder schenkt und Ihnen auf dieser Welt für Ihre himmlische Güte recht wohl will!

Hardenberg.

An den Kreisamtmann Just in Tennstedt

Weißenfels, den 29. März 1797

Es ist für mich eine bittersüße Bemerkung, daß Unglück unsern Sinn für Freundschaft und Liebe so sehr vermehrt, wenigstens zu vermehren scheint, indem es ihn mehr erweckt. Die Freude des ruhigen Besitzes ist so unbemerkt; aber im Gefühl des Verlustes merkt die Seele erst, welche stille Wohltäterin sie zugleich verloren hat. Die Sehnsucht nach Sophien hat nach ihrem Tode merklich zugenommen, und mit ihr ist mein Gefühl für Freundschaft merklich gestiegen; Ihre milden Briefe waren eine sehr angenehme Nahrung für dasselbe. Es freute mich, daß Sie, mein erster, ältester und sicherster Freund, so deutlich den wahren Verlust übersahen, den mir der Heimgang meiner Sophie verursacht. Eine solche

Bestätigung meines Gefuhls mußte sehr wohltätige Wirkungen hervorbringen. Die Erinnerung an das, was mir zeitlebens davon bleibt, ist wenigstens ein bedeutender Fingerzeig und doch ein lieblicher Zug im vollendeten Bilde des Trostes. Bisher ist mir dieses nicht erschienen, ob ich wohl seit gestern abend eine Ahndung seines Kommens habe. Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdischen Glücks gelebt habe, so muß ich nunmehr ganz in der echten Zukunft und im Glauben an Gott und Unsterblichkeit leben. Es wird mir sehr schwer werden, mich ganz von dieser Welt zu trennen, die ich so mit Liebe studierte; die Rezidive werden manchen bangen Augenblick herbeiführen, aber ich weiß, daß eine Kraft im Menschen ist, die unter sorgsamer Pflege sich zu einer sonderbaren Energie entwickeln kann. – Sie würden Mitleiden mit mir haben, wenn ich Ihnen von den Widersprüchen der zeitherigen Stunden erzählen wollte. In Karolinchens Brief steht manches davon. Ich leugne nicht, daß ich mich vor dieser entsetzlichen Verknöcherung des Herzens, vor dieser Seelenauszehrung – fürchte! Die Anlage ist unter den Anlagen meiner Natur. Weich geboren, hat mein Verstand sich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus seinen Besitzungen verdrängt. Sophie gab den Herzen den verlorenen Thron wieder. Vielleicht könnte ihr Tod dem Usurpator die Herrschaft wiedergeben, der dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Seine indifferente Kälte habe ich schon sehr empfunden; aber vielleicht rettet mich noch die unsichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir schlummerte. Die Idee von Gott wird mir mit jedem Tage lieber. – Wie würde jemand entzückt, beruhigt sein, wenn er noch nie von Gott gehört hätte, und er wäre sehr unglücklich

und man machte ihn von dieser Idee bekannt! Auf eine ähnliche Weise, hoffe ich, solls mir gehen. – Freilich mit der Liebe zu den Angelegenheiten der Menschen für diese Stufe ist es aus. Die kalte Pflicht tritt an die Stelle der Liebe. Meine Geschäfte werden eigentliche Offizialgeschäfte. Auch ist mirs überall zu geräuschvoll. Ich werde mich immer mehr zurückziehen. – So wird mir der Schritt ins Grab einmal immer gewöhnlicher. Der Abstand, der mich davon trennt, wird so immer kleiner. Die Wissenschaften gewinnen ein höheres Interesse für mich; denn ich studiere sie nach höheren Zwecken, von einem höhern Standpunkte. In ihnen, in Aussichten auf die unsichtbare Welt, in wenigen Freunden und in Pflichtgeschäften will ich bis zum letzten Atemzuge leben, der, wie mir scheint, so entfernt nicht ist, als ich oft furchte. – Die Meinigen nehmen stillen, herzlichen Anteil; besonders Karl und mein Vater. Der letzte hat sie aufrichtig beweint, die ersten Tränen seit vielen Jahren! – Auch ihm hat solch ein Verlust die Welt auf immer fremd gemacht. Erasmus ist seit drei Wochen hier; er ist bedenklich krank. Meine Gleichgültigkeit hat mich bisher vor schmerzhaften Gefühlen seinetwegen geschützt ...

An Wilhelmine von Thümmel in Sondershausen

Tennstedt, den 13. April 1797

Von hier hätten Sie wohl keine Antwort auf Ihren Brief erwartet. Ein sehr trauriges Ereignis hat mich von Hause hinweggetrieben – der nahe Tod meines Bruders Erasmus. Seine Krankheit ward erst seit vierzehn Tagen tödlich und jetzt ruht er wahrschein-

lich schon von den Mühseligkeiten seines Lebens aus.

Sein Tod hat weniger Eindruck auf mich gemacht, als er zu jeder andern Zeit gemacht haben würde. Die Bitterkeit seiner letzten Stunden war sehr groß, und diese rührte mich am meisten. Seinen Tod habe ich ihm beneidet. Meine Eltern und Geschwister sind sehr beklagenswert; sie waren noch so weich vom Schlage, der auch sie so erschüttert hat – und nun dieses Glied aus der fest verschlungenen Kette! – – – Diese Zeit ist furchtbar gewesen; so viele gute Menschen unglücklich – die Hoffnungen zweier blühender Familien zerstört.

Das Blütenblatt ist nun in die andere Welt hingeweht – der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harrt des Morgenrots, das ihn zum frischen Leben in der wirklichen Welt ermuntert. Je ängstlicher die Träume – desto näher die erquickende Frühe.

Gute T., bleiben Sie meine Freundin, solange ich noch auf dieser Welt bin! – Ich sehe sie, den Engel meines Lebens, meine ewige Sophie, bald, sehr bald wieder. Es ist frühzeitig dunkel und einsam geworden. Verkürzen Sie dem Einsamen, Sehnsuchtsvollen noch die Stunden, die ihn von sich selbst, vom ewigen Frieden trennen. Es erquickt mich so sehr, mich noch recht mit einigen guten Menschen zu letzen, ehe ich ihr folge. Vielleicht sehen Sie noch *einen* Stein, meinem Wunsch gemäß, *ihre* und meine Asche decken. Sie glauben nicht, wie abgestorben ich mich fühle; dennoch bin ich gewöhnlich ruhig, teilnehmend und fähig, alle meine Arbeiten zu machen. Ich habe noch einiges zu verrichten; dann mag die Flamme der Liebe und Sehnsucht auflodern und

dem geliebten Schatten die liebende Seele nachsenden. Der Augenblick des Wiedersehens ist der freudigste Aufblick, den ich noch unter dieser Sonne habe.

Sie umgibt mich unaufhörlich. Alles, was ich noch tue, tue ich in ihrem Namen. Sie war der Anfang – sie wird das Ende meines Lebens sein. Ihre Leiden sind mir Wunden, die nur die balsamische Luft einer bessern Welt heilen wird. Es ist ein unaussprechliches Gefühl, einen Engel wie sie – eine Geliebte wie sie in so schrecklichen Kämpfen gewußt zu haben.

Das Verlangen, ihrem Grabe näher zu sein, überwog die Angst vor den Erinnerungen dieser Gegend. Es ist auch mein Grab. – Meine ganze Freude, meine Aussichten, mein Leben, meine Liebe liegen hier begraben. Ihr und mein Grab werden mich gewiß, solange ich noch lebe, mit unaussprechlicher Liebe und Kraft zu allem Guten erfüllen. Die Gewißheit, daß sie um mich ist, daß sie mich, den so ganz ihr Gewidmeten, noch ein wenig liebt, besonders da sie jetzt weiß, wie treu und ewig ich es mit ihr gemeint, diese Gewißheit erhebt mich zum Bessern und macht mich ihrer werter.

Nach Grüningen möchte ich allein nicht kommen. Entweder begleitet mich der Herr Kreisamtmann, oder ich bitte Sie, daß Sie mir den Tag bestimmen, wo Sie hinkommen wollen.

Ich liebe Sie alle jetzt mehr als jemals; Sie sind meinem Herzen noch teurer geworden. Sind Sie nicht die Hinterlassenen meiner Sophie, die sie so liebte, von denen sie so geliebt ward?

Ihre Freundschaft, Ihr allseitiges Zutrauen wird mich noch unendlich wohl auf dieser Trauerwelt machen.

Mit dieser Hoffnung, mit der innigen Bitte darum
schließe ich

zeitlebens Ihr Freund
Hardenberg.

An Friedrich Schlegel in Jena

Tennstedt, den grünen Donnerstag 1797

Bester Schlegel: mein Wunsch, mit Dir in Jena diesen Sommer zu leben, ist mir nicht gelungen. Daher jetzt erst die Antwort auf Deinen herzlichen Brief. Erasmus ist wahrscheinlich jetzt, indem ich dies schreibe, nicht mehr unter den Lebendigen. Dies beschleunigte meine Abreise – es blieb mir, da Jena nicht mein Aufenthalt sein sollte, kein Ort übrig als Tennstedt. Hoffentlich leb ich hier einige Monate in einer wünschenswerten Ruhe. Es soll mir recht lieb sein, wenn Du mir oft von Dingen schreibst, denen vormals mein ganzes Leben gewidmet war, und die mich so glücklich an Sophiens Seite gemacht haben würden. Auch jetzt noch sind die Wissenschaften das Hauptinteresse, das ich an der Welt nehme. Mein Plan, nach Jena zu gehn, entstand hieraus, und ich rechnete freilich dabei sehr mit auf Euren erweckenden Umgang.

Der Tod von Erasmus hat eher eine wohlthätige als nachteilige Wirkung auf mich getan. Er hat meine Kräfte eher vermehrt als vermindert. Er hat unbeschreiblich viel gelitten. Meine Eltern und Geschwister tun mir sehr leid. Schon Sophiens Tod hatte sie erschüttert, und nun so kurz darauf zum erstenmal den Verlust eines Kindes und Bruders.

Du kannst denken, wie es mir in dieser Gegend, der alten Zeugin meiner und ihrer Herrlichkeit, vorkommt. Dennoch habe ich eine geheime Freude, so

nah ihrem Grabe zu sein. Es zieht mich immer näher, und dieser Zug macht jetzt zuweilen mein unaussprechliches Glück. Mein Herbst ist da, und ich fühle mich so frei, gewöhnlich so kräftig. Es kann noch etwas aus mir werden. Soviel versichre ich Dir heilig, daß es mir ganz klar schon ist, welcher himmlischer Zufall ihr Tod gewesen ist, ein Schlüssel zu allem – ein wunderbar schicklicher Schritt. Nur so konnte so manches rein gelöst, nur so manches Unreife gezeitigt werden. Eine einfache, mächtige Kraft ist in mir zur Besinnung gekommen. Meine Liebe ist zur Flamme geworden, die alles Irdische nachgerade verzehrt. Deine Hoffnung hat recht gehabt: es ist weit mehr Heilkraft, Ausdauer und Widerstand in meiner Seele, als ich selbst wußte, eine Heilkraft, die dem Übel die Quelle abgräbt – eine Ausdauer, die Stunden nicht messen, Widerstand gegen alles, was mein Heiligtum entweihen will. Vier Jahre war ich auf Akademien, und ein Jahr hab ich studiert – 25 Jahr bin ich alt geworden und nur ein halb Jahr hab ich gelebt.

Du wirst gewiß mit mir zufrieden sein. Vielleicht erfährst Du noch, wie lieb ich Dich habe. Diesen Sommer müssen wir noch einige Tage zusammenleben. Vielleicht komm ich von hier aus zum Besuch nach Jena.

Schicke mir doch die Stücke von dem neuen philosophischen Journal und was Du drucken läßt. Du sollst es immer schleunig wiederhaben. Jetzt hätt ich gern auf einige Tage die drei Stücke der „Horen“, wo „Agnes“ drin ist. Meine Wirtin will sie gern lesen. Empfiehl mich den Deinigen und bleibe der Freund

Deines Freundes
Hardenberg.

An Friedrich Schlegel in Jena

Tennstedt, den 3. Mai 1797

... Schellings „Philosophie der Natur“ findet in mir einen sehr neugierigen Leser. Deine Rezension von Niethammers „Journal“ hat den gewöhnlichen Fehler Deiner Schriften, sie reizt, ohne zu befriedigen; sie bricht da ab, wo wir nun grade aufs Beste gefaßt sind – Andeutungen – Versprechungen ohne Zahl – kurz, man kehrt von der Lesung zurück wie vom Anhören einer schönen Musik, die viel in uns erregt zu haben scheint, und am Ende, ohne etwas Bleibendes zu hinterlassen, verschwindet. Augen haben Deine Schriften genug: helle, seelenvolle, keimende Stellen – aber gib uns auch endlich, wenn Du anders nicht ganz Künstler werden willst, wo nicht etwas Brauchbares, doch etwas Ganzes, wo man auch kein Glied mehr supplieren muß. Du verzeihst meine treuherzige Ermahnung, die Goethes Gesprächen gegenüber eine noch armseligere Gestalt machen muß. Indes will ich keinen andern Effekt als den, daß es Dich überzeugt, daß ich warmen Anteil an den Geschäften Deines Lebens nehme und bis zum letzten Momente nehmen werde. Ich bin Dir immer herzlich gut gewesen, und wenn ich auch zuweilen mit Dir unzufrieden war, so habe ich doch nie von Dir lassen können, und sicher nehme ich Dein Andenken mit Innigkeit hinüber in jene Welt mit.

Lebe wohl!

Dein Freund
Hardenberg.

Ist von Fichten etwas Neues da, so bitte ich sehr darum. Der Bote ist hauptsächlich zur literarischen Fourage ausgeschickt worden.

An Professor K. L. Woltmann in Jena

Tennstedt, den 3. Mai 1797

... Ich bin oft in Gedanken bei Ihnen. Ich lebe das alte vergangene Leben hier in stiller Betrachtung durch. – Gestern bin ich 25 Jahre alt geworden; ich war in Gröningen und stand an ihrem Grabe. Es ist ein freundlicher Platz – mit einem einfachen weißen Gatter verschlossen – abgelegen und hoch. Es ist noch Raum da. – Das Dorf lehnt sich mit den blühenden Gärten um den Hügel her, und an einigen Stellen verliert sich der Blick in weite blaue Fernen. Ich weiß, Sie hätten gern neben mir gestanden und die Blumen, die ich zum Geburtstage geschenkt erhalten hatte, langsam mit in den Hügel gesteckt. Vor zwei Jahren hatte mir Sophie am nämlichen Tage einen schönen großen Kuchen backen lassen und eine Fahne und Nationalkokarde daran geheftet. Heute schenkten mir die guten Eltern die kleinen Gaben, die Sophie an ihrem letzten Geburtstage noch mit vieler Freude empfangen hatte.

Lieber, es bleibt Abend und wird bald Nacht werden. Wenn Sie noch weggehen, so behalten Sie mich lieb und besuchen Sie einst, wenn Sie wiederkommen, die ruhige Stätte, wo Ihr Freund bei der Asche seiner Geliebten auf ewig ruht. Leben Sie wohl!

Ihr Freund
Hardenberg.

An den Kreisamtmann Just in Tennstedt

Weißenfels, den 1. Julius 1797

Seit meinem letzten Briefe bin ich recht umhergeschweift. Unser Hofmeister und ich machten in den letzten Tagen unseres Wiederstedtischen Auf-

enthaltens eine Digression nach der Roßtrappe bei Thale. Das Wetter war uns hold, und nichts störte diese genußreiche Wallfahrt als müde Beine. In Ballenstädt nahmen wir hin und her unser Nachtlager. Der neue Ort, im Friedrichshöher Stil, liegt prächtig den waldigen Vorderharz in die Ebene herunter. Unser Logis im fürstlichen Gasthofs am Schloß öffnete die schönste Aussicht: vorwärts in eine lange Reihe naher Garten und über die alte Stadt hinweg in eine weite, flache, sehr angebaute Gegend nach Aschersleben, Staßfurt, Bernburg und Barby zu; seitwärts linker Hand auf die Höhen nach Halberstadt und Quedlinburg und die natürlichen Ruinen der sogenannten Teufelsmauer; rechter Hand auf benachbarte Waldrücken und Gründe. Von Ballenstädt aus ist der Weg prächtig. Die Teufelsmauer und Quedlinburg rechts; vorn den uralten Landgraben mit sieben bis acht Warten; geradaus eine höchst mannigfaltige Aussicht auf die Gegenden jenseits Halberstadt nach Helmstedt und Wolfenbüttel zu, auf dem Regenstein, ein im Siebenjährigen Kriege gesprengtes Bergschloß; das Blankenburger Schloß auf einer Mittelhöhe am Fuß der waldigen Vorderharzgebirge; oben aus dem Holze ragen die Häuser von Huttenrode hervor – und auf dieser erhabenen Base lagert der Harzynische Riese im fernblauen Mantel. Links blickt Gernrode unterm Vorderharz hervor und lockt mit seinem vielversprechenden Stufenberg jeden Lebenslustigen herbei. Der Eingang der Roßtrappe erscheint wie die Pforte jenes Riesen, wenn er in die Ebene zu kommen gedenkt. Zerstörung und Einsamkeit kündigen hier den Aufenthalt der Schrecken an. Schon vor Thale, das am Heraustritt der Bode aus dem Gebirg in einem Vorgrunde liegt und sich mit vielen roten

Dächern recht gut ausnimmt, fängt man an, aus den beträchtlichen Felsenstücken, die man wie Schrittssteine im Bette der Bode regellos gehäuft sieht, auf ein felsiges Chaos und die Nähe furchtbarer Kräfte zu schließen. Vor dem Wirtshaus fanden wir einen mächtigen Wurstwagen ...

Durch mannigfaltige Abenteuer hatte der Genius unsern Cicerone, einen Schuster, unter die preussischen Soldaten gebracht, und auch diesen Berg des Siebenjährigen Krieges hat er glücklich überstiegen und ist reich an Erfahrung und Weltkenntnis mit geprüftem Mut nach dem Kriege in sein Vaterland zurückgekommen. – Er klagte über zunehmende Stumperei in seiner Kunst. Jeder Müßiggänger im Tale traue sich zu, die Roßtrappe zu zeigen und dränge sich den Fremden zu ihrem Nachteil auf. Auch im Wirtshause werde gegen ihn kabaliert; die Magd habe einen Bruder, einen kindischen, dummen Burschen; diesem trage der Wirt gewöhnlich die Führung derjenigen Gesellschaften auf, von denen ein gutes Trinkgeld zu erwarten stehe, und er werde nur im Notfall gerufen. – Indes schien er sich über dies gewöhnliche Los des Talents mit weiser Resignation hinwegzusetzen und nur das Schicksal der Fremden zu beklagen, die an einen solchen Pfuscher gerieten, indem sie mit unbefriedigter Neugierde hinweggingen oder gar der Roßtrappe die Schuld der nicht erfüllten Erwartung beimäßen. Seine Erfahrung ließ ihn keine Antwort auf unsere Fragen schuldig bleiben, vielmehr gab er noch reichlichere Auskunft, als verlangt worden war. Er erriet unser Vaterland Weißenfels aus dem Dialekt; so genau hatte er die Dialekte und Provinzialismen der deutschen Sprache inne. So verstrich uns die Zeit des Heraufsteigens angenehm und lehrreich. Oben ward uns die Müh-

seligkeit des Wegs reichlich belohnt. Es ist ein über die Maßen fürchterlicher Blick in eine schauerhafte Tiefe zu beiden Seiten. Die Bode, die in diesen Felsenschlünden jeden Schritt sich gewaltsam Bahn zu machen genötigt wird, sieht man von oben kaum sich bewegen, und nur mit Mühe hört man das ferne Rauschen unter seinen Füßen. Die Klippen sind mannigfaltig gruppiert; von einer Seite ist nichts als Wald und Abgrund, von der andern hingegen eine köstliche Aussicht in die Ebene auf Halberstadt und Quedlinburg. Die merkwürdige Klippe, auf der man hinausgeht, streckt sich von der linken Seite des Felsentals mit Busch bewachsen bis nahe an die gegenüberstehende Wand. Der furchtbarste Spalt stürzt sich zwischen der Stirn dieses wilden Felsrückens und der rechten Seite des Tals hinunter. Ein Stein von einer Elle im Durchmesser, der aus dem Felsen über die schreckliche Kluft hinausragt, ist das *non plus ultra* des neugierigen Wanderers. Es gehört mehr als gewöhnlicher Mut dazu, diesen Stein zu betreten und in das sogenannte Kronenloch hinunterzuschauen. Dieses Kronenloch ist eine tiefe Stelle in der Bode, worin die unschätzbare Krone liegen soll, welche der Prinzessin, deren Abenteuer dem Roßtrapp den Namen gegeben, im gewaltigen Satz entfiel, den ihr Roß auf der einen Seite des Tals auf diese Klippe machte und hier mit seinem Hufe dem Felsen das Mal eindrückte, das noch bis auf den heutigen Tag daselbst unter dem Namen der Trappe sichtbar ist, und was auch wir mit unsern leiblichen Augen gesehen haben. Dieser Satz errettete das heroische Mädchen von der Verfolgung eines wendischen Fürsten, der, von ihren Reizen besessen, sie auf der rechten Spitze des Tals mitten im Tanz mit ihren Gespielen überraschte. Von diesem Tanz

heißt jene entgegenstehende Spitze noch jetzt der Tanzsaal. – Unser Führer schien in der Welt auch Freidenker geworden zu sein; er sprach mit Spötteln von diesem echt historischen Fakto und rückte mit manchem Vernunftgrunde recht polemisch heraus. Soviel ist aber gewiß, daß man sich auf der Roßtrappe geneigt fühlt, ein wenig mehr zu glauben als auf dem platten Lande, denn man findet sich in einer wunderbaren Umgebung. Die Felsen nehmen allerlei seltsame Gestalten an. So sieht man hier aus dem Walde einen Turm, dort Ruinen eines Tors, ja sogar zwei Bildsäulen hervorragen, aus denen man nicht recht weiß, was man machen soll. – Zuletzt führte uns der Führer auf einen Fleck, der das Kriterium seiner Meisterschaft ist. Man gewahrt nämlich hier mitten in der waldigen Einöde plötzlich den Brocken und seine Knappen in lichter Klarheit. Dies ist eine Tatsache, die allem Zweifel ein Ende macht, den unkundigere Führer über diesen wichtigen Punkt veranlaßt haben. Der unsrige tat auf die Kenntnis dieses Flecks nicht ohne Grund stolz und erzählte, daß er einen von diesen Pfuschern, der gegen ihn behauptet und sogar auch eine desfallsige Wette angetragen hätte, daß man den Brocken nicht von der Roßtrappe aus sehen könne, damit auffallend vor den Augen einer ganzen Gesellschaft beschämt habe. Noch zwei gräßliche Geschichten gab er uns zum besten von drei Thalschen Kindern, die vor etwa fünfzehn Jahren beim Holzsuchen von einer hohen Klippe heruntergestürzt waren, wovon das Mädchen den Hals gestürzt, der eine Junge mit gebrochenem Arm und Bein davongekommen, der andere aber gar einen blauen Fleck nur davongetragen habe – und von einem Jägerburschen, der einst auf einer Klippe, genannt Rabenstein, nach Adlerhorsten ge-

stiegen sei und nicht wieder herunter gekonnt habe; drei Tage hintereinander sei das Dorf hinausgezogen, ohne daß sich jemand zum Hinaufsteigen entschlossen oder sich sonst ein Mittel zu seiner Errettung gefunden habe. Sein Vater, der Förster, hat den letzten Tag sich schweigend an einen Baum gelehnt und mit der Büchse unverwandt nach dem Sohne hinaufgesehen; endlich ist ein verwegener Flößer gegen Abend glücklich zu ihm gekommen und hat ihn mittels einer Strickleiter heruntergebracht. Nachher hat der Vater oft versichert, er sei willens gewesen, den Sohn den Abend mit der Büchse herunterzuschießen, um ihm die letzten Qualen des Hungertodes zu ersparen. – Auf einem bequemen Wege kamen wir nach Thale zurück ...

An August Wilhelm Schlegel in Jena

Novalis lernte A. W. Schlegel verhältnismäßig spät kennen. Gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Friedrich übernahm dieser nach einem Spottwort von Heinrich Heine das Amt, sich „als Gerant der Romantik“ zu betätigen.

A. W. Schlegel, der schon als Knabe alle Papiere mit Versen bekratzelte, ist durch seine elegante Fingerfertigkeit zu einer Art Paganini der deutschen Literatur geworden. Die „Arbeit der Arbeit“ nach dem Urteil seines bohemienhafteren Bruders Friedrich, der ihn treffend den „Schulmeister des Universums“ nannte, überlegen beherrschend, hat er sich durch seine formvollendeten Dante-, Calderon-, Shakespeare- und Sanskrit-Übersetzungen um die Kenntnis fremder Meisterwerke hochverdient gemacht. Dieses philologische Genie wird uns von seinen Zeitgenossen als zierlich-korrekt, unmysti-

scher Geck geschildert, der peinlich darauf achtete, nie ohne Glacéhandschuhe und eine Wolke von Eau de mille fleurs vor den ihn umschwärmenden Literaturdrohnen zu erscheinen.

Weißenfels, den 30. November 1797

Erst jetzt hab ich mich von Hemsterhuis trennen können. Bis jetzt hat sich auch meine Reise verzögert. Morgen geh ich von hier ab – und gerade nach Freiberg. In Dresden denk ich Weihnachten zu sein. Nach Berlin hab ich geschrieben. Nun, da ich zur Ruhe komme, hoff ich nach Berlin und Jena fleißiger zu schreiben.

Der Rezensent Ihres Shakespeare ist ein gutmeinender Mensch. Seine Rezension ist aber wahrhaftig keine Poesie. Was hätte sich nicht über Ihren Shakespeare, besonders in Beziehung auf das Ganze, sagen lassen! Er ist unter den Übersetzungen, was „Wilhelm Meister“ unter den Romanen ist. Gibts denn schon eine ähnliche? Solange wir Deutschen übersetzen, so national dieser Hang des Übersetzens ist, indem es fast keinen deutschen Schriftsteller von Bedeutung gibt, der nicht übersetzt hätte und wahrlich darauf soviel sich einbildet als auf Originalwerke, so scheint man doch über nichts unbelehrter zu sein als über das Übersetzen. Bei uns kann es zur Wissenschaft und zur Kunst werden. Ihr Shakespeare ist ein trefflicher Kanon für den wissenschaftlichen Beobachter. Außer den Römern sind wir die einzige Nation, die den Trieb des Übersetzens so unwiderstehlich gefühlt und ihm so unendlich viel Bildung schuldig sind. Daher manche Ähnlichkeit unsrer und der spätrömischen literarischen Kultur. Dieser Trieb ist eine Indikation des sehr hohen, ur-

sprünglichen Charakters des deutschen Volks. Deutschheit ist Kosmopolitismus mit der kräftigsten Individualität gemischt. Nur für uns sind Übersetzungen Erweiterungen gewesen. Es gehört poetische Moralität, Aufopferung der Neigung dazu, um sich einer wahren Übersetzung zu unterziehen. Man übersetzt aus echter Liebe zum Schönen und zur vaterlandischen Literatur. Übersetzen ist so gut dichten als eigne Werke zustande bringen – und schwerer, seltner.

Am Ende ist alle Poesie Übersetzung. Ich bin überzeugt, daß der deutsche Shakespeare jetzt besser als der englische ist. Auf den „Hamlet“ freue ich mich wie ein Kind. Ich möchte wissen, ob ich recht oder unrecht hätte: sind nicht „Hamlet“ und „Elektra“ Pendants? Meinem Gefühl nach scheidet sich griechische und moderne Poesie hier äußerst anschaulich. Sie müssen wissen, ich habe zeither Sophokles und Shakespeare, beide in den schlechten Übersetzungen, wechselweise gelesen.

Leben Sie wohl – und behalten Sie beide mich ein bißchen lieb! Auch Augusten Böhmer meinen Gruß. Bald mehr.

Ihr Freund
Hardenberg.

An Friedrich Schlegel in Jena

Siebeneichen bei Meißen, den 26. Dezember 1797

... Dein Bruder hat mir einen sehr angenehmen Nachmittag gegönnt. Wir haben bis zur Erschöpfung gesprochen. Die Guten haben mir lebhaft merken lassen, daß ich ihnen etwas wert bin. Von Dir wurde sehr viel gesprochen, von Dir, dem hypermystischen, hypermodernen Hyperzyniker. Wir ha-

ben uns gemeinschaftlich Deiner Tätigkeit, Deiner Hoffnungen gefreut.

Deine „Fragmente“ hatte ich, nebst „Lessing“, schon gelesen. „Lessing“ hat mir unter allen Deinen epigrammatischen Dithyramben am besten gefallen. Du bist da an den fruchtbarsten Gegenstand für Dich gekommen. Er ist für Dich, was Laudanum für Brown ist: eine Art von Universalmedizin.

Du bist dephlogistisierter Lessing. Deine „Fragmente“ sind durchaus neu – echte, revolutionäre Affichen. Manche haben mir bis ins Mark gefallen.

Euer Journal ist lang von mir erwartet. Mit ihm kann eine neue Periode der Literatur beginnen. Meine Teilnahme versprech ich Euch mit Freuden; aber noch Geduld bis Ostern! Du sollst dann das von mir in Händen haben, was ich zu machen imstande bin. Es sind Bruchstücke des fortlaufenden Selbstgesprächs in mir – Senker. Du kannst sie dann behandeln, wie Du willst. Revolutionären Inhalts scheinen sie mir hinlänglich – freilich bin ich noch zu sehr jetzt in Vorübungen begriffen. Beweise bleib ich schuldig. Mancherlei ist mir seit drei Monaten durch den Kopf gegangen. Erst Poesie, dann Politik, dann Physik *en masse*. In der Poesie glaub ich festen Fuß gefaßt zu haben; denn es scheint mir, als sei ich überall auf Deine Entdeckungen gestoßen. In der Politik glaub ich nicht ohne Grund *au fait* zu sein. – Allen, denen ich noch davon gesagt, hat die Wahrheit meiner Sätze einzuleuchten geschienen. In der Physik bin ich noch in der Gärung. Hauptideen glaub ich gefaßt zu haben; aber hier will ich gleich praktisch auftreten. Zu einem Traktat vom Lichte ist vieles fertig. Das Licht wird nur der Mittelpunkt, von dem aus ich mich in mancherlei Richtungen zerstreue.

Die Philosophie verstehe ich immer besser, je tiefer ich in die übrigen Wissenschaften eindringe. Ich lebe jetzt wirklich recht schön – heiter – unaufhörlich beschäftigt, und ganz meiner Disposition unterworfen.

Daß wir uns sehen könnten! Meine und Deine Papiere gegeneinander auszuwechseln! Du würdest viel Theosophie und Alchymie finden.

Schelling hab ich kennengelernt. Freimütig hab ich ihm unser Mißfallen an seinen „Ideen“ erklärt. Er war sehr damit einverstanden und glaubt, im zweiten Teil einen höhern Flug begonnen zu haben. Wir sind schnell Freunde geworden. Er hat mich zum Briefwechsel eingeladen. Diese Tage über werde ich auch an ihn schreiben. Er hat mir sehr gefallen – echte Universaltendenz in ihm – wahre Strahlenkraft – von Einem Punkt in die Unendlichkeit hinaus. Er scheint viel poetischen Sinn zu haben. Jetzt ist er über den Alten; er findet in der „Odyssee“ Goethens Mutterboden. Auf das „Lyceum“ hab ich seine Aufmerksamkeit gelenkt.

Körner hab ich jetzt kennengelernt. Es ist mir unbegreiflich, daß Du noch solange mit ihnen hast leben können. Für *mich* schon ist es schwer, nicht bei ihm anzustoßen. *Sie* hat mir, unter den dreien, noch am besten gefallen – vielleicht nur *den* Abend. Wie ich sie erwartete, fand ich sie – freilich für Dresden mehr als zu gut. In Dresden würd ich doch oft da sein, besonders da ich mir Mühe gebe, mich zu genieren nach jedermanns Weise. Von Goethe und Schiller hab ich mit ihnen geredet und dann Allgemeines. Für ordinären Witz und einzelne Bemerkungen sind sie empfänglich; das Höchste sehn sie nicht. Man befindet sich bei ihnen, wie man sich in jeder Gesellschaft befinden sollte. Ihre Bildung ist

die notdürftige, die jeder Mensch haben muß. Nach den Feiertagen treff ich vielleicht Geßler einmal dort. Humboldt sen. ist in Paris – zum Behuf einer Charakteristik des Zeitalters?? Was sagst Du dazu? Der schwerfällige Humboldt Mimus dieses unendlichen Proteus? Goethe hat einen „Prometheus“ vor – und den „Faust“.

Dein Bruder hat mir geschrieben, daß die Kritik von „Hermann und Dorothea“ fertig ist. Ich bin unbeschreiblich gespannt. „Hermann und Dorothea“ ist für mich erstaunlich viel. Ich habe mir noch nicht verstattet, ein Urteil darüber zu fällen, und noch kann ich auch kein Gedicht darüber machen ...

In Freiberg bin ich ganz isoliert. Ich bedarf geistiger Würze. Dein Bruder, Schelling und Du sind mir vollkommen genug. Bald mehr; auch zur Probe – ein Bogen mystischer Fragmente. Du lebst prächtig in Berlin, soviel ich aus Deinen Briefen in Jena geschlossen habe. Schreibe mir doch mehr von Schleiermacher!

Am aufmerksamsten bin ich auf Deine Philosophie und Deinen Roman. Letzterer ist mir freilich Rätsel. Du und ein Roman – *non credo*. Nur ein wenig bestimmter – Du sollst auch von mir bestimmtere Dinge über meine bisherigen Taten in der Philosophie erfahren. Hier kann ichs nicht so gut; meine Papiere hab ich nicht bei mir – und die Zeit und die Sammlung fehlt. Sobald ich wieder in Freiberg bin, sollst Du einen langen Brief nebst dem Probefbogen erhalten.

„Meisters Lehrjahre“ hab ich jetzt lange nicht angesehen. Tausenderlei Neues könnt ich darüber aufschreiben, wenn ich Zeit hätte. Dein Buch wird mir, denk ich, alle Müh ersparen und mir jede bisherige Mühe reichlich belohnen.

Medio Januars komme ich wieder mit Thielmann und Funk in Dresden zusammen. So gut ich mit ihnen dran bin, so gehören sie doch beide nicht zu meinen echt republikanischen Freunden, *id est* mit denen ich gemeine Sache habe. Der letztere hat den meisten Sinn – der erstere mehr unterhaltendes Talent. Beide, wie mir dünkt, wirklich brav und freundschaftsfähig.

Lebe wohl – bester Schlegel – behalte mich lieb. Friede sei mit Dir!

Dein Freund
Hardenberg.

An August Wilhelm Schlegel in Jena

Die abfälligen Bemerkungen auf Körner beziehen sich nicht auf den begeisterten Sänger der deutschen Freiheitskriege, Theodor Körner, der damals erst sechs Jahre alt war, sondern auf den Appellationsrat Christian Gottfried Körner, dessen Bekanntschaft Novalis in Dresden gemacht hatte. Das Familientrio bildeten der Appellationsrat, seine Frau und seine als Malerin tätige, witzige Schwagerin Dora Stock, die Novalis von „künstlicher Natürlichkeit“ und von „erlerntem Wohlwollen“ fand. Die beiden Schwestern sind die Töchter des Leipziger Kupferstechers Stock, dessen Schüler Goethe in seiner Studentenzeit war.

Mit dem geistig beweglichen und autoritären Philosophen Friedrich Schleiermacher, dem meisterlichen Verdeutscher Platos und dem wie ein neuer Messias bestaunten Verfasser der „Reden über die Religion“, der im Sommer 1854 im schweizerischen Kurort Ragaz starb, hauste Friedrich Schlegel seit Oktober 1797 in Berlin in einer gemeinschaftlichen Wohnung, um mit dem rasch Mode gewordenen Prediger des Charité-Kranken-

hauses das Experiment einer geistigen Ehe auszuprobieren.

Schleiermacher, der „mitten in der Endlichkeit eins mit dem Unendlichen“ werden wollte, war damals innig mit der später zum Protestantismus konvertierten literarischen Salonkönigin Henriette Herz befreundet, die er als seine „nachste verwandte Substanz“ verehrte. Ihr Mann – Professor Markus Herz – wurde durch seinen Briefwechsel mit Kant berühmt.

Freiberg, den 12. Jänner 1798

... Wie erfreute mich die Nachricht von Ihrem beschloßenen Aufenthalt in Dresden! Es soll mir unbeschreiblich lieb sein, Sie so nah zu wissen und Sie alle in so seelenvoller Vertraulichkeit zu genießen. Meine Entfernung von einem so bildenden Umgang wie dem Ihrigen fühl ich sehr lebhaft. Was hätt ich nicht drum gegeben, wenn ich neulich bei der Lektüre Ihrer Philosophie „Hermann und Dorothea“ bei Ihnen hatte sein können! Sie hat meinen Genuß dieses schönen Gedichts dephlogistisiert. In diesem hohen Geist, womit Sie es umgeben, leuchtet es mit zehnfachem Lichte und scheidet sich in den schärfsten Umrissen von allem, was es umgibt.

Einige Stellen haben mich vorzüglich belebt:

„Besonnenheit ist die frühste Muse des nach Bildung strebenden Menschen“ etc.

Ein treffender Lichtstrahl auf die frühste Poesie!

Das „Geheimnis der schönen Entfaltung“ ist ein wesentlicher Bestandteil des poetischen Geistes überhaupt und dürfte im lyrischen und dramatischen Gedicht wohl auch eine Hauptrolle spielen, freilich modifiziert durch den verschiedenen Inhalt, aber ebenfalls sichtbar als besonnenes Anschauen und Schildern zugleich; zweifache Tätigkeit des Schaf-

fens und Begreifens, vereinigt in *einen* Moment – eine Wechselvollendung des Bilds und des Begriffs, ein vereinigt Hinein- und Herauswirken, wodurch in einem Nu der Gegenstand und sein Begriff fertig wird.

Ich habe nicht geglaubt, Sie falsch zu verstehen, wenn ich Ihre Bemerkung über die Liebe so nahm, daß Sie die Liebe nicht für einen direkten Zweck, aber wohl für einen indirekten Zweck ansehen. Man verfehlt die Natur der Liebe ganz, wenn man geradezu sich Liebe zur einzigen Beschäftigung wählt; aber wie, wenn alle direkten Zwecke gleichsam Mittel für diesen indirekten Zweck werden, der sie alle in *einen* Punkt vereinigt? Der die höhere Einheit aller dieser niedern Einheiten ist? Wenn man die Summe aller direkten Zwecke Bildung nennt, so könnte man sagen, der Geist dieser Gesamtheit, der Schlüssel der Bildung, der Sinn dieses großen Gegenstands ist *Liebe*.

Ohne Gegenstand kein Geist – ohne Bildung keine Liebe. Bildung ist gleichsam der feste Punkt, durch welchen diese geistige Anziehungskraft sich offenbart – das notwendige Organ derselben. Es ist wie mit der Glückseligkeit. Es ist eigentlicher Unsinn mit dem sogenannten Eudämonismus, aber wahrlich bedauernswert, daß man je sich auf ernsthafte Widerlegungen davon eingelassen. – In der Tat ist es keinem nachdenkenden Menschen in den Sinn gekommen, ein so flüchtiges Wesen wie Glückseligkeit zum höchsten Zweck, gleichsam also zum ersten *Träger* des geistigen Universums zu machen. Ebenso könnte man sagen, daß die Weltkörper auf Äther und Licht ruheten. Wo ein fester Punkt ist, da sammelt sich Äther und Licht von selbst und beginnt seine himmlischen Reigen. Wo Pflicht und Tugend – Analoga

jener festen Punkte – sind, da wird jenes flüchtige Wesen von selbst ein- und ausstromen und jene kalten Regionen mit belebender Atmosphäre umgeben. Wer also nicht jene zu *fixieren* sucht, der wird dieser umsonst durch alle Räume nachfolgen, ohne sie zu erreichen, ohne sie je sammeln und festhalten zu können.

Eine höchst fruchtbare Äußerung dünkt mir die zu Ende über den Rhythmus der Erzählung. Sie scheinen zu glauben, daß er sich zum epischen, wie der oratorische zum Silbenmaß verhalte. Wenn man sich nun die Sache so dächte: wenn sich die Prosa erweitern will und die Poesie auf ihre Weise nachahmen, so muß sie sich, sobald sie ihre gewöhnlichen Gegenstände verläßt und sich über das Bedürfnis erhebt, auch die Sitten dieser hohen Welt annehmen und sich zu einer ihr ungewohnten Eleganz bequemen. Dennoch bleibt sie Prosa und also auf einen bestimmten Zweck gerichtet, beschränkte Rede – Mittel. Sie nimmt nur Zieraten an und läßt sich einen gewissen Zwang des Wohllauts in der Stellung der Wörter und in der Abwechslung und Bildung der Sätze gefallen. Sie tritt reichgeschmückt und mit Überfluß auf – und das höhere Feuer, das sie durchdringt, verrät sich durch die fließende Kohäsion ihrer Glieder. Sie ist ein *Strom*.

Anders die Poesie. Sie ist von Natur flüssig, allbildsam und unbeschränkt. Jeder Reiz bewegt sich nach allen Seiten. Sie ist Element des Geistes – ein ewig stilles Meer, das sich nur auf der Oberfläche in tausend willkürliche Wellen bricht. Wenn die Poesie sich erweitern will, so kann sie es nur, indem sie sich beschränkt, indem sie sich zusammenzieht, ihren Feuerstoff gleichsam fahren läßt – und gerinnt. Sie erhält einen prosaischen Schein hier; Bestandteile

stehn in keiner so innigen Gemeinschaft, mithin nicht unter so strengen, rhythmischen Gesetzen. Sie wird fähiger zur Darstellung des Beschränkten. Aber sie bleibt Poesie, mithin den wesentlichen Gesetzen ihrer Natur getreu. Sie wird gleichsam ein organisches Wesen, dessen ganzer Bau seine Entstehung aus dem Flussigen, seine ursprünglich elastische Natur, seine Unbeschränktheit, seine Allfähigkeit verrät. Nur die Mischung ihrer Glieder ist regellos; die Ordnung derselben – ihr Verhältnis zum Ganzen ist noch dasselbe. Ein jeder Reiz verbreitet sich darin nach allen Seiten. Auch hier bewegen sich nur die Glieder um das ewig ruhende, *eine* Ganze. Wir nehmen das Leben oder den Zustand des Geistes, diese unbewegliche Einheit und das Maß aller Bewegungen, nur mittelst der Bewegungen der Glieder wahr. So erblickt man die Vernunft nur durch das Medium der Sinne. Je einfacher, gleichförmiger, ruhiger auch hier die Bewegungen der Sätze sind, je übereinstimmender ihre Mischungen im Ganzen sind, je lockerer der Zusammenhang, je durchsichtiger und farbloser der Ausdruck – desto vollkommener diese, im Gegensatz zu der geschmückten Prosa nachlässige, von den Gegenständen abhängig scheinende Poesie.

Die Poesie scheint von der Strenge ihrer Forderungen hier nachzulassen, williger und gefügiger zu werden, aber dem, der den Versuch mit der Poesie in dieser Form wagt, wird es bald offenbar werden, wie schwer sie in dieser Gestalt vollkommen zu realisieren ist. Diese erweiterte Poesie ist gerade das höchste Problem des poetischen Dichters – ein Problem, das nur durch Annäherung gelöst werden kann und das zu der höhern Poesie eigentlich gehört, deren Grundsätze zu der niedern sich verhalten, wie die Grundsätze der höhern Meßkunde zu denen der nie-

dern. Hier ist noch ein unermeßliches Feld – ein im eigentlichsten Sinn unendliches Gebiet. Man könnte jene höhere Poesie die Poesie des Unendlichen nennen.

Es scheint mir auch, als ließe sich ein epistolarischer und dialogischer Rhythmus in dem Verhältnis zu dem lyrischen und dramatischen wie der romantische Rhythmus zu dem Epischen recht gut denken.

Ich erwarte darüber von Ihnen mehr. Sie sehn meine Bereitwilligkeit, mich Ihnen bestmöglichst mitzuteilen. Halten Sie mir das Vernünfteln zugute – das ist noch das Beste, was ich habe. Ich bin voll Erwartung des „Journals“, das da kommen soll. Von Friedrich hab ich noch keine Nachricht. Nun hat er schon zwei Briefe. Er ist gewiß jetzt ganz in Arbeiten zum „Journal“ versunken. Sie werden mir mehr davon sagen. Ich bin ziemlich fleißig und habe freilich jetzt mit so viel empirischem Wust zu tun, daß mir oft angst und bange wird, wo ich die Verdauungskraft hernehmen soll. Wie wohl wird mir nicht, wenn ich zuweilen meine liebe Spekulation hervorsuchen kann und mich hier allein stark und lebendig fühle! Machen mirs die Empiriker zu toll, da mache ich mir eine empirische Welt, wo alles hübsch nach spekulativem Schlendrian geht. Leben Sie wohl! Ihrer guten Frau herzlichen Gruß, auch Augusten.

Hardenberg.

An Karoline Just in Tennstedt

Freiberg, den 5. Februar 1798

Ihre lieben Briefe haben mir von neuem Gelegenheit gegeben, über mein Glück die angenehmsten Betrachtungen anzustellen. Auf eine für mich ganz

wunderbare Weise hab ich eine so treue Liebe der besten Menschen gewonnen, und was hab ich getan, sie zu verdienen? Was, sie zu erhalten? Zum Genuß des Guten schein ich nicht gemacht zu sein – so empfindlich ich auch für dasselbe zu sein glaube. Zum beharrlichen Gegenwirken fehlt es mir an Ruhe; in unaufhörlichem Streben nach einem dunkeln Etwas begriffen, bin ich nicht imstande, alle guten, liebevollen Eindrücke zu erwidern. Dieser beständige Kampf, um mich selbst zu erhalten, raubt mir die Kräfte, die ich so wohltätig für meine Freunde anlegen konnte, und läßt mir nichts übrig als einen frommen Wunsch und hoffnungsvolle Aussicht in eine friedlichere Zukunft. Ihre Briefe haben mich auch wieder lebhaft fühlen lassen, wie fremd ich doch überall und eigentlich nirgends einheimisch bin als bei Ihnen. Thüringen macht mir hier allein manchen bangen Augenblick, und es ist mir beinahe gewiß, daß ich Ostern zu Ihnen komme. Was hilft, daß ich mich bis zur höchsten Ermüdung bei Buchstaben aufhalte – verliere ich darüber nicht die lehrreichste Schrift, die Menschengestalt, aus den Augen? Ich kehre am Ende immer zu Einem zurück – und dieses Eine ist der Geist des Menschen, von dem am Ende doch alles Ausfluß und Offenbarung ist – und warum dieses Eine gerade in dem toten Zeichen und nicht in lebendiger Anschauung suchen? Zwar entbehre ich hier keine Art des Umgangs; aber das Beste bleibt doch in Einer Rücksicht Tennstedt und in der Andern Jena. Liebens sind äußerst brave Leute, aber in Hinsicht auf Unterhaltung gibt es doch viele Schranken. Sie spricht zu wenig. Überdem ist die Zeit, die ich Besuchen gewidmet habe, gewöhnlich auch bei ihnen besetzt. Sie hat einige Freundinnen, die sie täglich sieht – und er spielt gern abends in

einer geschloßnen Gesellschaft Billard oder Tarock. Nun würde er zwar meinetwegen vielleicht zu Hause bleiben, aber das mag ich ihm natürlich nicht zumuten. Bei Heynitzens bin ich aus Grundsatz oft. Hingegen bei Charpentiers bin ich sehr gern und wünsche Sie und die Tante oft in diesen Zirkel, der mich auf eine mannigfache Weise angenehm berührt. Je öfter ich dagewesen bin, je mehr haben die beiden Mädchen bei mir gewönnen. Sie sind einigermaßen das für mich, was Sie und Karolinchen Kühn für mich sind. Die Älteste ist klug, in allen Dingen geschickt und ein durchaus eigentümliches, höchst lebhaftes Wesen – echtes ionisches Blut, wenn Sie mir diesen Platnerischen Ausdruck verzeihen, der so viel ausdrückt wie sanguinisch und hübscher, wie mich dünkt, ist. – Sie ist für alles empfänglich und weiß meiner Schwachheit, laut zu denken, sehr gut zu schmeicheln. Julchen ist ein schleichendes Gift; man findet sie, eh man sich versieht, überall in sich, und es ist um so gefährlicher, je angenehmer es uns deucht. Als ein junger Wagehals würde ich einmal eine solche Vergiftung probieren. So aber, abgestumpft, wie ich bin, reizt es meine alten Nerven nur so eben zu leichten, fröhlichen Vibrationen und erwärmt stundenlang mein starres Blut. In zarten, kaum vernehmbaren Empfindungen begegnet man ihr und ist gewiß, daß das Schönste von ihr zuerst bemerkt, getan und bewahrt wird. Sie spielt nur die Harmonika, indes ihre Schwester alle übrigen Künste mit gleichem Glück treibt. Sie würden sich überzeugen, wie wohl ich mich dort befinde, wenn Sie neulich eine stille Zuschauerin gewesen wären, wie ich beiden abends in einer großen Stube, wo wir ganz allein waren, einige Ideen über Zukunft, Natur und Menschenleben vortrug und von ihrer wahrhaften

Aufmerksamkeit und tätigen Teilnahme begeistert wie ein Eleusinischer Priester vor ihnen saß. Dies ist nun alles zwar recht schön, aber ich bin nicht mehr, der ich vor war – ich taue nicht mehr in die Welt. Vollkommen wohl bin ich nur in meiner Klause zu Tennstedt,

Wo von der bunten Welt geschieden
In stiller Ruh mein Busen schlägt.
Und manche Seele Lust und Frieden
Herüber in die meine trägt.
Wo auf der Spur des alten Lebens
So gern der Schatten noch verweilt
Und froh den Rest der Zeit des Strebens
Mit herzensguten Menschen teilt.

Sie sehen meine Bereitwilligkeit, Ihnen das Gute, was ich habe, mitzuteilen. Auf alles Liebe, woran Ihr Brief so reich ist, kann ich Ihnen nichts antworten, als daß Sie zu gut sind, viel zu gut.

Ihr Freund
Hardenberg

An August Wilhelm Schlegel in Jena

Freiberg, den 24. Februar 1798

Ihr Befehl kommt meinem Wunsche entgegen – seltner Fall mit Befehlen. Sie sollen mich gewiß künftigen Sommer nicht zu wenig sehn. Es hat mich ein wenig geärgert, daß Friedrich nicht von der Partie ist und in Berlin bleibt. Es ist mir unbegreiflich, wie er ein so schönes halbes Jahr von sich stoßen kann. Indes, wundern Sie sich nicht, wenn Sie mich noch in der Zwischenzeit plötzlich in Ihre Stube treten sehn. Dann will ich Sie von der Besorg-

nis befreien, daß ich hier zu lauter $a + b$ werde. Ich bin vielmehr wahrhaft entschlossen, die Mathematik künftig sehr verächtlich zu behandeln, weil sie mich wie einen Abcschützen behandelt. Mit der Chemie ist die Gefahr größer; jedoch hat mich meine alte Neigung zum Absoluten auch diesmal glücklich aus dem Strudel der Empirie gerettet, und ich schwebe jetzt und vielleicht auf immer in lichtern, eigentümlichern Sphären. Beikommende Fragmente werden Sie davon überzeugen. Die meisten sind ältern Ursprungs und nur abgekehrt. Ihr beiderseitiges Urteil mag sie zum Feuer oder zum nassen Wege bestimmen – ich sage mich gänzlich davon los. Hätten Sie Lust, öffentlichen Gebrauch davon zu machen, so würd ich um die Unterschrift Novalis bitten, welcher Name ein alter Geschlechtsname von mir ist und nicht ganz unpassend. Friedrichs Maxime ist die meinige nicht. Der Name tut nichts zur Sache und schadet ihr gemeinlich. Hier ist kein pflichtmäßiges Votum abzulegen, wo jeder ehrliche Mann sich nennt. Steht Ihnen diese Masse an, so kann ich noch mit mehr aufwarten. Ich habe noch einige Bogen „logologische Fragmente“, „Poetizismen“, und einen Anfang unter dem Titel „Der Lehrling zu Sais“ – ebenfalls Fragmente, nur alle in Beziehung auf Natur.

Es fehlt mir nur so sehr an Büchern – noch mehr an Menschen, mit denen ich philosophieren, an denen ich mich elektrisieren könnte. Ich produziere am meisten im Gespräch, und dies fehlt mir hier ganz. Ihr Projekt mit Jena wäre freilich recht schön, aber es ist für mich unausführbar. Künftigen Winter bleib ich noch hier, und darüber hinaus seh ich gar nicht.

Ihre Einladung auf bildende Kunst nehm ich mit Freuden an. Schlegels Fragmente, die neuen, kenn

ich noch nicht. Ihre Ahndung und meine Unwissenheit sind ein trefflicher Boden zu Kunstparadoxen. Ich beziehe mich *in puncto* der Unwissenheit auf eins von meinen seinsollenden Fragmenten – ich weiß ja noch nicht, ob Friedrich sie, als Fragmente, anerkennt. Wenn bildende Kunst auch Poesie ist, so muß ich etwas davon verstehn. Das Technische ist mir durchaus fremd, aber die schöne Gestalt – da hab ich doch, wie mich dünkt, Sinn dafür. Ich rede bloß von der schönen Gestalt, von Kompositionen etc. weiß ich gar nichts, daher ich auch nur die einzelne Gestalt sehe und die Perspektive, die Farben und alles übrige schlechthin ignoriere. Wenn Sie nun erst diese Fragmente gelesen haben werden, und die Folge, die noch stärker auftritt, so bitt ich mir von neuem Ihr Urteil über meinen Mystizismus aus, der noch ein sehr unreifes Wesen ist. Mündlich davon mehr. Künftig treib ich nichts als Poesie. Die Wissenschaften müssen alle poetisiert werden – von dieser realen, wissenschaftlichen Poesie hoffe ich recht viel mit Ihnen zu reden. Ein Hauptgedanke dazu ist die Idee der Religion in meinen Fragmenten.

An Friedrich Schlegel in Dresden

Teplitz, den 20. Julius 1798

Ich habe die ganze Zeit über auf Nachricht von Euch gewartet. Ich dachte, Du würdest mir die „Jahrbücher“ schicken und etwas über meine Papiere schreiben. Mit dem versprochenen Briefe dürfte wohl hier nichts werden. Es fehlt an Muße, Büchern und Erlaubnis, den Kopf anzustrengen. Indes bin ich doch nicht ganz müßig, und ich hoffe Euch man-

ches mitbringen zu können, was Euch vielleicht freut. Es sind freilich nur Früchte einzelner Augenblicke – unter andern Titel Eurer Fragmente. Es könnten auch noch zu einigen Vorreden hinzukommen, denn man muß sie als Bücher behandeln und das Fehlende ergänzen. An einer Kritik derselben sammle ich. Sonst sind die Frauen, die christliche Religion und das gewöhnliche Leben die Zentralmonaden meiner Meditationen. Für das letzte versprech ich mir insbesondere Deinen Beifall, weil ich hier einen ganz neuen Standpunkt gewonnen zu haben glaube. An „Meister“ fehlt mir viel. In meiner Philosophie des täglichen Lebens bin ich auf die Idee einer moralischen (im Hemsterhuisischen Sinn) Astronomie gekommen und habe die interessante Entdeckung der Religion des sichtbaren Weltalls gemacht. Du glaubst nicht, wie weit das greift. Ich denke hier Schelling weit zu überfliegen. Was denkst Du, ob das nicht der rechte Weg ist, die Physik im allgemeinsten Sinn, schlechterdings symbolisch zu behandeln? Auf diesem Wege denk ich tiefer als je einzudringen und aller Kampanen und Ofen entübrigt zu sein. Wenn man hier nach Gefallen lesen und schreiben könnte, so ließe sich hier viel machen. Der Ort ist sehr angenehm. Die Gegend ist die schönste, die ich sah. Einige angenehme englische Gärten sind dicht an der Stadt. Man sieht viele Menschen, ohne von ihnen gedrückt zu werden. Eine interessante Bekanntschaft hab ich noch nicht gemacht. Lebe wohl!

Dein Freund
Hardenberg.

Freiberg, den Sonntag früh 9. September 1798

Weder kommen noch schicken hab ich können. Wer aber auch eine Natur und Welt zu bauen hat, kann wahrhaftig nicht abkommen. Auf meiner Entdeckungsreise oder Jagd bin ich, seitdem ich Sie nicht sah, auf sehr vielversprechende Küsten gestoßen, die vielleicht ein neues wissenschaftliches Kontinent begrenzen. Von neuen Inseln wimmelt in diesem Meere.

Der Brief über die Antiken wird umgeschmolzen. Sie erhalten statt dessen ein romantisches Fragment, den Antikenbesuch – nebst einer archäologischen Beilage. Ich hoffe beinah mit Zuversicht auf Ihr Interesse. Mir scheint Armut an Neuheiten wenigstens kein Fehler dieser Arbeit zu werden.

Meine Symphysik mit Friedrich betrifft meine neuste Masse allgemeiner philosophisch physiologischer Experimente vorzüglich. An die *Form* kann ich unter diesen Umständen noch nicht denken. Schreiben Sie ihm das. Seine Papiere soll er ehestens erhalten. Wann die meinigen – verbessert, vermehrt und geordnet? – das weiß ich noch nicht bestimmt zu sagen. An meinem Fleiße soll das Spät nicht liegen, eher an der Unkultur des Gegenstandes und seiner unermeßlichen Mannigfaltigkeit, die zwar um deswillen auch höchst einfach ist, aber so schwer als solche gefaßt, gehalten und nachgebildet wird. Je tiefer ich in die Unreife von Schellings „Weltseele“ eindringe, desto interessanter wird mir sein Kopf, der das Höchste ahndet und dem nur die reine Wiedergebungsgabe fehlt, die Goethe zum merkwürdigsten Physiker unsrer Zeit macht. Schelling

faßt gut – er hält schon um vieles schlechter und nachzubilden versteht er am wenigsten.

... Die Madonna erhalte Sie gesund und beschütze unsre Freundschaft.

Hardenberg.

Ihr Mann könnte mir einen großen Gefallen erweisen. Mir sind Helmonts und Fludds Werke sehr nötig. Sollte nicht William sie für sich von Daßdorf auf vierzehn Tage geliehn erhalten können und sie mir in diesem Fall sogleich überschicken? Bedenken Sie, daß die Kosmogenie dabei interessiert ist, und das ist doch nichts Kleines. Schelling wird sich über meine Entdeckungen wundern und freun. Friedrichs Beifall und Sympraxis ist mir gewiß. Friedrichs petillanter Geist hat wunderbare Mischungen und Entmischungen im physikalischen Chaos zuwege gebracht. Seine Papiere sind durchaus genialisch – voll genialischer Treffer und Fehler. Schreiben Sie ihm, mein Brief würde durchaus neu – nur wenig aus den alten Papieren. Ich hoffe, unser Briefwechsel soll wahrhafte *fermenta cognitionis* in Fülle begreifen und mehr als eine Lavoisiersche Revolution entzünden. Mir ist jetzt, als säß ich im *comité du salut public universel*.

An Friedrich Schlegel in Berlin

Freiberg, den 7. November 1798

... Dein Brief hat mich in der Überzeugung von der Notwendigkeit unsers Zusammendaseins bestärkt. Wenn Du Dich immer mehr in mich findest, so erkenne ich Dich auch meinerseits immer mehr.

Eins von den auffallenden Beispielen unserer innern Symorganisation und Symevolution ist in Deinem Briefe. Du schreibst von Deinem Bibelprojekt, und ich bin auf meinem Studium der Wissenschaft überhaupt und ihres Körpers, des Buchs, ebenfalls auf die Idee der Bibel geraten – der Bibel als des Ideals jedweden Buchs. Die Theorie der Bibel, entwickelt, gibt die Theorie der Schriftstellerei oder der Wortbildnerei überhaupt, die zugleich die symbolische, indirekte Konstruktionslehre des schaffenden Geistes abgibt. Du wirst aus dem Brief an die Schwägerin sehn, daß mich eine vielumfassende Arbeit beschäftigt, die für diesen Winter meine ganze Tätigkeit absorbiert.

Dies soll nichts anders als eine Kritik des Bibelprojekts, ein Versuch einer Universalmethode des Biblisierens, die Einleitung zu einer echten Enzyklopädistik werden.

Ich denke hier Wahrheiten und Ideen im großen – genialische Gedanken zu erzeugen, ein lebendiges, wissenschaftliches Organon hervorzubringen und durch diese synkritische Politik der Intelligenz mir den Weg zur echten Praxis, dem wahrhaften Reunionsprozeß zu bahnen.

Ich habe Dir mit Fleiß die Aufgabe mit mehreren Ausdrücken hingesetzt, um eine vollständige Antwort in betreff Deiner Bibelidee zu erhalten.

Je länger wir miteinander umgehn, desto mehr werden wir uns auf einander besinnen und des Geheimnisses unsrer Entzweiung immer theilhafter werden.

Deine „Fragmente“ und das Bruchstück von „Meister“ versteh und genieß ich immer mehr.

Einen wünscht ich noch in unsre Gemeinschaft – Einen, den ich Dir allein vergleiche: Baadern.

Seine Zauber binden wieder,
Was des Blodsinn's Schwert geteilt.

Ich habe jetzt seine ältere Abhandlung vom Wärmestoff gelesen – Av. 8f. welcher Geist? Ich denke an ihn zu schreiben. Könnte er nicht zum „Athenäum“ eingeladen werden? Vereinige Dich mit Baadern, Freund, Ihr könnt ungeheure Dinge leisten.

Schelling ist jetzt auch mit der Mathematik handgemein worden. Schreibt er auch hier zu schnell, so muß er Lehrgeld wie mit den „Ideen“ bezahlen. Es ist ein sonderbares modernes Phänomen, das nicht zu Schellings Nachteil ist, daß seine „Ideen“ schon so welk, so unbrauchbar sind. Erst in neuesten Zeiten sind solche kurzlebige Bücher erschienen. Auch Deine „Griechen und Römer“ sind zum Teil eine solche interessante Indikation der zunehmenden Geschwindigkeit und Progression des menschlichen Geistes.

Mit der Kürze der Lebensdauer wächst der Gehalt, die Bildung und Geistigkeit. Die Bücher nähern sich jetzt den Einfällen – einmal vorübergehend – aber schöpferische Funken.

Wenn es mir gelänge, einen solchen Funken als Lebenstätigkeit zu fixieren?

Deine „Lucinde“ reizt mich im voraus, wie die Venus Callipygis, von der sie gewiß eine Schwester sein wird.

Kants „Streit der Fakultäten“ ist ein schönes Advokatenspezimen – ein Gewebe feiner Schikanen. Kant wird jetzt, wie Ihr Leibniz beschuldigt, juristisch und es ist von Anfang an etwas gewesen. Die philosophische Fakultät ist, wie der ärgste Sünder, am besten zu verteidigen. Die philosophische Darstellung dieses Streits wäre die schönste Defension

der philosophischen Fakultät gewesen. Kant ist, in Beziehung auf die Bibel, nicht *à la hauteur*. Leibnizen scheint mir Schleiermacher sehr unrecht zu behandeln; die einzige Stelle von der *combinatio analogica* ist alle Lobeserhebungen wert, die man ihm gegeben hat. Lebe wohl, lieber Schlegel, und behalte lieb

Deinen Freund
Hardenberg.

An den Kreisamtmann Just in Tennstedt

Freiberg, 26. Dezember 1798

Es freut mich, wenn meine abgerissenen Gedanken Ihnen einige beschäftigte Stunden gemacht haben. Wenn sie Ihnen gewesen sind, was sie mir waren und noch sind: Anfänge interessanter Gedankenfolgen, Texte zum Denken, so sind meine Wünsche erfüllt. Viele sind nur Spielmarken und haben nur einen transitorischen Wert. Manchen hingegen hab ich das Gepräge meiner innigsten Überzeugung aufzudrücken gesucht. Gern gesteh ich, daß ich selbst glaube, sehr entfernt von Ihrer Weise, die Religion zu betrachten und zu beurteilen, einen Weg eingeschlagen zu haben, der Ihnen wunderseltsam scheinen muß. Indes wir sind Freunde und werden Freunde sein, und hierin stoßen unsere Religionen, besser, unsere Theologien zusammen. Wenn Freundschaft, Liebe, Sittlichkeit und Tätigkeit das Resultat von beiden ist, so müssen wohl beide Schwestern Glieder jener heiligen Familie von Religionen sein, die, von jeher unter den Menschen einheimisch, die treueste Pflege alles Guten und Schönen bewiesen, in ihrem Schoße Tugend und Liebe in den wildesten Zeiten bewahrt und Trost und Hoffnung, Mut und

Zufriedenheit überall erhalten und verbreitet hat. Ihre Freundin hat durch ihren Verstand sich Ihnen offenbart, da ein herzlicher Verstand der Hauptzug in ihrem Charakter ist. Mir ist sie durch herzliche Phantasie nahegekommen, denn dies ist vielleicht der hervorstechendste Zug meines eigentümlichen Wesens. – Sollte sich gerade in dem bedeutendsten Verhältnisse unsre mannigfache Verschiedenheit, der Grund unserer ganzen menschlichen Verfassung nicht zeigen? Sie hängen mit kindlichem Sinn an den unwandelbaren Chiffren einer geheimnisvollen Urkunde, die seit Jahrtausenden unzählige Menschen mit göttlichem Leben erfüllt und Ihre ehrwürdigen Vorfahren ein langes Leben hindurch wie ein Palladium begleitet – einer Urkunde, die außer wenigen unbegreiflichen Worten Vorschriften und Beispiele, Geschichten und Lehren enthält, die mit allem übereinstimmen, was die besten und weisesten Menschen, was unser eignes Gewissen mehr oder weniger klar, als das Vortreffliche und Wahre empfohlen, kennengelernt und bewährt gefunden haben. Es scheint sich in ihr noch über alles dieses eine unendliche Welt, wie ein Himmel, zu wölben, und eine entzückende Aussicht in eine himmlische Zukunft wundertätig zu eröffnen. Mit welchem Herzen nehmen Sie an der Bibel ein Unterpfand Gottes und der Unsterblichkeit in die Hand – wie glücklich müssen Sie sich vornehmen, wenn Sie sich überzeugt sehen, an ihr eine überirdische Schrift, eine bleibende Offenbarung zu besitzen, in diesen Blättern gleichsam eine leitende Hand aus einer höhern Sphäre festzuhalten! – Ihre Theologie ist die Theologie des historisch-kritischen Verstandes; dieser sucht eine feste Grundlage, einen unumstößlichen Beweisgrund und findet ihn in einer Sammlung von Urkunden, deren Erhaltung allein

schon ein bestätigendes Wunder zu sein scheint und für deren Glaubwürdigkeit alle historischen Beweismittel und Herz und Vernunft zugleich sprechen. Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchstaben, weniger auf die Wahrheit und Umständlichkeit der Geschichte fuße; wenn ich geneigter bin, in mir selbst höhern Einflüssen nachzuspüren und mir einen eignen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geschichte und den Lehren der christlichen Religion die symbolische Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Gestalt fähigen Weltreligion – das reinste Muster der Religion, als historischen Erscheinung überhaupt – und wahrhaftig also auch die vollkommenste Offenbarung zu sehen glaube; wenn mir aber eben aus diesem Standpunkt alle Theologien auf mehr und minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zusammen jedoch in dem sonderbarsten Parallelismus mit der Bildungsgeschichte der Menschheit zu stehn und in einer aufsteigenden Reihe sich friedlich zu ordnen dünken, so werden Sie das vorzüglichste Element meiner Existenz: die Phantasie in der Bildung dieser Religionsansicht nicht verkennen.

An Friedrich Schlegel in Berlin

Das „sehr liebenswerte Mädchen“, das an neuralgischen Gesichtsschmerzen litt, ist die Tochter des Bergrates Johann Friedrich Wilhelm von Charpentier, der – Professor der Mathematik in der sächsischen Minenstadt Freiberg – vom schweizerischen Bildnismaler Anton Graff in der dunkelblauen, von goldenen Knöpfen blitzenden Bergmannsuniform meisterlich porträtiert wurde: ein kultivierter, blauäugiger Gelehrter, dessen erlesene Bibliothek Novalis nach Herzenslust benutzen durfte.

Seine Tochter Julie erfüllte Novalis nicht mit der orkanhaften Leidenschaft wie Sophie von Kühn. Ihre ausgeglichene und sanfte Art – „Julchen ist das sanfteste, liebevollste weibliche Wesen, das ich noch je sah“, urteilte Sidonie, eine Schwester des Dichters, entzückt über den neuen Familienzuwachs – scheint eher wie eine Vollmondnacht auf ihn gewirkt zu haben: beruhigend und verklärend. Als barmherzige Samariterin hatte er sie am Krankenbett ihres Vaters kennen und verehren gelernt. Nun hoffte er mit ihr unter der milden Ampel der Religion ein stilles Bürgerglück zu finden. Als er Ende Januar 1801 als Schwerkranker in sein Vaterhaus zurückkehrte, war Julie es, die ihn auf ihre etwas altjungferliche Art hingehend pflegte. Nach seinem Tod heiratete sie 1804 einen ungarischen Baron und starb sieben Jahre später in der Nähe von Budapest.

Freiberg, den 20. Jänner 1799

... Ich habe Dir viel zu sagen – die Erde scheint mich noch viele Zeiten hindurch festhalten zu wollen. Das Verhältnis, von dem ich Dir sagte, ist inniger und fesselnder geworden. Ich sehe mich auf eine Art geliebt, wie ich noch nicht geliebt worden bin. Das Schicksal eines sehr liebenswerten Mädchens hängt an meinem Entschlusse und meine Freunde, meine Eltern, meine Geschwister bedürfen meiner mehr als je. Ein sehr interessantes Leben scheint auf mich zu warten – indes aufrichtig wär ich doch lieber tot.

Ich belausche den Gang der Umstände. Seh ich eine Möglichkeit, mich entbehrlich zu machen – stoß ich auf Hindernisse, so sind es mir Winke, den ersten Plan auszuführen – und Karl oder Carlowitz, hoff ich, ersetzen meine Stelle. Wäre meine Gesundheit im Stande, so lebt ich jetzt glückliche, wunder-

bare Tage. Julien war ein halb Jahr hindurch mit fürchterlichen Schmerzen gequält; man mußte das Ärgste fürchten. Gerade in der schrecklichsten Zeit riß das Übel plötzlich ab, und sie ist seit dem Heiligen Abend gesund und heiter. Seit zwei Monaten hab ich wenig tun können. Angst, Zerstreuung, Geschäfte, Reisen und nun wieder Freude und Liebe haben mich außer Krankheitszufällen ganz von der Feder entfernt. Jetzt drängen mich technische Studien aller Art in den letzten Monaten meines Hierseins. Ich sammle viel; vielleicht kommt auf den Sommer Zeit zur Ausführung. Die Schwägerin wird Dir einen Brief von mir schicken, der Dir meine Hauptidee in der Physik zeigen wird. Baader hat neuerlich ein paar Bogen herausgegeben über das pythagoräische Quadrat in der Natur, nichts wie derbe, gediegene Poesie, aber freilich in grobe Bergarten eingesprengt und schwer zu säubern und auszuhausen.

... Auf Deinen Roman bin ich sehr gespannt. Mir fehlt's an allen Analogien zur Voreinbildung desselben. Über Deine Ansicht der Religion möchte ich am liebsten mündlich mit Dir sprechen. Deine Meinung von der Negativität der christlichen Religion ist vortrefflich. Das Christentum wird dadurch zum Rang der Grundlage der projektierenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menschentums erhoben, einer echten Feste – eines lebendigen moralischen Raums.

Damit schließt sich dies vortrefflich an meine Ideen von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit an, deren Persönlichkeit und Urkraft mir unbeschreiblich einleuchtend geworden ist. Die Tätigkeit des Raums und der Zeit ist die Schöpfungskraft, und ihre Verhältnisse sind die Angel der Welt.

Absolute Abstraktion, Annihilation des Jetzigen – Apotheose der Zukunft, dieser eigentlichen bessern Welt, dies ist der Kern der Geheiß des Christentums, und hiermit schließt es sich an die Religion der Antiquare – die Göttlichkeit der Antike – die Herstellung des Altertums, als der zweite Hauptflügel an. Beide halten das Universum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben – in ewigem Genuß von Raum und Zeit.

Empfehl mich Deiner Gattin herzlich und bleibe,
wie bisher der treue Freund

Deines Freundes
Hardenberg.

An Karoline Schlegel in Jena

Freiberg, den 20. Jänner 1799

... Seit zwei Monaten ist alles bei mir ins Stocken geraten, was zum liberalen Wesen gehört. Nicht drei gute Ideen hab ich in dieser geraumen Zeit gehabt. Jetzt leb ich ganz in der Technik, weil meine Lehrjahre zu Ende gehn, und mir das bürgerliche Leben mit manchen Anforderungen immer näher tritt. Für künftige Pläne sammle ich nur jetzt und gedenke vielleicht diesen Sommer manches Angefangne oder Entworfenne zu vollenden. Die Poesie mit lebendigen Kräften, mit Menschen und sonst gefällt mir immer mehr. Man muß eine poetische Welt um sich her bilden und in der Poesie leben. Hierher gehört mein merkantilischer Plan. Diesem ordne ich die Schriftstellerei unter. Ich lobe Wilhelm wegen seines lebhaften Treibens der Professorei. Auch dies gehört zur schönen, liberalen Ökonomie, dem eigentlichen Element der gebildeten Menschen.

Auf seine Elegie bin ich sehr begierig. Die wird unstreitig ein schön gebildeter Niederschlag von Lebensstoff aus dem Duft der Vergangenheit sein. Wenn er doch auch ein wenig Zukunft zuvor darin auflöste, so würde der Anschluß noch schöner.

Das Wiederaufleben des „Athenäums“ ist mir unschätzbar. Auf Friedrichs Roman wag ich keine Vermutung. Es ist gewiß etwas durchaus Neues. Tiecks „Phantasien“ hab ich gelesen. Soviel Schönes darin ist, so könnte doch weniger darin sein. Der Sinn ist oft auf Unkosten der Worte menagiert. Ich fange an, das Nüchterne, aber echt Fortschreitende, Weiterbringende zu lieben – indes sind die „Phantasien“ immer phantastisch genug, und vielleicht wollen sie auch dies nur sein. Tiecks „Don Quixote“ ist ja auch schon unterwegs. Schreiben Sie mir nur bald von Ritter und Schelling! Ritter ist Ritter, und wir sind nur Knappen. Selbst Baader ist nur sein Dichter.

Das Beste in der Natur sehn indes diese Herrn doch wohl nicht klar. Fichte wird hier noch seine Freunde beschämen – und Hemsterhuis ahndete diesen heiligen Weg zur Physik deutlich genug. Auch in Spinoza lebt schon dieser göttliche Funken des Naturverständes. Plotin betrat, vielleicht durch Plato erregt, zuerst mit echtem Geiste das Heiligtum, und noch ist nach ihm keiner wieder so weit in demselben vorgedrungen. In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnisvoller Pulsschlag und bezeichnet eine Berührungsstelle mit der unsichtbaren Welt – ein Lebendigwerden. Goethe soll der Liturg dieser Physik werden, er versteht vollkommen den Dienst im Tempel. Leibnizens Theodicee ist immer ein herrlicher Versuch in diesem Felde gewesen. Etwas ähnliches wird die künftige Physik, aber freilich in einem höhern Stile. Wenn man bisher in der sogenannten

Physikotheologie nur statt Bewunderung ein ander Wort hätte!

Aber genug – behalten Sie mich nur ein bißchen lieb und bleiben Sie in der magischen Atmosphäre, die Sie umgibt, und mitten in einer stürmischen Witterung, mitten unter kümmerlichen Moosmenschen, wie eine Geisterfamilie isoliert, so daß keine niedern Bedürfnisse und Sorgen sie anziehen und zu Boden drücken können. Schicken Sie doch den Brief an Friedrich, dem ich nur sehr kurz geschrieben habe, weil ich jetzt viel unter der Erde bin und über der Erde mit so vielen mühsamen Studien geplagt bin. Ostern geh ich hier weg und denke im April bei Ihnen zu sein. Mein künftiges Leben kann sehr reizend und fruchtbar werden.

Schreiben Sie mir bald – womöglich in Begleitung des „Athenaums“! Mir liegt jetzt zu viel untereinander auf dem Halse. Nach Ostern werd ich tief neue Luft schöpfen und das Frühjahr mich wieder auf-tauen und erwärmen. Ohne Liebe hielt ichs gar nicht aus.

Ihr Freund
Hardenberg.

An Karoline Schlegel in Jena

Die Briefe an Karoline Schlegel zeigen, daß Novalis die gesellschaftlich versierte und genußfreundige Frau, die Schuller als „schriftstellernde Intrigantin“ grimmig haßte, als unkonventionelle Gedankenaustausch-Partnerin besser zu würdigen verstand. Sie hatte sich 1796 in zweiter Ehe mit August Wilhelm Schlegel verheiratet, dem sie so wenig treu blieb wie dem ersten Mann. Ohne Schlegels Widerstand ließ sie sich sieben Jahre später, kaum zwei Monate nach der Scheidung, durch ihren neuen Schwiegervater mit dem Naturphilosophen Friedrich Wilhelm

Schelling trauen, der – Goethes Liebling unter den Romantikern – nach ihrem Tod (1809) schrieb: „Sie war ein eigenes Wesen. Man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. Diese Gewalt, das Herz im Mittelpunkt zu treffen, behielt sie bis ans Ende.“ Sie konnte freilich auch tödlich hassen. Als sie erfuhr, daß sich Friedrich Schlegel mit der äußerlich haßlichen, jedoch temperamentvollen Dorothea Veit, die seit Jahren mit Karolines einstigem Schwager im Konkubinat lebte, in Paris zu verheiraten gedenke, hohnte sie, sie würde sie am liebsten in der Loire ersäuft sehen.

Friedrich Schlegel, der schon mit seiner Doktor-Disputation in Jena einen derartigen Skandal erregt hatte, daß ihm die Gasthose den Zutritt sperrten, suchte immer neue Möglichkeiten, die Bürgerlichkeit mit Hilfe der vielen Talente, die er magnetisch in seinen menschenverzehrenden Kreis zog, aus ihrer Ruhe aufzuscheuchen. Nun war er erneut durch die Veröffentlichung des geschickt aufgebauten, frivolen Künstler- und Liebesromans „Lucinde“, in dem er seinem Behagen an emanzipierter Sinnlichkeit freien Lauf ließ, zum Mittelpunkt heftiger Debatten geworden. Er selber nahm sein zynisches Buch als „künstliches Kunstwerkchen“ nicht ernster als die neue Religion, die er gründen und „mit dem feurigen Schwert des Wortes das Reich des Geistes welterobernd“ überziehen wollte. Von seinem gemäßigeren Bruder als „törichte Rhapsodie“ abgelehnt, hat kaum ein anderer Zeitgenosse die Vorzüge und Schwächen der „Lucinde“ so klar belichtet wie Novalis.

Freiberg, den 27. Februar 1799

Vor zwei Stunden, beim Frühlkaffee, an einem stürmischen, schneestöbernden Morgen, erhielt ich Ihren Brief und sah mich plötzlich im Besitz der

sonderbaren „Lucinde“, auf deren Bekanntschaft ich mich so lange gefreut hatte. Erst las ich Ihren Julischen Brief – das *eine* Dach war allein einen ganzen Roman wert. – Denken Sie sich nur unsern prächtigen Kreis! Vor dem Jahre standen zwei noch so verwaist da. Einer schien auf glühendem Boden zu stehn. Er sah sich immer um – und wer weiß, was ein hellgeschliffnes Auge oft über ihn bemerkt haben würde? Jetzt hebt ihn eine freundliche Gestalt, wie eine Gabe von oben, Weihend und dankbar in die Höhe, und ein irdischer, erquickender Schlaf hat seine Augen für eine andre Sonne wieder geschlossen. Also zurück im Lande der Träume und nun mit voller Seele bei Euch, treffliche Mitschläfer!

Jetzt kann erst rechte Freundschaft unter uns werden, wie denn jede Gesellschaft nicht aus einzelnen Personen, sondern aus Familien besteht; nur Familien können Gesellschaften bilden – der einzelne Mensch interessiert die Gesellschaft nur als Fragment und in Beziehung auf seine Anlage zum Familiengliede. Gewiß wird meine Julie ganz für Sie und alle passen.

Aber ich bitte Sie um Verschwiegenheit. Noch weiß meine Familie nichts – auch ihre Eltern wissen von *mir* nichts. Der Erfolg hängt von Klugheit ab. Er ist mir ziemlich gewiß, nur muß ich der erste sein, durch den mein Vater etwas davon erfährt. Ich bitte Sie also und Fichte inständigst, dort alles für sich zu behalten. Die frühe Verbreitung machte mir übleres Spiel.

Julie weiß nicht einmal, daß Sie etwas wissen. Die gute Ernst hab ich nicht ordentlich unterrichten dürfen; nur so seitwärts hab ich ihr etwas davon gesagt. Wir haben einen glücklichen Abend dort zugebracht – Thielmanns, die beiden Mädchen und ich.

Thielmanns sind jetzt hier. Wir leben sehr vergnügt. Schade nur, daß mir jetzt keine Zeit zum ideenreichen Müßiggang bleibt und ich so selten mich sammeln und auf meinen innern Sprachorganen phantasieren kann. Ich fühle jedoch, daß diese Unterbrechung eine ruhige, weinichte Gärung befördert und ich nach geendigtem Lernen mit neuer, gebildeter Kraft zur alten Poesie und Philosophie zurückkehren werde. Beide sind zur glücklichen Ehe unentbehrlich, und ohne sie muß jeder Umgang in Überdruß und Langeweile ausschlagen.

Rousseau hat die Weiblichkeit ausschließlich verstanden und alle seine Philosophien sind aus einer nachdenkenden weiblichen Seele entstanden. Seine Apologie des Naturstandes gehört in die Frauenphilosophie. Die Frau ist der eigentliche Naturmensch – die wahre Frau das Ideal des Naturmenschen, so wie der wahre Mann das Ideal des Kunstmenschen.

Naturmensch und Kunstmensch sind die eigentlichen ursprünglichen Stände. Stände sind die Bestandteile der Gesellschaft. Die Ehe ist die einfache Gesellschaft, wie der Hebel die einfache Maschine. In der Ehe trifft man die beiden Stände. Das Kind ist in der Ehe, was der Künstler in der Gesellschaft ist: ein Nichtstand, der die innige Vereinigung – den wahren Genuß beider Stände befördert.

Die große Ehe, der Staat, besteht aus einem weiblichen und männlichen Stand, die man halb richtig, halb unrichtig den ungebildeten und gebildeten Stand nennt. Die Frau des gebildeten Standes ist der ungebildete.

Leider ist eben bei uns der Ungebildete weit hinter dem Gebildeten zurückgeblieben – er ist zur Sklavin geworden. O! daß er wieder Frau würde!

Doch wieder zur „Lucinde“. Die erste Bekanntschaft ist gemacht. Ich teile Ihnen Spuren des ersten Eindrucks mit.

Friedrich lebt und webt drin. Vielleicht gibt es nur wenig individuellere Bücher. Man sieht das Treiben seines Innern wie das Spiel der chemischen Kräfte in einer Auflösung im Zuckerglase deutlich und wunderbar vor sich. Tausend mannigfaltige, helldunkle Vorstellungen strömen herzu, und man verliert sich in einem Schwindel, der aus dem denkenden Menschen einen bloßen Trieb, eine Naturkraft macht – uns in die wollüstige Existenz des Instinkts verwickelt.

An romantischen Anklängen fehlt's nicht, indes ist das Ganze und das Einzelne noch nicht leicht und einfach und rein vom Schulstaub genug.

Ich prophezeie mir wenig Gutes von der Aufnahme. Sollte dieser Roman nicht voreilig wie vielleicht sein Milchbruder sein, ein wenig zu früh, nach bürgerlichen Gesetzen, das Licht der Welt erblicken? In zehn Jahren wurde man die „Bekenntnisse des Ungeschickten“ um des Autors willen vielleicht mit Wärme und Nachsicht aufnehmen. Jetzt ist alles noch unreif. Die Herzensergießungen des Jünglings darf der Mann, aber nicht der Jüngling zeigen.

An den Ideen ist übrigens nichts auszusetzen, indes manches am Ausdruck, der mir nicht selten dem Krates abgeborgt zu sein scheint. Nun aber ist das Postulat „Sei zynisch!“ noch nicht gäng und gäbe und selbst sehr innige Frauen dürften die schöne Athenienserin tadeln, daß sie den Markt zur Brautkammer nähme.

Vergleichungen mit Heinse können nicht ausbleiben. Sollte dies nicht eine Lektüre nur für den Meistergrad in der Loge der Sittlichkeit sein?

Die Skizzen müssen in der Fortsetzung noch häufiger werden; die kleine Wilhelmine ist allerliebste – auch der Prometheus. Mehr dergleichen und dann der Titel:

„Zynische Phantasien oder Satanischen.“

Viele werden sagen: „Schlegel treibts arg – nun sollen wir ihm auch noch das Licht zu seinen Orgien halten.“ Andre: „Die Stimme vom lieben Sohn haben wir nicht gehört; dies ist ein falscher Messias des Witzes – kreuziget ihn!“

Noch andre: „Da seht die Goethesche Erziehungsanstalt – der Schüler über seinen Meister, aus Venedig ist Berlin geworden.“

Jean Paul Richter wird einen rechten Greuel haben. Der züchtige Richter wird Feuer vom Himmel rufen. Indes bin ich gewiß, daß er im Grunde über diesen Blick in seine eigne Phantasie erschrickt, denn er ist ausgemacht ein geborner *voluptuoso*.

In mir regt sich viel dafür und viel dagegen. Ich weiß, daß die Phantasie das Unsittlichste, das geistig Tierischste am liebsten mag. Indes weiß ich auch, wie sehr alle Phantasie wie ein Traum ist, der die Nacht, die Sinnlosigkeit und die Einsamkeit liebt. Der Traum und die Phantasie sind das eigenste Eigentum; sie sind höchstens für zwei, aber nicht für mehrere Menschen. Der Traum und die Phantasie sind zum Vergessen. Man darf sich nicht dabei aufhalten, am wenigsten ihn verewigen. – Nur seine Flüchtigkeit macht die Frechheit seines Daseins gut. Vielleicht gehört der Sinnenrausch zur Liebe, wie der Schlaf zum Leben. Der edelste Teil ist es nicht – und der rüstige Mensch wird immer lieber wachen als schlafen. Auch ich kann den Schlaf nicht vermeiden, aber ich freue mich doch des Wachens und wünschte heimlich, immer zu wachen.

Die Idealisierung der Vegetation hat mich vorzüglich interessiert. Merkwürdig verschieden hat auf uns beide die höchste Liebe gewirkt. Bei mir war alles im Kirchenstil – oder im dorischen Tempelstil komponiert. Bei ihm ist alles korinthischer. Jetzt ist bei mir bürgerliche Baukunst.

Ich bin dem Mittage so nahe, daß die Schatten die Größe der Gegenstände haben und also die Bildungen meiner Phantasie so ziemlich der wirklichen Welt entsprechen.

So viel seh ich: unsre ersten Romane werden himmelweit verschieden. Der meinige wird diesen Sommer wahrscheinlich in Teplitz oder Karlsbad fertig. Indes wenn ich sage, fertig – so heißt dies der erste Band, denn ich habe Lust, mein ganzes Leben an *einen* Roman zu wenden, der allein eine ganze Bibliothek ausmachen, vielleicht Lehrjahre einer Nation enthalten soll. Das Wort Lehrjahre ist falsch, es drückt ein bestimmtes Wohin aus. Bei mir soll es aber nichts als Übergangsjahre vom Unendlichen zum Endlichen bedeuten. Ich hoffe damit zugleich meine historische und philosophische Sehnsucht zu befriedigen. Eine Reise nach Süden und Norden ist mir, als Vorbereitung hiezu, noch unentbehrlich.

Norwegen und Schottland einerseits und die griechischen Inseln andererseits wären die nächsten Erreichungspunkte dieses Zwecks. Vielleicht bietet mir meine Handelschaft die Hände zur Ausführung dieses jetzt entfernt scheinenden Plans.

Möchten doch auch Sie die Hände ausstrecken nach einem Roman! Wilhelm mußte die Poesie dazu besorgen. Es könnte ein schönes Doppelwerk werden. Auf die Elegie freue ich mich lebhaft.

In der Mitte des April komme ich gerade nach Jena.

An Ludwig Tieck in Giebichenstein bei Halle

Die Bekanntschaft mit Ludwig Tieck hat kaum zwei Jahre gedauert. Sie wurde jedoch für Novalis von größter Bedeutung, weil ihn der fast gleichaltrige Freund behutsam aus den Fesseln der Philosophie löste und zur Dichtung zurückführte. Ludwig Tieck, der den leicht Entflammbaren um mehr als ein halbes Jahrhundert überlebt hat, besaß nicht nur ein ans Wunderbare grenzendes Talent, über jedes Thema mit schier charakterloser Anschmiegsamkeit improvisieren zu können: er war auch schauspielerisch derart begabt, daß ihm als Menschenimitator eine einzigartige Karriere prophezeit wurde, brachte er doch das Kunststück fertig, in irgendeinem improvisierten Drama alle Rollen mit verblüffender Plastizität selbst zu spielen.

Nun hatte ihm das Schicksal nach dem frühen Tod seines Jugend- und Studienfreundes Wilhelm Wackenroder, dessen beschauliche „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ zu den liebenswürdigsten Manifesten der Frühromantik gehören, Novalis in die Hände gegeben. Ludwig Tieck, der als frühreifer, impressionistisch-weicher Wortkünstler die Absichtslosigkeit zum Programm erhoben und das System des Systemlosen fast methodisch durchgeführt hat, war zu jener Zeit namentlich als Verfasser des Verführerromans „William Lovell“, in dem er sich in der Maske eines verdorbenen Landjunkers ein Mausoleum seiner eigenen Leidenschaften und Irrtümer baute, und des altdeutschen Künstlerromans „Franz Sternbalds Wanderungen“ bekannt. Aber auch als Schöpfer der deutschen Bildungs- novelle, als farbiger Marchenerfinder und Komödiendichter, der in sein luftiges Bühnengebäck mit Kenner- schaft das Gewürz des Aristophanes mischte, hat er sich

in seiner eleganten Art, in Tönen zu denken und in Gedanken zu musizieren, vielseitig hervor getan.

Dieser einst so bewegliche Künstler, der im Alter als ächzender Gichtkranker eine weit unvorteilhaftere Figur machte, ist nicht nur deutschen Talenten wie Wackenroder, Novalis, Michael Reinhold Lenz und Heinrich von Kleist ein hingebungsvoller Propagandist gewesen – er hat auch als Übersetzer von Shakespeare, Calderon und Cervantes, in dessen „Don Quichotte“ Heine die Narrheiten der Romantiker besonders ergötzlich durchgehechelt fand, ihre fremdsprachlichen Streifzüge nach fruchtschwellenden Zonen gelenkt. Wenn Tieck die Menschheit einmal mit einem Pudel verglich, der, nachdem er ein Weilchen auf den Hinterbeinen das Männchen gemacht habe, froh sei, wenn er wieder auf allen Vieren laufen könne, so hat er jedenfalls das Seinige beigetragen, daß ihr das Männchenmachen zeitweise auch zum Vergnügen wurde.

Weißenfels, den 6. August 1799

... Deine Bekanntschaft hebt ein neues Buch in meinem Leben an. An Dir hab ich so manches vereinigt gefunden, was ich bisher nur vereinzelt unter meinen Bekannten fand. Wie meine Julie mir von allen das Beste zu besitzen scheint, so scheinst auch Du mir jeden in der Blüte zu berühren und verwandt zu sein. Du hast auf mich einen tiefen, reizenden Eindruck gemacht. Noch hat mich keiner so leise und doch so überall angeregt wie Du. Jedes Wort von Dir versteh ich ganz. Nirgends stoß ich auch nur von weitem an. Nichts Menschliches ist Dir fremd. Du nimmst an allem teil und breitest Dich, leicht wie ein Duft, gleich über alle Gegenstände und hängst am liebsten dich an Blumen.

Dein treuer Freund
Hardenberg.

An den Geh. Finanzrat J. W. von Oppel in Dresden

Novalis hatte diesen pflichtbewußten Beamten, der im sächsischen Finanzkollegium Referent für das Salinenwesen war, während einer Inspektion der vaterlichen Salinen im Mai 1799 kennengelernt. Es ergab sich daraus eine vertrauensvolle Wechselbeziehung, wobei Oppel nicht verfehlte, den Kurfürsten auf die außerordentlichen Fachkenntnisse und den unermüdlichen Fleiß des jungen Freundes aufmerksam zu machen.

Im folgenden Brief wurden die einlaßlichen Vorschläge über die Sonnensalzfabrikation, die Verdampfbarkeit von Flüssigkeiten und über andere Fachfragen weggelassen. Die Berichterstattung über das eigene Leben ist hingegen um so unentbehrlicher, als sie kaum ein Jahr vor dem Tod des Dichters geschrieben wurde.

Weißenfels, Anfang Januar 1800

... Ich komme nun zum Schluß Ihres Briefs, der mich zu einer offenen Mitteilung meiner Privatangelegenheiten ermuntert. Ihre freundschaftliche Güte muntert mich auf, Sie mit der Geschichte meiner letzten Jahre bekannt zu machen. Ihr freundschaftliches Interesse an meiner Personalität läßt Sie diesen Beweis meines gänzlichen Zutrauns gewiß gütig aufnehmen, und es würde mich unendlich freuen, wenn Ihr Herz meinen Handlungen beifällig wäre.

Mein Onkel, der im Deutschen Orden ist, hatte von Kindheit auf mir vorzüglich seine Gnade angedeihen lassen und eine besondere Sorge für meine Erziehung getragen. Mein Vater stand von seiner Jugend an in den engsten Verbindungen mit diesem in aller Hinsicht vortrefflichen Mann. Seine Ver-

hältnisse zu ihm waren aber immer mehr die Verhältnisse eines Sohnes zum Vater als die eines Bruders zum andern. Meines Onkels Charakter ist unerschütterliche Rechtschaffenheit und die strengste Anhänglichkeit an seine Grundsätze. Sein Verstand hat die Kultur eines alten Weltmanns, aber auch dessen Eingeschränktheit. Von jeher verzog ihn das Glück. Dürftigkeit fühlte er nie, und mithin lernte er auch nie die Erträglichkeit der Einschränkung auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse und die Entschädigungen des Herzens und Geistes für tausend Bequemlichkeiten des Weltlebens kennen. In der großen Welt wuchs er auf und lebte unaufhörlich in ihren Kreisen. Ohne Phantasie und gewohnt, die Bedürfnisse des Herzens aus dem Gesichtspunkt der Klugheit zu beurteilen und den Ansprüchen des äußern Ansehns und Glanzes unterzuordnen, verlor er im Laufe seines Lebens den Sinn für ihre Forderungen und opferte selbst seiner Meinung und Familie seine Neigungen.

Er gab mir von Jugend auf Gelegenheit, meine Eitelkeit zu befriedigen, und versprach sich von meiner Lebhaftigkeit einen glänzenden Erfolg. Er schmeichelte mir mit den angenehmsten Hoffnungen, eine Rolle in der Welt zu spielen, und gewiß hätte er mich auf einer solchen Laufbahn auf das wärmste unterstützt. So ergeben mein Vater übrigens auch meinem Onkel war und so ähnlich in manchen Gesinnungen, so wich er doch in diesem Stück sehr von ihm ab und brachte uns durch Beispiel und Reden eine Verachtung des äußern Glanzes bei. Er ermahnte uns zum Fleiß und zur Genügsamkeit und äußerte seine Freude, wenn wir unserm Herzen folgten, ohne Rücksicht auf die Meinung der Welt zu nehmen. Er pries uns das Glück einer stillen, häuslichen Lage

und bat uns oft, nie aus Rücksichten des Interesses und der Ambition zu handeln und zu wählen. Mein Onkel hing an den Vorzügen des Standes und der Geburt, und mein Vater lachte über beides. Ich ging auf Akademien, von den eitlen Hoffnungen meines Onkels voll und entzündet von Verlangen, die große Welt zu betreten. Eine reiche Partie, hofft ich, sollte mir den Weg zu diesem Eldorado bahnen, und ich glaubte, ein tiefes Studium der Jurisprudenz nicht eben sehr nötig zu haben. Zum Glück hatt ich von frühen Zeiten an einen unüberwindlichen Hang zu den schönen Wissenschaften bekommen, und dieser hatte schon manche Kollisionen mit meiner Welt-sucht gehabt.

Mein Onkel hatte mir oft schon vergebens das Ridikule eines Schöngeistes gezeigt, und wenn ich auch im Gefühl dieser Lächerlichkeit mich wohl in acht nahm, meine Vorliebe blicken zu lassen, so konnte ich doch im stillen nicht unterlassen, diese reizenden Beschäftigungen zu verfolgen.

In Jena kam ich in genaue Bekanntschaft mit ausgezeichneten Gelehrten, und die Liebe zu den Musen gewann, je mehr mich die Mode der damaligen Demokratie abtrünnig von dem alten aristokratischen Glauben machte. Die Philosophie wurde mir interessant, ich war aber viel zu flüchtig, um es weiter als zu einer Geläufigkeit der philosophischen Sprache zu bringen. Ich kam nach Leipzig und geriet dort in reizende Gesellschaften, die mich wieder zurück zu den ehemaligen Aussichten und Wünschen führten und meine Eitelkeit wieder lebhaft rege machten. Zuerst erwachte dort mein Herz, und eine lebhafte Leidenschaft für ein Mädchen, das Sie wohl kannten, die jetzige Madame Jourdan in Berlin, ließ mich auf einmal einen Mittelweg ergreifen, nämlich den

Soldatenstand. Die Vorurteile der Welt waren mir hier zu dieser Partie weniger hinderlich, und doch konnte ich ein freies und poetisches Leben führen. Jetzt zerfiel ich mit meinem Onkel zuerst. Meine Geliebte entfernte sich von mir, nachdem ich schon entscheidende Schritte zur Veränderung meiner Lage getan hatte, und meine Eltern wandten alle Mittel an, um meinen Entschluß umzustimmen. Es gelang ihnen durch allerhand Künste, und ich wurde gewissermaßen gezwungen, nach Wittenberg zu gehn und zu der Jurisprudenz zurückzukehren. Mein Mißgeschick weckte meine Ambition, und mein Glück fuhrte mir vortreffliche Lehrer zu, so daß in fünf Vierteljahren das Versäumte nachgeholt und ich examiniert war. Diesem Zeitraume dank ich die Fähigkeit, mich mit unangenehmen und mühsamen Gegenständen anhaltend beschäftigen zu können. Mein Onkel war mittlerweile mit mir ausgesöhnt und dachte auf Erneuerung seiner alten Projekte. Der Minister Hardenberg schien sich meiner annehmen zu wollen und ich sah mich endlich dem ehemaligen Ziele, einer Laufbahn in der großen Welt, nahe. Die Zwischenzeit bis zu nähern Nachrichten vom Minister glaubte mein Vater mir durch Übung in schriftlichen Arbeiten in einem Amte nützlich machen zu können und ich kam nach Tennstedt. Ich war noch nicht lange in Tennstedt gewesen, als ich die Bekanntschaft des unvergeßlichen Mädchens machte, der ich meinen Charakter zu verdanken habe. Sie war nicht von Familie und arm. – Nun war die Zeit der Torheiten und Frivolitäten vorüber, und ich sah mich beim Eintritt in das männliche Leben von der edelsten Gestalt begrüßt und auf ewig gefesselt. Solang ich in Tennstedt war und den Unterricht meines Freundes Just genoß und mit vollem

Eifer dem Studio der sächsischen Rechte und Verfassung oblag und meine Nebenstunden alten Lieblingsideen und einer mühsamen Untersuchung der Fichtischen Philosophie widmete, erfuhr mein Vater von meinen Verhältnissen nichts. Jener Plan mit dem Minister wurde jedoch indes aufgegeben. – Mein Vater wünschte, mich bei sich zu behalten, und wollte seinem Verwandten keine Verbindlichkeit schuldig sein. Ich willigte gern ein, weil ich einsah, daß ich den Besitz meiner Geliebten am leichtesten in der Nahe meines Vaters und durch Annahme seines Plans, mich zum Salinisten zu bilden, erlangen würde. Mein Vater war zwar anfanglich nicht mit meiner Verbindung zufrieden, die ich ihm bei meiner Zuhausekunft entdeckte, indes sein Herz nahm keinen Anstoß an ihrer Geburt und ihrem Mangel an Vermögen. Er erkannte meine vorteilhafte Veränderung durch sie und nahm den zartlichsten Anteil an ihr, wie er sie kennen lernte. Sie wurde tödlich krank. In den letzten Monaten ihres Lebens wurde mein Onkel mit dieser Verbindung bekannt und kündigte mir alle Freundschaft auf, zürnte mit meinem Vater und regte diesen selbst wieder gegen mich auf. Meine Not war unbeschreiblich. Ein entsetzliches Vierteljahr verging, währenddem mein Onkel in Weißenfels blieb und uns allen, besonders mir, das Leben verbitterte und die Besuche bei meiner armen Geliebten erschwerte. Meine guten Geschwister nahmen alle den innigsten schmerzhaftesten Anteil, und mein seliger Bruder verlor durch seine dreiste Liebe zu mir die Gunst meines Onkels ebenfalls und litt in den letzten gesunden Tagen seines Lebens an Gram und Bekümmernis.

Noch während der Anwesenheit meines Onkels ward Sie diesem Leben entrissen, und in kurzer Zeit

folgte ihr mein Bruder. Der tiefe Schmerz meines Vaters, mein bodenloses Elend, die Tränen meiner Familie und manche Betrachtungen über die Rolle, die er in diesen Tagen gespielt hatte, mochten ihn tief erschüttert haben. Mein Unwillen gegen ihn ist längst erloschen. Jede gehässige Empfindung schwand mit der Blüte meines Lebens, und jene heilige Asche wird ewig die Glut meines Herzens und meine Sehnsucht nach Frieden und Liebe erhalten. Seitdem ist mein Onkel gänzlich von mir getrennt und bewahrt tiefen Unwillen gegen mich. Was nun folgte in meiner äußern Lage und in Rücksicht meiner Tätigkeit, das wissen Sie schon – aber noch war Ihnen eine Begebenheit nicht bekannt, die den Sommer meines Lebens erheitert, meiner Tätigkeit eine neue Gewähr verschaffte und meine Grundsätze durch haltbare äußere Verhältnisse unabänderlich befestigt hat.

Sie können sich gewiß leicht die Leere eines Herzens vorstellen, das drei Jahre in der süßesten Verbindung gelebt, und den Widerwillen gegen eine Geschäftigkeit und Lage, die jenes Verhältnis notwendig gemacht hatte, und das nun aufgelöst war.

Durch Thielmanns Freundschaft wurde ich mit dem Charpentierschen Hause näher bekannt. Ich hatte noch oft Anwandlungen von tiefer Trauer und Ängstlichkeit, die mir jede herzliche Teilnahme, jede milde stille Geselligkeit unendlich wünschenswert machten. Ich glaubte nicht lange mehr zu leben und schloß mich daher an freundliche Menschen mit doppelter Innigkeit an. Sie kennen Julien Charpentier, und es wird Sie gewiß nicht wundern, daß das sanfte, bescheidne Wesen dieses lebenswürdigen Mädchens mich bald vorzüglich in meiner Stimmung anziehen und mir Zutrauen zu ihr einflößen mußte.

Sie ward mir nach und nach unentbehrlich, ohne daß ich ahndete, daß ich mit ihr in festere Verhältnisse kommen sollte. Die Krankheit ihres Vaters zeigte mir die glänzende Seite ihres Herzens in vollem Lichte. Die zärtliche Sorgfalt, die vielen Nachtwachen schadeten ihr und im Sommer 1898 wurde sie selbst von einem fürchterlichen Übel, dem Gesichtsschmerz, befallen. Ich ward nach einem neuen Verluste einer alten Freundin, der Erzieherin meiner Sophie, auch krank, mußte nach Teplitz und fand sie nach meiner Zurückkunft in diesem peinlichen Zustande. Jetzt erst fiel mir der Gedanke, ihr mein Leben zu widmen, lebhaft ein. Ich sah, daß ohne eine liebende Gehülfin das Leben und jede Teilnahme an weltlichen Angelegenheiten mir eine drückende Last sein und bleiben würde. Juliens ganze Lage stellte sich mir lebhaft vor Augen; ich wußte, daß ich nie eine treuere, zuverlässigere und zärtlichere Gattin finden könnte – fühlte, daß eine beschränkte, meinen Fleiß aufregende Lage mir vorteilhaft sein und kein Mädchen mir dieselbe leichter ertragen helfen würde – war überzeugt, daß ich ihretwillen keine Aufopferung scheuen und ihr vielleicht durch meinen Entschluß eine unangenehme Zukunft ersparen würde. Alte Verbindlichkeiten glaubte ich durch Übernahme derselben Beschwernisse abtragen zu können. Ich sah die ehemaligen Schwierigkeiten, aber auch die veränderten Umstände. Ich verließ mich auf Fleiß und gütige Vorsehung und bot Julien meine Hand an. Gleich anfänglich war ich willens, meinen Vater zum ersten Vertrauten und Ratgeber zu machen. Ich kannte seine mir günstigen Grundsätze, wußte, daß ihn Offenheit unendlich rührt, und verließ mich auf die gänzliche Entfernung des Onkels von mir, der jetzt wohl nicht mehr den alten Anteil

an seinem fremd gewordenen *neveu* nehmen würde. So wenig mir dieser Plan gelang, indem mein Vater zu früh etwas erfuhr und durch Zufälle meine Mutter und Geschwister früher unterrichtet wurden, so freundlich bewies sich mir das Schicksal durch die Erwerbung von Werners Freundschaft und der Ihrigen.

So einverstanden nun meine Mutter und Geschwister mit mir sind und so gütig Juliens Eltern ihr den Umgang mit mir erlaubten, wenn ich gleich keinen feierlichen Schritt bei ihnen tat und sie nur durch Julie umständlich mit meinen Hoffnungen und Planen bekannt machte, so war doch mein Vater besonders anfänglich sehr unzufrieden mit meinem Schritt und nötigte mich zum gänzlichen Stillschweigen. Jetzt scheint er seine Gesinnungen geändert zu haben, und ich hoffe, bald mich seiner Einwilligung erfreuen zu können. Ich ehre seine Bedenklichkeiten, die allein aus seinem väterlichen Wohlwollen entspringen. Er sieht sich unvermögend, mich beträchtlich zu unterstützen, und traut mir nicht zu, mich in die eingeschränkte Lage finden zu können, die in den ersten Jahren mir bevorsteht. Er fürchtet, mich in Not geraten zu sehn, und dies hält ihn zurück.

Er hätte völlig recht, wenn Julie nicht ein Mädchen wäre, die aus Liebe zu mir gern jede Unbequemlichkeit einer beschränkten Lage übernehme, und wenn ich kostspielige Bedürfnisse hätte. Ihre Freundschaft hat mir 400 Taler verschafft. Schießt mir mein Vater nur die ersten Jahre noch 100 Taler jährlich vor und verschafft mir Annehmlichkeiten durch seinen Garten und die freie Anfuhr von Erdkohlen, so hab ich ein Auskommen, wovon viele bürgerliche Familien mit mehreren Personen leben müssen. Veränderungen in meiner Familie können meines Vaters

Lage vielleicht bald verbessern, und sollt ich ja einige Schulden machen müssen, so setzt mich mein künftiges Vermögen in Stand, sie leicht wieder zu bezahlen. Ich will nicht besser als so viele rechtliche und brave Menschen leben; ich habe mich mit Preisen und Bedürfnissen genau bekannt gemacht – und kann, was ich Ihnen ganz allein vertraue, meine Nebenstunden zu eintraglichem literarischen Arbeiten benutzen. Einst lohnt mir für tausend Mühseligkeiten ein erhebendes Bewußtsein, Juliens Liebe und Dank, und der Beifall meiner trefflichen Freunde. Sie wissen nun alles, und nun kann ich Ihnen erst sagen, welchen grenzenlosen Dank ich Ihnen schuldig bin, wie glücklich Sie Julien und mich machen und wie dankbar Ihnen auch dieses treffliche Mädchen ist. Sie verbreiten ein herrliches Glück über unser Leben, und gewiß freut Sie dieser wohlthätige Anteil an dem Leben des dankbarsten Paares. Ich weiß, daß auch mein Freund Werner Julien innig schätzt und über meine Wahl sich herzlich freuen wird, so entfernt er auch übrigens vom alten Charpentier ist, den ich als den Vater meiner Geliebten ehre, ohne Notiz von seinen Verhältnissen und Meinungen zu nehmen.

Verzeihn Sie die Umständlichkeit meiner Erzählung. Ich mußte Sie ganz mit meiner Lage bekannt machen, wenn ich Ihnen einen Beweis meines wahren, herzlichen Zutrauns geben wollte.

Nehmen Sie ihn gütig auf und bestätigen Sie meinen Glauben an Ihr freundschaftliches Herz und die Zuversicht der lebenslänglichen Fortdauer Ihrer gütigen Gewogenheit, mit der ich verharre

Ihr Sie innig verehrender Diener und Freund
Friedrich von Hardenberg.

An Friedrich Schlegel in Jena

Weißenfels, den 31. Jänner 1800

... Meinen Liedern gebt die Aufschrift:

„Probe eines neuen, geistlichen Gesangbuchs.“

Außerdem schick ich Euch noch ein langes Gedicht – vielleicht paßt es Euch zu Eurem Plan. Die „Europa“ schickt mir wieder, ich habe eine andre Idee damit. Sie kann mit einigen Veränderungen zu einigen andern öffentlichen Reden kommen und mit diesen besonders gedruckt werden. Die Beredsamkeit muß auch gepflegt werden, und der Stoff ist herrlich, z. B. Reden an Buonaparte, an die Fürsten, ans europäische Volk, für die Poesie, gegen die Moral, an das neue Jahrhundert.

Das Neueste von mir ist ein bald fertiger Roman:

„Heinrich von Ofterdingen.“

Wenn nicht alles entgegen ist, so kommt er schon Ostern. Sobald ich fertig bin, erhältst Du ihn im Manuskripte. Ich habe jetzt nichts im Kopfe als Romane und Lustspiele. „Der Lehrling zu Sais“ kommt nach der Vollendung des obigen Romans sogleich in die Arbeit. Lieder füllen einzelne Nebenstunden aus, und die Reden sind für den Sommer zur Unterbrechung des Romantischen bestimmt. Zu einem geistlichen Journal sammle ich bis Michaelis Stoff. Ich bin mit Arbeiten überhäuft, da ich noch Teil an einem technischen Journal in Freiberg nehmen soll. Indes bin ich heiter und rüstig und habe keinen andern Wunsch, als Julien bald zu besitzen und gesund zu sein, um meine Zeit so gut und ruhig als möglich benutzen zu können. Ich würde sehr er-

freut sein, wenn Du und Tieck und Wilhelm mich auf einige Tage in Kösen besuchen wolltet. Nur müßt ich es vorher wissen. Wir könnten dort einige höchst angenehme Tage zubringen.

Warum der „Widerborst“ nicht gedruckt werden soll, kann ich nicht recht einsehen. Der Atheismus muß es sein? Aber denkt doch nur an die „Götter Griechenlands“! Schade wärs – seine Unverständlichkeit ist nur eine Unverständlichkeit für geistlose Menschen, sonst ist er sehr faßlich – im Gegenteil scheint er mir ausnehmend klar zu sein. Es ist Euch noch nichts Klareres entwischt. Wilhelm antwort ich nicht besonders, dieser Brief ist auch an ihn. Ihr seid ein einziges, unteilbares Wesen, völlig wie die Brüder im ersten Teil des „Dschinnistan“. Wenn ich heute toll untereinander geschrieben habe, so wundre Dich nicht – nach meiner Abwesenheit hab ich so manche Geschäfte vorgefunden, die mich alle nach verschiedenen Seiten ziehn und mich zerstreun. Grüße die ganze poetische Familie und behalte lieb

Deinen Freund
Hardenberg.

An den Kreisamtmann Just in Tennstedt

Weißenfels, Anfang 1800

... Die Schriftstellerei ist eine Nebensache. Sie beurteilen mich mehr billig nach der Hauptsache – dem praktischen Leben. Wenn ich gut, nützlich, tätig, liebevoll und treu bin: so lassen Sie mir einen unnützen, unguten, harten Satz passieren. Schriften unberühmter Menschen sind unschädlich, denn sie werden wenig gelesen und bald vergessen. Ich handle meine Schriftstellerei nur als Bildungsmittel.

Ich lerne etwas mit Sorgfalt durchdenken und bearbeiten – das ist alles, was ich davon verlange. Kommt der Beifall eines klugen Freundes noch obendrein, so ist meine Erwartung übertroffen. Nach meiner Meinung muß man zur vollendeten Bildung manche Stufen übersteigen – Hofmeister, Professor, Handwerker sollte man eine Zeitlang werden, wie Schriftsteller ...

An den Kreisamtmann Just in Tennstedt

Weißenfels, Februar 1800

... Die Philosophie ruht jetzt bei mir nur im Bücherschranke. Ich bin froh, daß ich durch diese Spitzberge der reinen Vernunft durch bin und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten macht mich froh. Es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Übung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich. Man muß nicht über der Grammatik die Autoren vergessen – über das Spiel mit Buchstaben die bezeichneten Großen. Man kann die Philosophie hoch schätzen, ohne sie zur Hausverwalterin zu haben und einzig von ihr zu leben. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philosophie allein keinen Menschen machen ...

An Ludwig Tieck in Jena

Weißenfels, 23. Februar 1800

... Ich bin wirklich sehr fleißig. Wenn Du die mannigfaltigen Zerstreuungen, Zeitverluste und Geschäfte meines Berufes kenntest, so würdest Du

mir ein gutes Lob erteilen, daß ich so viel nebenbei gemacht habe. Mein Roman ist im vollen Gange. Zwölf gedruckte Bogen sind ohngefahr fertig. Der ganze Plan ruht ziemlich ausgeführt in meinem Kopfe. Es werden zwei Bände werden – der erste ist in drei Wochen hoffentlich fertig. Er enthält die Andeutungen und das Fußgestell des zweiten Teils. Das Ganze soll eine Apotheose der Poesie sein. „Heinrich von Ofterdingen“ wird im ersten Teile zum Dichter reif und im zweiten als Dichter verklärt. Er wird mancherlei Ähnlichkeiten mit dem „Sternbald“ haben – nur nicht die Leichtigkeit. Doch wird dieser Mangel vielleicht dem Inhalt nicht ungünstig. Es ist ein erster Versuch in jeder Hinsicht – die erste Frucht der bei mir wieder erwachten Poesie, um deren Erstehung Deine Bekanntschaft das größte Verdienst hat. Unter Spekulanten war ich ganz Spekulation geworden. Es sind einige Lieder darin von meiner Art. Ich gefalle mir sehr in der eigentlichen Romanze.

Ich werde mannigfachen Nutzen von meinem Roman haben – der Kopf wimmelt mir von Ideen zu Romanen und Lustspielen. Sollt ich Dich bald sehn, so bring ich eine Erzählung und ein Märchen aus meinem Roman zur Probe mit.

Jakob Böhme lese ich jetzt im Zusammenhange und fange ihn an zu verstehn, wie er verstanden werden muß. Man sieht durchaus in ihm den gewaltigen Frühling mit seinen quellenden, treibenden, bildenden und mischenden Kräften, die von innen heraus die Welt gebären. Ein echtes Chaos voll dunkler Begier und wunderbarem Leben – einen wahren, auseinandergehenden Mikrokosmos. Es ist mir sehr lieb, ihn durch Dich kennengelernt zu haben. Um so besser ist es, daß die „Lehrlinge“ ruhn, die jetzt auf

eine ganz andere Art erscheinen sollen. Es soll ein echt sinnbildlicher Naturroman werden. Erst muß „Heinrich“ fertig sein. Eins nach dem andern, sonst wird nichts fertig. Darum sind auch die Predigten liegen geblieben, und ich denke, sie sollen nichts verlieren. Wenn die „Literatur-Zeitung“ nicht so jämmerlich wäre, so hätte ich Lust gehabt, eine Rezension von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ einzuschicken, die freilich das vollige Gegenstück zu Friedrichs Aufsätze sein würde. So viel ich auch aus „Meister“ gelernt habe und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. Ich habe die ganze Rezension im Kopfe. Es ist ein „Candide“ gegen die Poesie – ein nobilitierter Roman. Man weiß nicht, wer schlechter wegekömmt – die Poesie oder der Adel, jene weil er sie zum Adel, dieser weil er ihn zur Poesie rechnet. Mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poesie nachgemacht. Anstatt die Komödiantinnen zu Musen zu machen, werden die Musen zu Komödiantinnen gemacht. Es ist mir unbegreiflich, wie ich solange habe blind sein können. Der Verstand ist darin wie ein naiver Teufel. Das Buch ist unendlich merkwürdig, aber man freut sich doch herzlich, wenn man von der ängstlichen Peinlichkeit des vierten Teils erlöst und zum Schluß gekommen ist. Welch heitre Fröhlichkeit herrscht nicht dagegen in Böhme, und diese ists doch allein, in der wir leben, wie der Fisch im Wasser! – Ich wollte noch viel darüber sagen, denn es ist mir alles so klar, und ich sehe so deutlich die große Kunst, mit der die Poesie durch sich selbst im „Meister“ vernichtet wird, und während sie im Hintergrunde scheitert, die Ökonomie sicher auf festem Grund und Boden mit ihren Freunden sich gütlich tut und achselzuckend nach dem Meere sieht.

Weißenfels, den 5. April 1800

Ich habe mit Fleiß lange geschwiegen. Die ganze Zeit bin ich viel beschäftigt gewesen, und erst seit einigen Tagen hab ich den ersten Teil meines Romans zu Ende bringen können. Noch hab ich manche Geschäftsarbeiten, indes in acht bis vierzehn Tagen bin ich auch damit zu einem Ruhepunkte gelangt. Sobald mein Roman ins Reine geschrieben ist, welches ohngefähr in acht Tagen sein wird, so schick ich ihn gleich zu Euch. Es sollte mich innig freuen, wenn Ihr an diesem ersten Versuche Gefallen fandet. Er wird gedruckt ohngefähr 20 bis 22 Bogen stark werden – doch muß ich erst wissen, ob Ihr Euer „*approbatur*“ darunter setzt. Der Plan ist deutlich genug hingelegt, und der Stoff ein sehr günstiger Stoff. Die Wahl ist geglückt. Über die Ausführung mag ich nichts sagen, weil man sich leicht in eine fehlerhafte Ansicht verlieren kann. Der vollständige Titel ist:

„*Heinrich von Ofterdingen*“

Ein Roman

von

Novalis.

Erster Teil:

Die Erwartung.

Es sollte mir lieb sein, wenn Ihr Roman und Märchen in einer glücklichen Mischung zu bemerken glaubtet, und der erste Teil Euch eine noch innigere Mischung im zweiten Teile prophezeite. Der Roman soll allmählich in Märchen übergehn. Es sind einige Lieder drin, die ich Euch mit einiger Gewißheit schon

vorlegen kann. Am neugierigsten bin ich auf Euer Urteil vom Schlusse des ersten Teils.

Warum hast Du mir denn keine Gedichte geschickt? Ich bin äußerst begierig, etwas von Dir zu lesen. Tieck hat mir viel Wunderbares davon geschrieben. Es hat mich lange nach einem Geistesgenuß nicht so verlangt wie nach Deinen Gedichten. Du würdest sie mir aus Freundschaft schicken, wenn Du wußtest, wie kümmerlich ich nur vom eignen Fette zehren muß. Außer meinem Bruder, den ich doch selten genug sehe, kann ich mit keinem Menschen von meinen Lieblingsbeschäftigungen reden. Da seid Ihr besser dran. Tieck hat mir auch viel Schönes von Wilhelms Arbeiten geschrieben. Seine Gedichte wünsch ich recht bald zu haben. Im stillen hoff ich sie erst recht kennenzulernen und zu genießen. Sein Urteil über meine Sachen bitt ich mir von ihm ausdrücklich von dem Deinigen separiert aus: Deins ist allemal eigentümlich – das seinige historisch und allgemein. Die Schwägerin hat sich gewiß mit müßigem Anschauen begnügt. Außer einer gemüthlichen Kritik darf man nichts von ihr erwarten.

Mit mir nimmts hoffentlich bald ein fröhliches Ende. Zu Johannis denk ich im Paradiese zu sein.

Grüße alle Deine Lieben – auch Schelling und schicke mir einige Deiner Gedichte!

Dein Freund
Hardenberg.

An den Bruder Karl in Lützen

Der um vier Jahre jüngere Bruder Karl, der es bis zum thüringischen Amtshauptmann brachte und zum Katholizismus konvertierte, besaß ebenfalls literarische Ambitionen. Unter dem Pseudonym Rostorf sind von

ihm zu Beginn des 19. Jahrhunderts „Die Pilgerschaft nach Eleusis“ und der „Dichtergarten“ erschienen.

Das handwerkliche Rezept, das er von Novalis empfing, ist mehr für dessen eigene Arbeitsweise aufschlußreich.

Weißenfels, April 1800

Freund, ich habe teils korrigiert, teils bloß angestrichen. Dein poetisches Gefühl wird Dir schon sagen, was anstößig ist.

Die fatalen m's! Gewöhne Dir ja diesen Auswuchs ab.

In Gedichten vermeide Wortklang!

In der Prosa werde voller, gedrängter!

In den Gedanken originell, wunderbar, neu!

In der Komposition wie in den Gedanken!

Ja keine Nachahmung der Natur! Die Poesie ist durchaus das Gegenteil. Höchstens kann die Nachahmung der Natur, der Wirklichkeit nur allegorisch oder im Gegensatz oder des tragischen und lustigen Effekts wegen hin und wieder gebraucht werden.

Alles muß poetisch sein.

An Friedrich Schlegel in Jena

Weißenfels, den 18. Junius 1800

...Deinen Tadel fühl ich völlig – diese Ungeschicklichkeit in Übergängen, diese Schwerfälligkeit in der Behandlung des wandelnden und bewegten Lebens ist meine Hauptschwierigkeit. Geschmeidige Prosa ist mein frommer Wunsch. Der zweite Teil wird der Kommentar des ersten. Die Antipathie gegen Licht und Schatten, die Sehnsucht nach klarem, heißem, durchdringendem Äther, das Unbekanntheilige, die

Vesta in Sophien, die Vermischung des Romanischen aller Zeiten, der petrifizierende und petrifizierte Verstand, Arctur, der Zufall, der Geist des Lebens, einzelne Züge bloß als Arabesken – so betrachte nun mein Märchen. Der zweite Teil wird schon in der Form weit poetischer als der erste. Die Poesie ist nun geboren. Ich freue mich Euch zu sehn unbeschreiblich. Alle grüßen Euch.

Dein Freund
Hardenberg.

An Friedrich Schlegel in Jena

Die Schärfe, mit der Novalis das moralische Richtbeil auf Karoline Schlegel sausen ließ, ist bemerkenswert. Diese war in erster Ehe mit dem Bergmedikus J. F. W. Böhmer verheiratet gewesen. Aus dieser Ehe stammte Auguste, die am 12. Juli 1800 im Bad Bocklet bei Bamberg fünfzehnjährig gestorben war. Mit dem altklugen, pikanten Mädchen hatten die Frühromantiker, von denen es fast wie eine kostbare Reliquie verehrt wurde, einen förmlichen Kult getrieben.

Böse Zungen tuschelten, der blauäugige Philosoph Schelling, dessen Vitalität das Amt des Seelendoktors nicht genugte, habe Auguste Böhmer im Kurbad Bocklet nach der Brownschen Methode zu Tode behandelt. Hat Novalis von diesen Geruchten gehört? Jedenfalls wußte Karoline Schlegel, daß er ihre Haltung als Mutter und Frau nicht billigte. Erziirnt über seine vermeintliche Einmischung in ihre Privatsphäre, schrieb sie anderthalb Monate vor dem Tod des Dichters die steinharten Worte: „Ich kann ihn nicht beklagen, wenn er dahin ist. Er hat die Schranken gebrochen.“

An Schelling aber ging wenige Wochen zuvor das zärtliche Billett ab, das zeigt, daß sie nun bereit war, ihm

ganz zu gehören: „Anbei kommt ein großer Überrock. Ich habe ihm befohlen, er solle sich recht um Dich herum schmiegen. Die ersten Male wird er einige Haare lassen und es wird an Deinem Rücken viel auszubürsten sein. Das gibt sich aber. Sonst ist er unendlich bequem, und man hat doch die Arme in ihm frei, um eine Freundin zu umarmen. Der blaue Mantel wickelte Dich ein wie den Grafen Egmont. O, daß ich Dein Clarchen sein könnte! Aber ich bin nur Deine Caroline.“ Und kurz darauf: „Dein Ring ist stark und stärker wie Ketten. Er ist der Ring, an dem die Kette hängt, die mein Leben festhält.“

Weißenfels, den 28. Julius 1800

Du hast mir eine sehr traurige Nachricht geschrieben. Wilhelm dauert mich am meisten. Hat ihr Tod einen Zusammenhang mit Karolinens Geschichte? Du schreibst mir nicht deutlich darüber. Auguste war ein liebes, schönes Mädchen. Die hellen Farben und der schlanke Wuchs kündigten das frühe Hinscheiden wohl an. Sie wäre sehr reizend geworden. Der Himmel hat sich ihrer angenommen, da ihre Mutter sie verließ und ihr Vater sie hingab. Eben auf der Schwelle der Welt mußte sie umkehren. Sie ist einem trüben Schicksal entgangen, und laß uns ihr glückwünschen und uns freuen, daß sie ein reines, jugendliches Andenken von dieser Welt noch mitnahm.

Der Frieden ihrer Seele komm auf Wilhelm! Für die Mutter ist es eine ernste Warnung. Ein solches Kind läßt sich nicht so leicht wie ein Liebhaber erhalten. Sie ist nun ganz frei, ganz isoliert. Ich zweifle, daß sie es so nimmt, wie es zu nehmen wäre. Die Eitelkeit ist ein unsterbliches Kind.

An den Kreisamtmann Just in Tennstedt

Dresden, November 1800

... Wenn mich nicht körperliche Unruhe verwirrt, welches doch nicht häufig geschieht, so ist mein Gemüt hell und still. Religion ist der große Orient in uns, der selten getrübt wird. Ohne sie wäre ich unglücklich. So vereinigt sich alles in *einen* großen, friedlichen Gedanken, in *einen* stillen, ewigen Glauben ...



Schilderungen von Zeitgenossen

Wenn man von einem Menschen sagt: „Er hat Genie“, so will man damit gemeiniglich die Anlage des Geistes bezeichnen, Wissenschaften oder Künste mit Leichtigkeit zu bearbeiten und in ihnen etwas nicht Gemeines zu leisten. Glaubt man, daß diese Anlage nur auf eine besondere Kunst oder Wissenschaft gerichtet ist, so sagt man im besondern: „Er hat poetisches, mathematisches etc. Genie“. Wenn man ihm aber diese Anlage für Wissenschaften und Künste überhaupt zueignen will, so sagt man im allgemeinen: „Er hat Genie“. – Eine weit höhere Naturanlage will man in demjenigen bezeichnen, von dem man sagt, „daß er ein Genie sei“. Wendet man dieses auch nur bestimmt auf *einen* Gegenstand an, „er sei ein philosophisches, malerisches, technisches, mathematisches Genie“, so soll dieses unstreitig soviel heißen: „Alle Fähigkeiten seines Geistes scheinen von der Natur dahin gerichtet zu sein, um eben diese bestimmte Kunst und Wissenschaft zu treiben und sich in derselben als Erfinder und Virtuose vor andern auszuzeichnen.“ Sagt man endlich im allgemeinen: „Dieser Mensch ist ein Genie“, so glaube ich, daß man diesem Ausdruck füglich keinen andern Sinn unterlegen kann und soll als den: „Dieser Mensch besitzt vorzügliche Fähigkeiten des Geistes, um in jeder Kunst und Wissenschaft, die er treiben wird, als selbständiger Erfinder und Virtuose zu erscheinen; er besitzt die Kraft, jedes Wissenswerte mit Leichtigkeit zu lernen, mit Tiefe

zu ergründen, mit Festigkeit zu behalten, mit Weisheit zu ordnen, mit Scharfsinn zu beurteilen; gleiche Stärke aller Geisteskräfte, gleiche Kraft, sie anzuwenden; gleiche Gewandtheit, sie auf den oder jenen Gegenstand zu richten, gleiche Lust und Liebe, sie zu gebrauchen.“

Ich habe mir diesen Begriff jenes Ausdrucks von dem jungen Mann abgezogen, den ich mehrere Jahre seines kurzen Lebens, aber gerade diejenigen, wo sein Geist reifte, genauer zu beobachten Gelegenheit hatte, von Friedrich von Hardenberg.

Und wenn man gemeiniglich den Genies den Fehler zuschreibt, daß sie nur oberflächlich sind, daß sie nicht stets bei *einem* Gegenstande halten, daß sie die ernstesten Gegenstände des menschlichen Wissens den gefälligeren nachsetzen, daß sie in ihren Ideen leben und sich zur praktischen Anwendung nicht bequemen wollen: so war dieses mit Hardenberg nicht der Fall. Alles wollte er gründlich und wissenschaftlich erlernen, und keinen Gegenstand des menschlichen Wissens schloß er davon aus. Dabei gewohnte er sich auch zum praktischen Leben und scheuete die mühsame Erlernung des Details und der Kleinigkeiten nicht, die ein guter Praktiker notwendig kennen und anwenden muß. Und mit dem allem verband er ein für alles Gute und Schöne, besonders für Natur, Freundschaft und Liebe empfängliches Herz, welches mit seinem Geiste in dem besten Einklang stand, so daß er weder über der Ausbildung des Geistes die des Herzens vergaß, noch sein Kopf mit dem Herzen davonging; und daß er auch an andern Kopf und Herz richtig zu würdigen und zu unterscheiden wußte.

Sein früher Tod schien daher allen, die ihn genauer kannten, ein wahrer Verlust für die Wissenschaft

und für die Menschheit zu sein. Unstreitig hatte die liberale, vielseitige, oft veränderte und oft heterogene Erziehung, die er genossen hatte, zur Ausbildung seiner trefflichen Naturanlagen viel beigetragen. Im Adelstande geboren, der Sohn eines guten, verständigen, angesehenen und wohlhabenden Vaters, nah verwandt mit Männern, die Geburt, Würde, Vermögen, Verbindungen, Geistesgaben und Kenntnisse über andere erhoben hatten, waren ihm alle die Vorzüge früh zuteil geworden, die daher fließen können, ohne daß die damit verbundenen Nachteile vorzüglich auf ihn gewirkt hätten. Denn, ohne die bürgerliche Verschiedenheit der Stände zu verkennen, machte sein freier, denkender Geist doch nur einen Unterschied zwischen der gebildeten und der ungebildeten Menschenklasse aller Stände. Und dem Adel eignete er nur zwei Vorzüge zu, den der Gastfreundschaft und den der Liberalität in Gesinnung und Erziehung, welche letztere ihm besonders so wohlthätig gewesen war....

Mensch, im edelsten Sinne des Worts, wollte er werden – seine ruhige Vernunft leitete sein Urteil zur Unbefangenheit und Unparteilichkeit. Den Schriftsteller schied er durchaus vom Menschen und den Freund von beiden. Die bittersten Kritiken über den Schriftsteller fielen ihm nicht auf; dann aber konnte er seine Mißbilligung nicht verbergen, wenn der Mensch im Schriftsteller angegriffen wurde. So waren in der ganzen Sammlung von Xenien nur zwei, die er mißbilligte, weil sie den moralischen Wert des Schriftstellers herabwürdigten. Das bekannte Kotzebuesche Schauspiel, worin sein vertrauter Fr. Schlegel so derb gegeißelt ward, machte ihn nicht unwillig, weil eben nur ein Schriftsteller den andern persifliert und Schlegel zuerst den Handschuh hin-

geworfen hatte. So ehrte er Schlegels „Lucinde“ als Kunstwerk, würde aber errödet haben, es in die Hand eines ehrbaren Mädchens zu geben.

Herzlichkeit war ein Hauptbestandteil seines Charakters. Sie war so innig in sein ganzes Wesen verwebt, daß man ohne sie ihn durchaus nicht kennen kann. Sie gab erst seiner Phantasie und seiner Vernunft ihren Wert, ihm seine Individualität. War aber seine Phantasie, nach seinem eigenen Ausdruck, eine herzliche Phantasie: so war auch seine Herzlichkeit eine vernünftige Herzlichkeit. Sie spricht noch aus seinen Schriften und aus seinen Briefen. Sie offenbarte sich besonders in seiner Religion, in seiner innigen Anhänglichkeit an Eltern, Geschwister, Geliebte, Freunde und in dem Geschmack, den er am hauslichen Glück und an der stillen Freude des freundschaftlichen Umgangs fand; dabei war er so ganz ohne Anmaßung und anspruchslos, daß er auch in dieser Hinsicht für Liebe und Freundschaft geschaffen zu sein schien.

Im Umgang mit Freunden oder in großen gemischten Gesellschaften war er oft stundenlang still, doch dabei aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn her vorging; aber im traulichen Zirkel desto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfnis, daß er sich ausreden konnte. Ganze Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinsten Gegenständen wußte er ein Interesse zu geben. Und wie sichtbar war da seinen Freunden der Reichtum seiner Phantasie, die Schärfe seiner Vernunft, das Innige seiner Herzlichkeit! Widerspruch vertrug er gern, und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz gesagt, so gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wohl den Sophisten. Seine Gestalt war lang,

gut gebaut, hager; sein Auge verriet Geist, sein Mund Freundlichkeit. Sein Äußeres war einfach und schlicht, aller Putz war ihm widernatürlich. – Er lebte, wie er selbst sagte, gern im Lande der Sinne, nicht in dem der Sinnlichkeit; denn sein innerer Sinn war der Führer des Äußern. Und so schuf er sich in der sichtbaren Welt eine unsichtbare. Dies war das Land seiner Sehnsucht. Dahin ist er heimgekehrt, früh vollendet.

LUDWIG TIECK

...Novalis war groß, schlank und von edlen Verhältnissen. Er trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken, welches damals weniger auffiel, als es jetzt geschehen würde; sein braunes Auge war hell und glänzend, und die Farbe seines Gesichtes, besonders der geistreichen Stirn, fast durchsichtig. Hand und Fuß war etwas zu groß und ohne feinen Ausdruck. Seine Miene war stets heiter und wohlwollend. Für denjenigen, der nur die Menschen nach dem Maße unterscheidet, in welchem sie sich vordrängen, oder durch gesuchten Anstand, durch das, was die Mode verlangt zu imponieren oder aufzufallen suchen, verlor sich Novalis in der Menge; dem geübteren Auge aber bot er die Erscheinung der Schönheit dar. Der Umriß und der Ausdruck seines Gesichtes kam sehr dem Evangelisten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen großen Tafel von A. Dürer sehn, die Nürnberg und München aufbewahrt.

Sein Gespräch war lebhaft und laut, seine Gebärde großartig, ich habe ihn nie ermüdet gesehn; wenn wir die Unterhaltung auch tief in die Nacht hinein

fortsetzten, brach er nur willkürlich ab, um zu ruhen, und las auch dann noch, ehe er einschlief. Langeweile kannte er nicht, selbst in drückenden Gesellschaften unter mittelmäßigen Köpfen, denn er entdeckte gewiß irgendeine Person, die ihm eine noch fremde Kenntnis mitteilte, die er brauchen konnte, so geringfügig sie auch sein mochte. Seine Freundlichkeit, seine offne Mitteilung machten, daß er allenthalben geliebt war, seine Virtuosität in der Kunst des Umganges war so groß, daß geringere Köpfe es niemals wahrgenommen haben, wie sehr er sie übersah. Wie er auch am liebsten die Tiefen des Gemütes im Gespräch enthüllte, als begeistert von den Regionen unsichtbarer Welten sprach, so war er doch fröhlich wie ein Kind, scherzte in unbefangener Heiterkeit und gab sich selbst den Scherzen der Gesellschaft hin. Ohne Eitelkeit, gelehrten Hochmut, entfremdet jeder Affektion und Heuchelei, war er ein echter, wahrer Mensch, die reinste und lieblichste Verkörperung eines hohen unsterblichen Geistes.

Seine eigentlichen Studien waren seit vielen Jahren Philosophie und Physik gewesen. In der letzten sind seine Wahrnehmungen, Kombinationen und Ahnungen oft seiner Zeit vorausgeeilt. In der Philosophie hatte er vorzüglich Spinoza und Fichte studiert; aber er suchte nachher eine eigne Bahn, die Philosophie mit der Religion zu vereinigen, und so wurden ihm, was wir von den Neuplatonikern besitzen, sowie die Schriften der Mystiker sehr wichtig. Seine Kenntnisse in der Mathematik sowie in den Künsten der Mechanik, vorzüglich aber in der Bergwerkskunde waren ausgezeichnet. Dagegen hatte er sich nur wenig für die eigentlichen Künste interessiert. Die Musik liebte er sehr, obgleich er nur oberflächliche Kenntnis von ihr hatte; zur Skulptur

und Malerei ward sein Gemüt nur wenig hingezogen, ob er gleich über alle diese Künste die originellsten Ideen und die höchsten Ahnungen aussprechen konnte. So erinnere ich mich z. B. eines Streites über die Landschaftsmalerei, in welchem ich seine Ansicht nicht fassen konnte, die aber nachher aus eignem reichem, poetischem Gemüt der vortreffliche Landschaftsmaler Friedrich in Dresden großenteils wirklich gemacht hat. In der Poesie war er eigentlich ebenso Fremdling, er hatte nur wenige Dichter gelesen und sich mit der Kritik und den hergebrachten Systemen der Dichtkunst nicht beschäftigt. Goethe war lange sein Studium gewesen, vor allen andern Werken hatte er den „Wilhelm Meister“ geliebt, so wenig man dies auch aus seinem strengen Urteil über dieses Werk in seinen „Fragmenten“ schließen sollte. Er verlangte von der Poesie das Nächste, Gemüt und Begeisterung, und daher kam es, daß, wie ihm viele Meisterwerke unbekannt waren, er auch nicht an Nachahmung oder fremder Autorität litt, so wie ihm viele Schriften, die der Kenner nicht hoch stellen kann, lieb und teuer sein konnten, weil er in ihnen, wenn auch mit schwachen Farben, jenes Ursprüngliche, Nächste und Bedeutungsvolle sah, dem er vorzüglich nachstrebte. Jene Erzählungen, die wir in neuern Zeiten Märchen genannt haben, kamen mit ihrer wunderlichen Weise seinen Vorstellungen am meisten entgegen; er sah in ihnen tiefern Sinn und suchte ihn in auf die vielseitigste Art eigenen Dichtungen auszusprechen. Ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Übernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Märchen, und jene Region, die die meisten Menschen

nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnden oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimat. So erfand er, von Beispielen unbestochen, einen neuen Weg der Darstellung, und in der Vielseitigkeit der Beziehung, in der Ansicht der Liebe und dem Glauben an sie, die ihm zugleich Lehrerin, Weisheit und Religion ist, darin, daß ein einziger großer Lebensmoment und ein tiefer Schmerz und Verlust das Wesen seiner Poesie und Anschauung wurde, gleicht er unter den Neueren allein dem erhabenen Dante, und singt uns wie dieser einen unergründlichen mystischen Gesang, sehr verschieden von jenem mancher Nachahmer, welche die Mystik wie ein Ornament glauben an- und ablegen zu können. Daher ist auch sein Roman bewußt und unbewußt nur Darstellung seines Gemüts und Schicksals, wie er denn selbst seinen Heinrich im Fragment des zweiten Teiles sagen läßt: „– – daß Schicksal und Gemüt Namen *eines* Begriffes sind“.

So kann uns sein Leben selbst mit Recht wunderbar erscheinen, und ein sonderbarer Schauer, wie bei einem Märchen, erfaßt uns, wenn wir hören, daß jetzt von seinen vielen Geschwistern nur noch zwei Brüder, Georg Anton und Hans Christoph, leben, und die edle Mutter, die seit einigen Jahren auch der Gatten betrauert, in Einsamkeit nur ihrem Schmerze und der Religion mit stiller Ergebung sich widmet.

HENRIK STEFFENS

Der Philosoph und Naturforscher Henrik Steffens lernte Novalis während des Sommers 1799 in Freiberg kennen. Der gemütvolle und begeisterungsfähige Norweger, der sich mit einer Tochter von Tiecks Schwager

dem Komponisten J. F. Reichardt, verheiratete, gab später seine Memoiren unter dem Titel „Was ich erlebte“ heraus.

Die jüngste Tochter Charpentiers, Julie, schön, weich, mit einem wehmütigen Ausdruck, zog mich vorzüglich an, denn sie war die Braut Hardenbergs. Ich sehnte mich nach der Bekanntschaft dieses merkwürdigen, originellen Dichters, dessen ätherisch-phantastisches Wesen und tiefe, blitzähnliche Äußerungen uns merkwürdig vorkamen und mich anzogen ...

In Freiberg lernte ich nun auch Novalis kennen. Ich hatte viel von ihm sprechen hören. Es war kaum ein Mensch, nach dessen persönlicher Bekanntschaft ich mich wärmer sehnte. Ich traf ihn zuerst bei Friedrich Schlegel, in dessen Armen er ein paar Jahre darnach verschied. Sein Äußeres erinnerte dem ersten Eindruck nach an jene frommen Christen, die sich auf eine schlichte Weise darstellen. Sein Anzug schien diesen ersten Eindruck zu unterstützen, denn dieser war höchst einfach und ließ keine Vermutung seiner adligen Herkunft aufkommen. Er war lang, schlank, und eine hektische Konstitution sprach sich nur zu deutlich aus. Sein Gesicht schwebt mir vor als dunkel gefärbt und brünett. Seine feinen Lippen, zuweilen ironisch lächelnd, für gewöhnlich ernst, zeigten die größte Milde und Freundlichkeit. Aber vor allem lag in seinen tiefen Augen eine ätherische Glut. Er war ganz Dichter. Das ganze Dasein löste sich für ihn in eine tiefe Mythe auf. Gestalten waren ihm beweglich wie die Worte, und die sinnliche Wirklichkeit blickte aus der mythischen Welt, in welcher er lebte, bald dunkler, bald klarer hervor. Man kann ihn nicht einen Mystiker im gewöhnlichen

Sinne nennen, denn diese suchen hinter der Sinnlichkeit, von welcher sie sich gefangen fühlen, ein tieferes Geheimnis, in welchem ihre Freiheit und geistige Wirklichkeit verborgen liegt. Ihm war diese geheime Stätte die ursprüngliche klare Heimat; von dieser aus blickte er in die sinnliche Welt und ihre Verhältnisse hinein. Die ursprüngliche Mythe, die zu seinem Wesen gehörte, schloß ihm selbst das Verhältnis der Philosophie, aller Wissenschaften, der Künste und der bedeutendsten geistigen Persönlichkeiten auf. Daher war die wunderbare Anmut seiner Sprache, die Melodie seines Stils nichts Erlerntes, sondern ihm eben das Natürlichste; daher bewegte er sich mit gleicher Leichtigkeit in der Wissenschaft wie in der Poesie, und die tiefsten, ja schärfsten Gedanken konnten ihre Verwandtschaft mit dem Märchen ebensowenig verleugnen wie das bunteste, scheinbar willkürlichste Märchen seine, wenn auch verborgene spekulative Absichtlichkeit. Die „Lehrlinge zu Sais“ und „Heinrich von Ofterdingen“ mußten einen tiefen Eindruck hervorbringen und schienen, seinem ätherischen Geiste ähnlich, das Geheimnis, welches die Philosophie durch strenge Methode zu enthüllen suchte, ursprünglich zu besitzen. Daher durfte er sich über alle Gegenstände zwanglos äußern, und wenn er selbst behauptete, der Philosoph solle zwar eine Methode besitzen, aber erst dann lehren, wenn er sie beherrschte und aus ihr heraus, nicht durch sie darzustellen vermöchte, so spricht er sein eigenes Wesen in der Tat am klarsten und deutlichsten aus.

Er konnte, besonders in größeren Gesellschaften oder in Gegenwart von Freunden, lange stillschweigend, in Nachdenken versunken, dasitzen. Ein zartes Gefühl schien ihm die Gegenwart verschlossener und innerhalb entfremdeter Naturen zu verraten; nur wo

ihm verwandte Geister entgegenkamen, gab er sich ganz hin. Dann aber sprach er gern und ausführlich und erschien im höchsten Grade lehrhaft ...

Aus einer tiefen Vergangenheit des Geistes, aus einer ursprünglichen, welche sich in der tätigen Gegenwart nur unklar zu äußern vermag, heraus schien Novalis zu sprechen wie zu schreiben.

Ich sah ihn in Jena nur wenige Tage, in Freiberg, wo er seine Braut, die Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, besuchte, nur einige Wochen, dann, schon bedenklich erkrankt, in Dresden. Ich verließ ihn in der bestimmten Ahnung, ihn nie wiederzusehen. Wenige Menschen hinterließen mir für mein ganzes Leben einen so tiefen Eindruck. Wenn ich ihm gern zuhörte, so nahm er auch einen freundlichen Anteil an den Ansichten und Ideen, die mich bewegten. Meine geschichtliche Ansicht der Natur schien auch ihm wichtig und für die Zukunft vielversprechend. Was ich von ihm las, was ich von ihm vernahm, mit ihm erlebte, begleitete den Gesang meines Lebens wie eine akkompagnierende Musik, oft wie ein wundersames Echo aus fernen Gebirgen, welches, was in meinem tiefsten Innern ruhte und was ich kaum auszusprechen wagte, mir laut und geistig reicher wiedergab.

Ich habe später Menschen kennengelernt, die ganz von ihm beherrscht wurden: Männer, die sich durchaus einem praktischen Leben weihten, empirische Naturforscher aller Art, die das geistige Geheimnis des Daseins hoch hielten und den verborgenen Schatz in seinen Schriften aufgehoben glaubten. Wie wundersame vielversprechende Orakelsprüche klangen ihnen die dichterisch religiösen von Novalis, und sie fanden in seinen Äußerungen eine Stärkung, fast wie der fromme Christ in der Bibel.

In der Tat war Novalis im tiefsten Sinne Christ und religiös. Es ist bekannt, daß Lieder von ihm herühren, die zu den herrlichsten gehören, welche die christliche Kirche kennt. Seine Neigung zum Katholizismus war, wie bekannt, sehr ausgesprochen, ja, keiner hat vielleicht mehr als er die Jugend zur katholischen Religion hingelockt. Später erschien in seinen gesamten Schriften eine Verteidigung der Jesuiten, und dennoch möchte ich behaupten, daß er die innere sittliche Freiheit, das geheime Band einer höheren Entstehung derselben, welches die gereinigte Gesinnung mit Gott verknüpft, den Begriff der Gnade und Gerechtigkeit durch den Glauben, das eigentliche Lebenselement der protestantischen Kirche rein bewahrte. Denn die große mythische katholische Welt war ihm eine zur sittlich geistigen Religion gesteigerte, nur innerlich sich bewegende und sich gestaltende Poesie. Aber die betäubende Gewalt der Dichtung überwaltigte die sekundären Geister, und sie gingen unter in der bunten Welt, die er mit Sicherheit beherrschte.

Mir war in religiöser Rücksicht Novalis wichtig wie keiner. Der tiefe Ernst des Glaubens, wie er meine Kindheit durchdrang, fing an, sich zu regen und immer mächtiger alle geistige Untersuchung zu tragen, als den schon gegebenen festen Grund des zu Begründenden.

JOHANN WILHELM RITTER

Mit dem zurückgezogen lebenden Physiker J. W. Ritter, der 1804 die ultravioletten Strahlen und zwei Jahre vor seinem italienischen Kollegen das Prinzip der Voltaschen Säule entdeckte, wurde Novalis anscheinend erst im letzten Jahr seines Freiburger Aufenthaltes (1799) persön-

lich bekannt. Fortan gehörte seine Bewunderung dem genialen Experimentator, der im Schloß Belvedere bei Weimar durch Benutzung von Froschschenkeln als Elektroskop den tierischen Magnetismus studierte, mit Goethe in Jena physikalische Forschungen trieb und etwas mystisch-vernebelt besonders originell die Lehre von der Einheit der Natur vertrat.

Unter dem Titel „Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers“ hat Ritter später (1810) sein eigenes Leben so erzählt, als sei er ein Bekannter des jungen Physikers gewesen, der sich Novalis so herzlich erschloß.

Oftmals hat der Verfasser der „Fragmente“ sich an Novalis' ersten Besuch bei ihm mit sichtbarer Rührung erinnert. Er lebte damals in der größten Zurückgezogenheit in einer abgelegenen Gasse, in einem kümmerlich ausgestatteten Zimmer, welches er oft vier Wochen lang nicht verließ; im Grunde, weil er nicht wußte, warum und zu wem es übrigens auch der Muhe wert sei, zu gehen. Seine ganze Gesellschaft waren lange Zeit seine wenigen, aber guten Bücher, dann sein alter wunderbarer Hauswirt und er selbst gewesen. In solcher Einsamkeit, und wo unser Freund gewiß nicht glaubte, daß jemand Ursache finden könne, sich um ihn zu kümmern, war es, daß einst ein Mann in sein Zimmer trat, der äußerlich äußerst unbedeutend aussehen konnte, aber kaum noch zu sprechen anfangen durfte, um jedem gleich wie ein uralter Bekannter, der alles um einen wüßte und mit dem man im geringsten nicht Umstände nötig habe, zu erscheinen. Novalis und unser Freund verstanden sich den Augenblick; fürs erste lag auch nicht die geringste Merkwürdigkeit in ihrem Zusammenkommen; letzterem war schlechterdings nur eben, als wenn er einmal laut mit sich selber sprechen

könnte. Solches aber war von jeher das Zeichen völliger Gleichgesinntheit und einer Freundschaft von Echtheit und Dauer ...

Novalis, der unsern Freund nun öfters besuchte, sah bald, in welcher auch äußerlich verlassenem Lage er sich damals befand, die dieser indessen kaum empfand, vielmehr sie seinem ganzen Treiben höchst natürlich und auch, in seinem Abstand von den übrigen Menschen, für gar nicht besser verdient hielt. Novalis bot ihm Unterstützung nicht an, sondern drang sie ihm auf. Daß sie durchaus reines Geschenk bleiben sollte, setzte diesen in große Verlegenheit; es war die erste Hilfe, die er nicht suchte, sondern fand; Novalis aber war schonend genug, ihn jener Verlegenheit nicht eher auszusetzen, als bis von einer Zurückgabe im Ernste die Rede entstand.

So wurde Novalis von allen Seiten Stütze und Bestätigung unseres Freundes – und ohne einiges Geräusch! Auf letzteren aber machte es, äußerlich, nie mehr Wirkung als die einer bloß etwas größeren äußern Lebensfreudigkeit. Er hing gewiß aufs zärtlichste an ihm; wer indes nicht wirklicher Herzenskundiger war, würde dies nie geschlossen haben, wenn er beide zusammen sah. So pflegt man auch dem Höchsten ergeben zu sein, ohne daß es äußerlich merkbar würde; bloß an dem Segen, der sich über das Leben und das Angesicht ergießt, erkennt der Eingeweihte, wohin das Herz des Sterblichen gerichtet sei. Kann es doch nie den Freund um dieses selber wegen suchen, immer tritt es mit ihm nur um das Höhere zusammen.

Novalis' Bekanntschaft mit unserm Freunde blieb nicht verborgen, und verschiedene wollten nun sehen, was das wohl eigentlich wäre. Einer darunter gab sich ganz besondere Mühe, ihn näher kennenzu-

lernen, und – dieweil es überhaupt gern seine Art so war – den noch sehr einfach scheinenden und nur im tiefsten Innersten erst, jedoch hier allerdings schon ziemlich weit entwickelten Jüngling, auch nach andern Richtungen fortzubilden. Unser Freund hat immer mit der größten Achtung von diesem menschenfreundlichen Manne und seinen vielen Verdiensten um ihn gesprochen; zu jener Anhänglichkeit an ihn aber wollte es, was auch die Gründe sein mochten, hier nie kommen, die ihm früher gegen einen Novalis so bald und ohne daß es gleichsam merklich wurde, entstand. Er fühlte sich von ihm vielleicht ebenso durchkannt wie von diesem, aber nicht sowohl stille Einstimmung in das verstandene Weiterstreben und eine aus solcher Bestätigung allemal entstehende ungemeine innere Freudigkeit und Heiterkeit dafür fand hier statt, sondern mehr ein fast zu heftiges, zu übereiltes Anschließen an und Bemühen um ihn; Vorausverkündigungen und Versicherungen über das, was schon wirklich da sei, die unseren jungen Freund mehr drückten als hoben, und als er ihrer gewohnter war, sogar verschiedene kleine Eitelkeiten zu erzeugen begannen, deren Unnützlichkeit ihm doch recht gut bewußt war, die aber immer gleich in der Geburt wieder zu ersticken, ihm zuletzt die Zeit fast nicht mehr bleiben wollte. Die, seinem bisherigen einfachen Gange, in welchem Novalis ihn nur überall bestärkt, fremdesten oder eigentlich zur Seite, an den Grenzen des Details liegendsten Gegenstände wurden ihm geboten, und immer hatte er die Pflicht über sich, sie mit Urteilen darüber zurückzuliefern, wo er doch unendlich überdachtere längst vorhanden wußte, es also bloße „Schulübungen“ waren, zu denen er doch eigentlich es jetzt am wenigsten schon Zeit für sich glaubte ...

Unsers Freundes bitterste Erinnerung an die überstandne Zeit nur blieb, besonders in ihrer letzten Hälfte, Novalis nicht mehr so wie früher im Auge behalten zu haben. Dieses Andenken, versicherte er mich mit Rührung, hätte ihm ein äußerst kostbares Jahr seines Lebens erhalten können! Sein Gemüt wandte sich völlig wieder zu ihm zurück, aber Novalis – starb. Er wurde ruhiger, als ihm aus dessen hinterlassenen Papieren ein Brief zugestellt wurde, den dieser noch wenige Tage vor seinem Tode an ihn angefangen, aber nicht mehr hatte vollenden können. Er enthielt Ermunterungen an ihn, seinem bisherigen Streben treu zu bleiben und mehrere Ausichten, die dann ihm ganz notwendig in Erfüllung gehen mußten. Über beide war hier ein Wort von außerordentlicher Bedeutung gesagt, und wie ein Heiligtum hat unser Freund dasselbe verwahrt und gepflegt.

FRIEDRICH SCHLEIERMACHER

Die nachstehenden Sätze nahm Friedrich Schleiermacher in die zweite, 1806 erschienene Auflage seiner Reden „Über die Religion“ auf, die in den Romantikern die Sehnsucht nach dem Universum geweckt haben. Die Zusammenstellung mit Spinoza begründete er durch die Erläuterung „Ebenso viele tändelten damals in flacher Poesie mit Religion und glaubten, damit dem tiefsinnigen Novalis verwandt zu sein, wie es ‚All-Einheitler‘ genug gab, welche dafür gehalten wurden oder selbst hielten, auf der Bahn des Spinoza zu wandeln, von dem sie womöglich noch weiter entfernt waren als jene Dichterlinge von ihrem Urbilde. Und Novalis wurde von den Nüchterlingen ebenso als schwärmerischer Mystiker verschrien,

wie Spinoza von den „Buchstäblern“ als Gottloser. Gegen das letztere nun zu protestieren, lag mir ob, da ich das ganze Gebiet der Frömmigkeit ausmessen wollte.“

Nur schweigend, denn der neue und tiefe Schmerz hat keine Worte, will ich euch statt alles andern hinweisen auf ein herrliches Beispiel, das ihr alle kennen solltet ...: auf den zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling, dem alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht, den ihr, wiewohl er kaum mehr als die ersten Laute wirklich ausgesprochen hat, den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen seltenen, die ebenso tiefsinnig sind als klar und lebendig. An ihm schauet die Kraft der Begeisterung und der Besonnenheit eines frommen Gemüts und bekennt, wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza, und die Künstler fromm sein und Christum lieben wie Novalis, dann wird die große Auferstehung gefeiert werden für beide Welten.

Novalis

Eine Darstellung seines Lebens

MORGENRÖTE DER KINDHEIT

Im Frühjahr 1801 trat der alte Freiherr Erasmus von Hardenberg eines Abends nach dem Gottesdienst der Herrnhuter-Gemeinde aus der Kirche, drückte den Hut auf die mächtige Glatze und fragte seinen Begleiter: „Wer hat eigentlich das wundervolle Lied gedichtet, das wir so eben gesungen haben?“ – „... Meinen Sie das Lied: ‚Was war ich ohne Dich gewesen?‘“ – „Ja, dieses.“ – „Für Sohn!“

Wahrscheinlich dämmerte ihm damals zum erstenmal auf, daß er der Vater eines bedeutenden Dichters war. Er selber, eine leidenschaftliche, jähzornige Natur, hatte schon früh jede unburgerliche Neigung gewaltsam in sich erstickt. Vom stillen Bergbau hatte er sich bei der Hannoverischen Legion in den Offizierssattel geschwungen, um nach den Abenteuern des Siebenjährigen Krieges mit wenig Geld am Südfuß des Harz die Bewirtschaftung des Familiengutes in Oberwiederstedt zu übernehmen. Dieses gehörte seit dem 17. Jahrhundert zum Besitz der niedersächsischen Adelsfamilie von Hardenberg, deren eigentlicher Stammsitz im ehemaligen Königreich Hannover zwischen Göttingen und Nordheim liegt. Noch heute sollen in der Burgruine die Worte gemeißelt stehen: „Verbum DOMINI manet in aeternum“ – „Das Wort GOTTES bleibt in Ewigkeit.“

In Oberwiederstedt hatte der Urgroßvater des Dichters an das düstere Äbtissinnenkloster, das ihm nach der Säkularisation durch Heirat zugefallen war, ein hochgiebliges Schloß bauen lassen, um das sich mit der Zeit ein dichter Teppich von wilden Reben legte. Hier verlor

der Vater von Novalis nach dreijährigem Eheglück während einer Blatternepidemie seine erste Frau. Nun, „nach einem wusten, wilden Leben, erwachte ich 1769 durch eine heftige Erschütterung bei dem Tode meiner Frau und empfand eine wilde Unruhe über den Zustand meiner Seele. Die fromme Erziehung meiner seligen Mutter hatte mir Principia eingefloßt, welche mir schon in meinen zarten Jahren starke Eindrücke in meiner Seele gemacht, und diese hatte mir der langmutige Gott auch in dem Wust von Lastern erhalten, denen ich mich so lange überlassen.“ Seitdem besuchte er unter dem Einfluß des englischen Methodistenpredigers Dodrige die christlichen Versammlungen der Herrnhuter Brüdergemeinde, die Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf kurz zuvor gegründet hatte.

Schon ein Jahr nach dem Tod seiner Frau heiratete der vitale Mann eine sanftmutige, schüchterne Waise, die seine Mutter als entfernte Verwandte zu sich genommen hatte: Bernhardine von Bölzig, die er beim ersten Zusammentreffen in seiner herrischen Art fragte, welchen Vornamen sie habe. „Bernhardine!“ – „Der ist mir zu lang Haben Sie keinen zweiten?“ – „Oh doch, Auguste!“ – „Gut, dann nenn ich Sie Auguste“, entschied er, worüber das schüchterne zwanzigjährige Mädchen, das lieber eine poetische Bernhardine gewesen wäre, im Stillen sehr gekrankt war. Die Energie des elf Jahre älteren Puritaners machte ihr aber Eindruck, und so zog sie schon wenige Wochen später mit ihm nach Oberwiederstedt, wo sie, mehr gehorsame Dienerin als Herrin, in Demut das zurückgezogene Leben des Schloßbesitzers zu teilen begann. Sie wurde zur fürsorglichen Mutter von sieben Söhnen und vier Töchtern, die – mit Ausnahme eines einzigen Sohnes – alle kurz nacheinander vor ihr starben, meist an Tuberkulose. Eine Frühgeburt machte die zarte Frau schon jung kränklich, und ihr dichterisch-empfind-

sames Gemut, das sich nur selten in kleinen Geburtstagsversen an ihre Kinder hervorwagte, wäre wohl vorzeitig in Schwermut übergegangen, wenn ihr nicht die Religion wie ein unwandelbarer Stern durch das Leben geleuchtet hätte.

Sie brachte Novalis am 2. Mai 1772 in einem dunkeln Zimmer des Herrschaftshauses zur Welt. Er bekam die Vornamen Georg Friedrich Philipp. Erst viel später – seit dem Vorfrühling 1798 – taucht in seinen Briefen und Handschriften die poetische Bezeichnung Novalis auf, „welcher Name ein alter Geschlechtsname von mir ist und nicht ganz unpassend“, denn schon im 13. Jahrhundert hatten sich seine im Kirchen- und Kriegsdienst geübten Vorfahren in den lateinischen Urkunden zuweilen als „de Novali“ oder „von Rode“, das heißt als Saer und Neuland Rodende bezeichnet. Bis zum neunten Jahr hing der stille, schwächliche Knabe am liebsten an den mütterlichen Rockschoßen. Es war, als schlummere sein Geist noch unaufgeweckt in der Wiege weiter. Nach einer heftigen Krankheit, die ihn monatelang ins Bett zwang, wurde er plötzlich lernbegierig und gesellig. Bald überholte er alle Geschwister an Wissen. Jahrelang blieben sie seine einzigen Kameraden, denen er selbsterfundene Märchen erzählte oder sie aufforderte, mit ihm die Genien der Luft, des Wassers und der Erde darzustellen. Ein ideales Spielfeld stand für die Kinder bereit: dort das Schloß mit seinen dämmrigen Gemächern und Gängen, mit der steilen Wendeltreppe und dem Turm, von dem man auf die legendenumhüllten Klostergebäude sah, die als Scheuer und Stall dienten – hier der enge Hof mit der violetten Fliederpracht, die große Lindenallee, die der Vater am Tag nach seiner zweiten Hochzeit angepflanzt hatte, und im Park der Teich, der wie ein verträumtes Auge inmitten des Baumgrüns lag.

Nach dem mißglückten Versuch, während der Erkran-

kung der Mutter die Erziehung einem Prediger der Brüdergemeinde zu übergeben, wurde der zehnjährige Novalis mit seinem Hofmeister K. Ch. E. Schmidt zum älteren Bruder des Vaters nach dem braunschweigischen Lucklum geschickt. Freiherr Friedrich Wilhelm von Hardenberg war im Siebenjährigen Krieg Adjutant des Feldherrn Friedrich II. gewesen. Jetzt hauste er, zum Statthalter und Großkomtur des Deutschen Ordens aufgerückt, wie ein Verehrung heischender Buddha in seinem kultivierten Haus, in dem es heitere Gesellschaften, gewandte Konversation und eine erlesene Bibliothek gab. Dieser selbstbewußte Weltmann, der an feierlichen Anlässen im Panzer und weißen Mantel der Deutschritter erschien, huldigte ganz anderen Grundsätzen als sein christlich-demütiger Bruder. Der inneren Macht der Religion zog er die äußere Macht der Welt vor. In ihr sich mit Glanz und Ehren zu behaupten, betrachtete er als Hauptaufgabe des Adels. Die Wucht seiner Autorität hatte für Novalis auf die Dauer gefährlich werden können, wenn der Onkel nach Ablauf eines Jahres nicht selbst angeordnet hätte, er möge nun wieder in den patriarchalisch-einfachen Haushalt des Vaters zurückkehren.

Diesen zwang der Beruf eines Salinendirektors, dem seit 1784 die Verwaltung der verstreuten Salinen Artern, Kösen und Dürrnberg unterstand, die ländliche Idylle von Oberwiederstedt mit dem Städtchen Weißenfels zu vertauschen, wo sich Novalis „wie in Bötien fern von den Musen und ihren Tempeln vorkam.“ Hier, inmitten der Burgen und Rebberge des Saalelandes, bezog die Familie 1787 ein gartenumgrenztes Haus. Mit dem Umzug begannen die „rosafarbenen Bilder der Kindheit“ langsam zu verblassen. Damals entstanden die ersten Gedichte. Eine Tante in Gera hatte schon der Dreizehnjährige besungen. Nun sandte er als „unbärtiger Jüng-

ling“ dem Balladenmeister Gottfried August Bürger einige Sonette zur Begutachtung. Der Korrespondenz folgte bald die persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter. Unter der Tarnkappe eines Fähndrichs von Hanstein, der angeblich als Fürsprecher eines armen Freundes auftrat, überfiel er außerdem einen Verleger mit einem Bündel Verse, wobei er ihm aus Appetit auf ein Honorar mit knabenhafter Naivität gleichzeitig Trauerspiele, Aufsätze und Reisebeschreibungen anbot, obwohl sie „noch nicht ganz zum Druck fertig“ seien.

Auf Geheiß des Vaters, vor dessen strengen Augen unter dem zartlichen Protektorat der Mutter solche Jugendstreiche ängstlich geheim gehalten wurden, sollte er aber kein Dichter, sondern ein Diener des Staates werden. So wurde er im Juni 1790 auf das Luthergymnasium nach Eisleben geschickt. Dessen Direktor, David Christian Jani, nahm Novalis als Pensionär in sein Haus. Als begeisterter Kenner der antiken Dichter führte er den jungen Schwarmer in die Schönheiten der alten Sprachen ein, so daß er mit Lust Homer, Cicero, Theokrit, Ovid und Vergil zu übersetzen begann, namentlich aber Horaz, den Jani in einer philologisch gründlichen Ausgabe neu herausgebracht hatte. Die später entstandene freie Übersetzung „Wohin ziehst du mich?“, die Novalis nach einem Gedicht von Horaz vornahm, wollte er angeblich für die Fortsetzung des Romans „Heinrich von Ofterdingen“ verwenden. Freundschaftliche Beziehungen zum humanistischen Justizamtmann Buttner, dessen „horazische Bonhomie“ Novalis entzückte, zu Janis Tochter Auguste und Christian Schlözer, dem Sohn des universalen Historikers, verliehen dieser Gymnasiastenzeit, die durch Rektor Janis Tod vorzeitig abgebrochen wurde, ein helles Gesicht.

STUDENTENJAHRE

Um Novalis im staatlichen Verwaltungsdienst einen raschen Aufstieg zu ermöglichen, schickte ihn der Vater im Herbst 1790 auf die Universität Jena, wo er während zwei Semestern Jurisprudenz studierte. Jena sonnte sich damals im Ruf, die Hochburg der Kantianer zu sein. Während sich Kant selber in Königsberg immer menschenscheuer in seine altvaterische Hauslichkeit einspann, scharten sich in Jena die Hörer um den einstigen Jesuitenzögling Professor K. L. Reinhold aus Wien, der mit Scharfsinn über die Elementarphilosophie und „Die Kritik der reinen Vernunft“ dozierte. Unter seiner Führung betrat auch Novalis die weite, kühle Eisfläche der Logik. Vielleicht war es Reinhold, der seinen Schwiegervater, den Dichter Chr. M. Wieland bewog, in der von ihm redigierten Zeitschrift „Der Neue Teutsche Merkur“ das Gedicht „Klagen eines Junglings“ aufzunehmen. Es erschien im April 1791 mit einer väterlichen Randbemerkung des Herausgebers, in der er rühmend die „heutzutage an Junglingen so seltene Bescheidenheit“ des jungen Verfassers hervorhob. Was dieser bisher geschrieben hatte, bewies mehr imitatorisches Geschick als schöpferische Originalität. Es befanden sich darunter ein kraftmeierisches Ritterdrama „Kunz von Stauffungen“, durch das Goethes „Götz von Berlichingen“ polterte, ein antikisierendes Chordrama, das den Titel „Marpissa“ trug, Schwänke und Verserzählungen im Stil von Wieland und Bürger, aus deren Bann ihn erst Schiller allmählich löste, sowie Fabeln, Romanzen und Gedichte, die bewiesen, wie eifrig er Klopstocks „Messias“ und die Tandeleyen der Anakreontiker gelesen hatte. Nun entstanden auch Nachdichtungen aus „Odyssee“ und „Ilias“, die er, von der Größe solcher Kunst berauscht, in einem Weinberg vor der Stadt gelesen hatte. Sein „errötendes

Gesicht in Homers dichtem Bart verbergen“ zu dürfen, erschien ihm damals wie eine holde Fata Morgana.

Sein Hausgott wurde aber Friedrich Schiller, der in Jena gerade über die Kreuzzüge und die europäische Staatengeschichte las. Ihm, dem „Erzieher des künftigen Jahrhunderts“, warf sich Novalis vertrauensvoll zu Füßen, hingerissen von so viel sittlicher Größe und echtem Pathos. Sein Werben um die Zuneigung des Dichters hatte Erfolg. Schiller empfing ihn nicht nur bei sich in Jena und in Rudolstadt, wohin er sich im März 1791 brustkrank zurückgezogen hatte, sondern er griff auch kräftig in das Schicksal des jungen Adligen ein, indem er ihn auf Wunsch des Vaters ermahnte, das Studium der Jurisprudenz nicht den musischen Schwärmereien zu opfern. Denn bereits war es dem alten Hardenberg zu Ohren gekommen, daß sein Sohn sich in Jena mehr mit schongeistigen Dingen als mit den Pandekten abgab. Den „langbeinichten Sybariten“, dem als Kind im Haus des Onkels die Freuden der Welt vorgegaukelt worden waren, drängte es nun selbst an die Krippe des Lebens.

Ende September 1791 kehrte Novalis nach Weißenfels zurück, um sich bereits drei Wochen später an der Universität Leipzig zu inskribieren. Hier umwehte ihn zum erstenmal die heitere Luft des Rokoko, in der sich die biedereren Leipziger wie weltgewandte Pariser vorkamen. Ohne großen Widerstand ließ sich Novalis in den Strudel ihrer Lebenslust reißen. Kurz vor Torschluß des Jahres wurde sein Vorsatz, nun planmäßiges Seelenfasten zu üben und seine Energien auf die Studien zu werfen, durch eine bedeutungsvolle Bekanntschaft ins Wanken gebracht. Zur gleichen Zeit nämlich, als der Philosoph Fichte nach kümmerlicher Privatlehrer-Existenz der frivolen Stadt Leipzig enttäuscht den Rücken kehrte, um im solideren Zürich nicht allein ein bedeutendes Auditorium, sondern auch eine gute Ehegefährtin zu finden,

war um Ostern 1791 der Norddeutsche Friedrich Schlegel mit selbstbewußtem Unternehmungsgeist in der sächsischen Hauptstadt eingerückt. Mit seinem feinen Instinkt für knospende Talente witterte er in Novalis sofort den zukunftssträchtigen Lyriker. Zwar fand er in seinen ungedruckten Werken, in die er schon nach wenigen Tagen Einblick erhielt, noch „die äußerste Unreife der Sprache und Versifikation, beständige unruhige Abschweifungen von dem eigentlichen Gegenstand, zu großes Maß der Länge und uppiger Überfluß an halbvollendeten Bildern, so wie beim Übergang des Chaos in Welt nach dem Ovid“, aber im gleichen Brief an seinen Bruder August Wilhelm triumphierte er: „Das Schicksal hat einen jungen Mann in meine Hand gegeben, aus dem alles werden kann!“ Einen Monat später fügte er freilich einschränkend hinzu: „... alles – aber auch nichts!“ Diese Menschenführung war eine Mission nach Friedrich Schlegels Geschmack! Selber ein unruhiger Bohemien, der in der Stille der Natur und des Alltags keinen Anker für seinen zynisch-grüblerischen Verstand fand, öffnete sich ihm hier willig ein Jungling, der noch rein wie ein Kind war. „Er gefiel mir sehr wohl, und ich kam ihm entgegen, da er mir denn bald das Heiligtum seines Herzens öffnete. Darin habe ich nun meinen Sitz aufgeschlagen und forsche. Ein noch sehr junger Mensch von schlanker guter Bildung, sehr feinem Gesicht mit schwarzen Augen, von herrlichem Ausdruck, wenn er mit Feuer von etwas Schönerem redet – unbeschreiblich viel Feuer – er redet dreimal mehr und dreimal schneller wie wir andere – die schnellste Fassungskraft und Empfänglichkeit.“ Mit Begeisterung erzählte ihm Novalis von Plato und Hemsterhuis, die er soeben für sich entdeckt hatte.

Der Sonnenglut dieser Freundschaft folgte bald die erste Abkühlung. „Die kleine Freude mit Hardenberg“, berichtete Friedrich Schlegel, der ein großer Reformator,

aber als Charakter noch selber ein unruhiger Sucher war, am 21. November 1792 seinem Bruder, „ist geendigt. Um bei ihm so wahr sein zu dürfen als ich war – ich kann Dolche reden –, hätte ich mehr Schmeicheleien lügen müssen. Eitelkeit wegen meiner Meinung von seinen Talenten und manche gleiche Interessen zogen ihn nach häufigen kurzen Entfernungen immer wieder an mich, aber endlich beredete ihn doch beleidigte Eitelkeit, mein Benehmen sei hämische Tadelsucht und unsinniger Stolz; er hielt mich für gefühllos und fing an, mir nicht zu trauen. Auch sah ich immer deutlicher, daß er der Freundschaft nicht fähig und in seiner Seele nichts als Eigennutz und Phantasterei sei. (Ich sagte ihm einmal: „Sie sind mir bald liebenswürdig, bald verächtlich!“) Dazu kam: er hatte in pöbelhafter Lustigkeit schon einigemal meine Empfindlichkeit auf gewisse Art gereizt. Endlich einmal brach ich trocken ab, mit Hindeutung auf ein Duell, obgleich er nichts gesagt, was einer Sottise entfernt ähnlich gewesen. Obgleich ich damals wirklich – das erstemal in meinem Leben – im Zorn war, so wurde ich doch noch jetzt ebenso handeln. Von da erlosch sein Zutrauen und meine Neigung für immer. Er war mir doch etwas wert – ich wollte ihm so gern nützen, und auch gegen seinen Willen ist es doch wohl geschehen – er hatte Interesse für mich und meine Eigentümlichkeiten – Verstand und Witz hatte er wirklich nicht wenig. Du hast gewiß nach den Versen und meiner Schilderung ihn Dir zu kindisch denken müssen. Vergebens hoffte ich die Schwäche seines Herzens so zu erklären. Sie wird ewig bleiben und ewig mit schönen Talenten spielen wie ein Kind mit Karten. Ich sagte ihm noch zuletzt: „Sie sehen die Welt doppelt: einmal wie ein guter Mensch von fünfzehn und dann wie ein nichtswürdiger von dreißig Jahren.““

Zwei Schwestern, in die sie sich um Weihnachten 1792 verliebten, scheinen sie bald wieder enger aneinander ge-

bunden zu haben. Zur Frauenliebe hat Novalis ja immer gedrängt. Was er, der mütterlichen Fürsorge entwachsen, bisher an zärtlichen Beziehungen zu Mädchen erlebt hatte, war rasch wieder zerronnen. Als nun im Mai 1792 sein jungerer Bruder Erasmus von der Fürstenschule Schulpforta kam, um in Leipzig ebenfalls Jurisprudenz zu studieren, gaben sich die beiden mit Eifer der Lustbarkeit des „Sponsierens“ hin; eine ausbrechende Tuberkulose zwang jedoch Erasmus bald, allen Universitätsträumen zu entsagen und sich als Jagdvolontär in die kursächsischen Walder zurückzuziehen.

Über Novalis aber schlugen zum erstenmal die F'imen der Sinnlichkeit zusammen. In ihnen schmolzen alle moralischen Vorsätze. Das kokette Mädchen, das später als Julie Jourdan nach Berlin ging, scheint diese Leidenschaft nicht erwidert zu haben. Ihre Widerspenstigkeit steigerte den unglücklichen Freier, der sogar die Möglichkeit einer Heirat erwog, in eine immer krankhaftere Unruhe, so daß er Schulden zu machen begann und seine Studien bald völlig vernachlässigte. Seine weltschmerzlerische Stimmung umwolkte auch das Gemüt von Friedrich Schlegel, mit dessen Hilfe er die ersten bittersüßen Früchte vom Baum der Erkenntnis gepflückt hatte. Die Selbstmordabsichten des Freundes, den schon Herder von „spatzenhafter Unruhe“ fand, quittierte Novalis freilich mit ironischem Unglauben. Aus Erfahrung wußte er, wieviel in diesem altklugen, hochmütigen Gehirn geplant und wie wenig ausgeführt wurde. Er selber entschloß sich zu einer Art Verzweiflungstat: am 9. Februar 1793 legte er in einem langen Brief dem gefürchteten Vater eine Generalbeichte ab, in der er ihm seinen Entschluß mitteilte, Soldat zu werden, um durch militärischen Zwang Disziplin und Männlichkeit zu erlernen. In die Kontroverse wurde auch der Onkel in Lucklum gezogen. Wenn das ganze Projekt schließlich wieder zerstob, so waren

daran weniger die zwei „altmodigen Köpfe“ oder das Schreiben eines vom Offiziersberuf grundlich ernu- chterten Studienfreundes, Ludwig von Berger schuld, der um jene Zeit aus Schleswig-Holstein über die Pedan- terie und Sinnlosigkeit des Militarlebens ein wildes Gebrumm hören ließ, sondern die Einsicht, daß er von keiner Seite genügend Geld erwarten durfte, um das flotte Leben der Kavalleristen mitmachen zu können.

Eine viertägige Ferienreise mit seinem Hofmeister Karl Salomo Zachariä durch den frühlingslichen Harz entspannte die erregten Nerven wohltuend. Von dieser Fahrt brachte Novalis ein ausführliches Journal mit, dessen geduldige Detailschilderung bereits den kritischen Beobachter ankündigt.

Für die Beendigung des Studiums bestimmte der Vater die sensationslose Lutherstadt Wittenberg, in der er sich mit einem Freund in einem Hauschen einnistete, das auch ein bürgerliches Schwesternpaar beherbergte. Mit diesem vertrieben sich die zwei Studenten scherzend die Freizeit. Im übrigen aber hat hier Novalis vom Frühling 1793 bis zum Sommer 1794 so beharrlich und methodisch gearbeitet, daß er bereits im Juni 1794 die juristischen Examina erfolgreich bestand. „Uns beiden geht es son- derbar“, berichtete er dem Bruder Erasmus, der auch in der Entfernung sein nächster Vertrauter blieb. „Wir spielten in Leipzig brillante Rollen auf dem Theater der Welt. Jetzt vegetiert der eine in Wittenberg und knackt lateinische Nüsse und streut Bücherstaub auf seinen Scheitel – der andere gähnt in einem Holzwinkel hinter den Huronen und treibt das ehrwürdige Handwerk der alten Deutschen, hängt eine Flinte auf die Schulter und lebt halb abgestorben still für die Zwecke der Zukunft.“ Nicht ohne Spott sah er sich in Wittenberg nach den bewährten Rezepten der bürgerlichen Vernunft leben. „Mit einem Kompaß orientiert man sich auf allen

Meeren – mit gesunder, praktischer Denkungsart, ohne viele Weitläufigkeit und Subtilitäten kommt man durch die ganze Welt ... O! daß wir alle mehr oder weniger Kinder sind, kann uns nicht oft genug wiederholt werden. Padagogik umschließt im weitesten Sinne den ganzen Umfang des menschlichen Wissens und Strebens und muß daher das Hauptstudium unsers Lebens sein. Man kann oft von einem Kinde lernen, was man bei Nationen brauchen kann ... Ich hoffe, Dir bald mit gutem Beispiel vorgehen zu können und Dir zu zeigen, was guter Wille und uneingeschränkte Betriebsamkeit der Wahrheit vermag; wie man mit redlicher Überzeugung und mit einem Herzen voll Zuversicht und Liebe und einem bißchen Verstand über alles Herr wird und auf Grundsätzen zu fußen anfängt; nur muß man bei seinen Erfahrungen immer nur bis an den Hals ins Wasser gehn und Besonnenheit genug haben, um sich dann wenigstens noch mäßigen zu können.“

Während er sich also nach der einen Seite moralisierend als Anhänger der praktischen Vernunft und des Philisterstandes darstellte und seiner Mutter die Sehnsucht nach friedlichem Familienglück offenbarte, mußte er sich nach der anderen Seite energisch gegen die hartnäckigen Vorwürfe des Vaters über die rostfleckige Leipziger Studentenzeit zur Wehr setzen. Ihm unter aller Ehrerbietung seinen mißtrauischen Charakter vorhaltend, der es den Söhnen schwer mache, sich ihm freimütig zu nahen, nahm er für sich das Recht der Jugend in Anspruch, auch einmal ein Unrecht begehen zu dürfen. Den leichtsinnigen Lebenswandel in Leipzig ohne Beschönigung zugehend, sah Novalis darin noch keinen Grund, so grimmig über ihn herzufallen, wie es der Vater und der Onkel, der sich allmählich von einem Großkomtur zu einem „Großkreuz“ entwickelte, taten. „Was meinen Fleiß anbelangt, so hab ich keinen Treiber mehr

notig. Ich hoffe, diesen Sommer mehr zu lernen, als ich je gelernt habe. Die Arbeit schmeckt mir, und was das Französisch betrifft, so kann ich positiv genug auf Michaelis. Staatsrecht, Statistik, Völkerrecht und Referieren füllen außerdem meine Stunden völlig. Mich treibt eine Sehnsucht nach einer Anstellung, wo ich bald von Deinem Beutel unabhängig bin. Die Wahl der Mittel überlaß ich Dir gänzlich.“

Die glänzenden Examina wurden mit den Brüdern Erasmus und Karl durch eine kleine Sommerreise gefeiert, bei der es manchmal recht lustig zuging. Der Rest der Ferien wurde zu Hause in Weißenfels verbracht, wo sie angeblich jeder neue Tag zu den Füßen einer Schönen trug.

MITTAG DER LIEBE

Am 17. November 1794 nahm sein Schicksal eine entscheidende Wendung. Seit Ende Oktober befand sich Novalis in der Bäderstadt Tennstedt, die zwischen dem Thüringerwald und dem Harz liegt. Hier wollte er die Lehrzeit als Beamter verbringen. Sein Vorgesetzter wurde A. C. Just, der sich seit zwei Jahrzehnten in dieser ländlich-stillen Gegend als ebenso humaner wie gewissenhafter Kreisamtmann betätigte. Dieser mit herzlichem Verstand ausgestattete Mann nahm seinen Untergebenen, dessen Nervensystem durch das Übermaß an Phantasie und das erotische Geplänkel eine gefährliche Reizbarkeit zeigte, vaterlich in Zucht. Durch ihn wurde er freundschaftlich zu Ordnung und Maß erzogen.

An jenem Morgen nun ritten sie in einer Dienstangelegenheit nach dem Schloß Grüningen, dessen gelbes Mauerwerk sie nach kaum zwei Stunden durch das Blättergrün schimmern sahen. Sein Besitzer war der

ausgediente Hauptmann von Rockenthien, der vor sieben Jahren die Witwe des Herrn von Kuhn geheiratet hatte und seither als soldatisch-derber Landedelmann im Schloß die fröhliche Herrschaft führte. Willkommen war jedermann, der für dieses bukolische Leben gute Laune mitbrachte. Unter den vier Kindern fiel Novalis ein knabenhaft-schlankes Mädchen auf. Es war die zwölfeinhalbjährige Sophie von Kuhn, die Tochter der Hausherrin aus erster Ehe, die sein Herz sofort wie „mit Demantfesseln“ an sich zog. Mit der Gewalt eines Blitzes schlug die Liebe in ihm Feuer. Gleich sie nicht ganz dem Maler Raffael, den er in Lavaters „Physiognomischen Fragmenten“ abgebildet gesehen hatte? „Ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirschrote Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hatte vergehen mögen, so lieblich war sie“ – so hat er sie später als Rosenblutchen im Romanfragment „Die Lehrlinge zu Sais“ aquarelliert.

Das Herz taumlig vor Sehnsucht nach diesem reizvollen Mädchen – halb Kind, halb Frau –, sattelte Novalis von nun an so oft er konnte sein Pferd, um nach Gruningen zu reiten, oft schon frühmorgens, bevor die Arbeit im Büro begann. Am Rande des Gutes übergab er, während die Liebste noch schlummerte, einem durch den Park schlurfenden Bedienten das Briefchen, das der Ersehnten den neuen Tag ankundigen sollte. Dann „schlich ich mich langsam zum Dorfe hinaus, jenseits des Wassers sah ich das gelbe Schloß sehnsuchtsvoll an und trabte von dannen. Alle zehn Minuten hielt ich und sah mich um. Die Gegend ist mir so lebendig geworden, ich wollte sie im Kopfe zeichnen.“ Kaum ein Wochenende verging, an dem er nicht in Gruningen war. Dann wurde am „gastfreisten Tische der Welt“ gesungen, gescherzt und Karten gespielt; der Hausherr selber stieß mit blitzenden

Augen auf „Was wir lieben!“ an und rief ermunternd: „Wer kein Herz hat, hat auch keine Courage!“ Manchmal auch besuchte die Jugend, die „wie wilde Teufel“ durch das Haus tobte, mit den Erwachsenen die Comédie in Leipzig, von der sie zu noch übermütigeren Streichen heimkehrte. Denn „solange noch der alte Gott im Himmel bleibt, solange müssen wir kindisch froh sein!“ In solcher dulce-jubilo-Stimmung schrieb Novalis, der an Ostern 1795 Sophies jüngstem Stiefbruder Gevatter stand: „Es gibt noch nähere Verwandtschaft als das Blut.“ Endlich, frohlockte er dem Bruder, sehe er Land. Dieser glaubte, ihn vor einer überstürzten Verlobung und einem langen Ehestand, in dem sich gern „der ewige Scharwenzel Untreue“ einzunisten pflege, warnen zu müssen. Nichts mache schneller überdrüssig als Vollgenuß, obwohl es gewiß ein liebenswürdiges Mädchen sei, das „Fritz, den Flatterer“, länger zu fesseln vermöge.

An Ostern 1795 machten sich die Brüder Karl und Erasmus selber auf den Weg, um das Gruninger Wunder zu bestaunen: mit dem Resultat, daß sie es ebenfalls als Verzauberte verließen. „Kurios ist es, wenn man die Grüninger Mädchensorte gesehen hat, daß einem alsdann so wenig, blutwenig Mädchen noch interessant vorkommen; für viele, für die man sonst in einer zärtlichen Stunde würde ins tiefste Wasser gesprungen sein, springt man jetzt nicht von der Hitsche oder bliese ihnen gar noch auf dem Parforcehorn dazu, wenn sie auf den Einfall kämen, sich ins tiefste Wasser zu stürzen“, so bekannte Erasmus freimütig, denn „über Grünigen umarmen sich Liebe, Freundschaft, Eintracht und alle häuslichen Tugenden schwesterlich.“ Mit rührender Selbstüberwindung anerbote er sich, innert drei Jahren Novize des Deutschen Ordens zu werden, um unbeweibt den einzelnen Familienmitgliedern beim Aufbau ihres Glückes behilflich zu sein, bis ihn „der lustige Tod aus der Welt“ jage. Die Welle

überschwänglichen Bekenntums ergriff damals auch den Bruder Karl, der am Schmarotzertum einer hoffnungslosen Liebe litt und diese in sentimentalischen Briefen zu einer kleinen Privattragödie aufbauschte.

Sophie war geistig noch zu unentwickelt, als daß sie das weite Land ahnte, das durch ihre holde Gegenwart in Novalis aufzublühen begann. Jedes ihrer kurzen Billetts ist gespickt mit orthographischen Schnitzern. Nach der damaligen Mode erbat sie sich von Novalis für ihr Medaillon eine Locke, die sie zum Briefchen veranlaßte: „Nu wie sind Sie denn nach Hauß gekommen lieber Hardenberg doch recht wohl und fitehl? Nun muß ich Sie nur mein Anliegen klagen stelln Sie sich nur ein mahl vor wie Sie mir die Hare gaben so wickelde ich sie sauber in ein Papiergen ein und legde sie auf Hanssen seinen Tisch Den andern Tag wolde ich sie weg nehmen, da waren weder Hare noch Papiergen zu sehn nun bittet noch mahls Sich schären zu lassen nähmlich den Kopf – Sophie von Kühn.“

Hinter dem Rücken des immer mürrischer werdenden Freiherrn von Hardenberg fand am 15. März 1795 die Verlobung statt. Die folgenden Monate vergingen in Übermut und schäumender Lebensfreude, die allerdings, gefördert durch körperliches Unbehagen, gelegentlich seelische Zweifel und Verstimmungen abkühlten, ein tiefes Erschrecken, daß auch in diesem Haus der naiven Fröhlichkeit der „schmutzige Revers“ nicht fehlte. Heimlich mochte er manchmal wohl an eine Entlobung denken. Aber die allzu rosafarbige Grüniger Idyllenwelt forderte solche Kaltwasserduschen geradezu heraus. Mit Pfefferkuchen und Ziegenkäse beschenkt, zogen die Besucher jeweils wieder in den stilleren Alltag, aus dem sie ihrerseits von der Leipziger Messe Seide und andere galante Präsente für die Damen mitbrachten. Eine selbstlose Französin, Charlotte Danscour, der seit Jahren

Sophies Erziehung anvertraut war, nahm am Glück des Liebespaares fördernden Anteil. Sie versorgte Novalis mit Neuigkeiten aus Gruningen, vergoß Tränen, wenn ein andrer Courmacher vor Sophie als Rivale auftauchte, und munterte ihn durch impulsive Briefzettel auf, seine Aufmerksamkeiten gegenüber ihrem schmollenden Zögling noch zu verdoppeln.

Doch schon klopfte das Unglück an die Türe. Im November 1795 erkrankte Sophie, die zu Tuberkulose neigte, an einem schmerzhaften Lebergeschwür. Vergessen waren plötzlich die kleinen Zänkereien, Eifersuchtsszenen und Überdrussigkeiten, an deren Stelle nun die Sorge trat, sich die kaum Erhaltene zu bewahren. Zwar stellte sich im nächsten Frühling eine Besserung ein, so daß ihr Stiefvater, Herr von Rockenthien, der gern den „ganz fidelen Bruder“ spielte, am 10. Februar 1796 nach Tennstedt melden konnte: „Die Frau Alte ißt, trinkt, schläft, strickt, zankt, schmeißt, ist aber ubrigens guten Mutes! Karolingen, die Hausschabelle, springt in die Vorratskammer, von da in die Küche, von da in den Keller, von da wieder auf die Zinne des Tempels (denn so geschwind, als sie sich erniedrigt, so geschwind erhöht sie sich auch wieder); Sie wissen es wohl, bei ihr geht alles im Galopp, steckt, um recht geschwinde wieder herunterzukommen, den Kopf zwischen die Beine und macht im Purzelbaum die Treppe ab, hat schrecklich viele Igel zu büsten, tritt nach getaner Arbeit ans Klavier und spielt ‚Gamssprung über den Graben‘ und ist ubrigens lustig und guter Dinge ... Söphgen tanzt, springt, singt, fährt nach Greußen zum Jahrmarkt, frißt wie ein Holzhacker, schläft wie ein Ratz, geht gerade wie eine Tanne, ist munter, lustig und vergnugt, hat Molken und aller Arznei abgedankt, muß noch zweimal baden und ist ubrigens gesund wie der Fisch im Wasser ... Was nun meine Wenigkeit betrifft, so bin ich gesund, esse, schlafe,

sorge, werde geschoren wie ein jeder Hauswirt und lasse den Vater walten“

Aber bereits anfangs Juli verschlimmerte sich Sophies Zustand derart, daß sie mit ihrer Mutter nach Jena fuhr, um Hofrat Stark, den Hausarzt Schillers und Goethes, zu konsultieren. Unter Zuzug von zwei Kollegen nahm dieser sofort die Operation des „Knotens auf der Huft“ vor. Sophie verhielt sich so tapfer, daß die Danscour dem Bräutigam schrieb: „Zeigen Sie sich so hübsch standhaft wie diese junge Dulterin, die aller Menschen Verwunderung ist.“ Sophie selber meldete: „Islandisches Moß muß ich jetzo digtig schlucken es ist ein tausendsapperlotischer geschmack“; auch eine Kur mit Ziegen- und Eselsmilch wurde verordnet. Der Ruf ihres liebreizenden Wesens drang bis zu Goethe, der ihr Mitte September einen kurzen Besuch abstattete. Nach einer Mitteilung von Sophies Schwester, Friederike von Mandelsloh, bei der die Grüninger Verwandtschaft wohnte, zeigte sich der Dichter von seiner charmantesten Seite. „Verwundert war ich sehr, daß unsre kleine Stube keinen Spalt bekam; ich hatte aber auch bei Goethens Ankunft die Vorsorge, die Fenster zu öffnen ...“ Im Juni wurde auch der alte Hardenberg in die Verlobung eingeweiht: „Ich habe mir ein Mädchen gewählt. Sie hat wenig Vermögen, und ob sie gleich von Adel ist, so ist sie doch nicht stiftsfähig. Es ist ein Fräulein von Kühn. Ihre Eltern, von denen nur die Mutter die Rechte ist, wohnen in Grünungen, einem Gute bei Weißensee ... Langst schon würde ich Dein Zutraun und Deine Einwilligung gesucht haben; aber seit Anfang November ist Sophie gefährlich krank gewesen. Ein paarmal war fast alle Hoffnung verschwunden, und noch jetzo siecht sie und erholt sich nur langsam. Du kannst sie mir jetzt zum zweiten Male schenken und mir damit eine Ruhe wiedergeben, die sich seit langer Zeit aus meiner Seele verlor. Ich flehe nur um Deine

Einwilligung und Autorisation meiner Wahl.“ Zur Freude seines Sohnes zeigte sich der Vater bereits nach der ersten Bekanntschaft „ganz in Söffchen verliebt“ und drangte darauf, sie zu sich in die Einsiedelei von Weißenfels zu nehmen.

Novalis selbst lebte schon seit Februar dort, da das Gesuch seines Vaters, ihn als Akzessisten in der Salinen-direktion anstellen zu dürfen, in Leipzig bewilligt worden war. Um den technischen Anforderungen gewachsen zu sein, ließ er sich vorher in Langensalza durch den Schriftsteller Joh. Ch. Wiegleb, den Verfasser des „Handbuchs der allgemeinen und angewandten Chemie“, in die Halurgie – die Wissenschaft der Salze – einführen. Anschließend Dienstreisen in die vier Salinen machten ihn mit seinem zukünftigen Wirkungskreis bekannt. So tat er selbst das Notwendige, um die „unerträgliche Vegetation in seinem Innern“ durch trockene Berufsarbeit zu beschneiden. Denn nun drängte es ihn, sich vom „tummelvollen Schauspiel dieser Welt, wo er eine brillante Rolle hatte spielen können“, in das anspruchslosere Gärtchen des burgerlich-häuslichen Lebens zurückzuziehen. Nur ungern schied er von Tennstedt, wo eine Trias zuverlässiger Freunde zurückblieb. der Kreis-amtmann Just, der später sein Biograph wurde und durch Novalis zu einer vortrefflichen Frau kam, Rahel Just, bei der einst der Student in Wittenberg viele heitere Abende verlebt hatte, und Justs Nichte Caroline, die dem Onkel vor seiner Verheiratung den Haushalt besorgte und zu Novalis in ein schwesterlich-inniges Verhältnis trat. So wie sie ihm schluchzend ihren eigenen Liebeskummer beichtete, vertraute er ihr alle seine Gemütskrisen an. In Tennstedt öffnete sich ihm aber auch das Land des Geistes. Hier begann er seine abstrakten Fichte-Studien und vergrub sich in Goethes soeben erschienenen „Werther“, den er bald auswendig kannte.

In Jena war Sophie nun schon zum drittenmal operiert worden. Trotz Fieber und Husten, heftigen Schmerzen und standigen Rückfällen behielt sie ihre heitere Gelassenheit. Endlich, kurz vor Weihnachten des Jahres 1796, konnte die projektierte Reise nach Weißenfels stattfinden. Die Begleitung übernahm Erasmus, der selber schon ein Schwerkranker war. Mit offenen Armen hieß man die kleine Märtyrerin willkommen. Zärtlich ihre Silhouette betrachtend, hatte die Mutter schon vor ihrer Ankunft gelobt: „Ihr Gesicht gefällt mir unbeschreiblich. Sie sieht so fromm, so still aus, als wäre sie nicht auf dieser Welt an ihrem Platze.“ Doch wenige Tage später drängte es Sophie heim ins eigene Elternhaus, in dem sie die letzte Jahreswende verbringen sollte.

Novalis litt jetzt wachsende Qualen. Medizinische Studien ließen ihn nicht mehr im Unklaren, daß er die Braut bald verlieren werde. Das Gefühl, das geliebte Leben ohnmächtig entfliehen lassen zu müssen, nahm seinen erregten Nerven jede Kraft, sie regelmäßig zu besuchen. Wie ein verzweifelter Spicler kam er sich vor, dessen ganzes Wohl und Weh davon abhängt, ob ein Blütenblatt in diese oder jene Welt fällt. Zudem verschlimmerte sich sein Verhältnis zum Vater, den der despotische Onkel aus Lucklum während eines mehrwöchentlichen Besuchs gegen die mittellose Braut aufhetzte und ihm die blendende Chance vorspiegelte, die sein Sohn in der großen Welt versäumt habe. Dieser hatte nämlich das Angebot eines anderen einflußreichen Onkels, des preußischen Staatsministers Karl August von Hardenberg, ihn in seiner Laufbahn zu fördern, mit höflichem Dank ausgeschlagen, da er das häusliche Glück nicht beruflichen Spekulationen opfern wollte. In all dieser Unruhe fühlte sich Novalis am ehesten von einer anderen „Sophie“ getröstet: denn „mein Lieblingsstudium heißt im Grunde wie meine Braut. Sophie heißt sie. – Philosophie ist die Seele

meines Lebens und der Schlüssel zu meinem eigenen Selbst.“ „Es wird Sie“, schrieb er am 8. Februar 1797 an Sophies Stiefschwester, Wilhelmine von Thümmel, „nicht mehr befremden, wenn ich, zufrieden, das Nötigste getan zu haben, mich so tief als möglich in die Flut des menschlichen Wissens versenke, um, solange ich in diesen heiligen Wellen bin, die Traumwelt des Schicksals zu vergessen.“ Auch gegenüber Erasmus, dessen bedenklichen Gesundheitszustand er als Hypochondrie zu bagatellisieren versuchte, betonte er den Trost der Wissenschaften. Sie „haben wunderbare Heilkräfte – wenigstens stillen sie, wie Opiate, die Schmerzen und erheben uns in Sphären, die ein ewiger Sonnenschein umgibt. Sie sind die schönste Freistätte, die uns gegönnt war. Ohne diesen Trost wollt ich und könnt ich nicht leben.“ Die Nachrichten, die über Erasmus aus Hubertusburg einliefen, ließen befürchten, daß auch er nicht mehr lange leben werde. Sogar dem optimistischen Herrn von Rockenthien fiel Sophies Erkrankung nachtschwarz aufs Herz. Am 20. Februar richtete er an Erasmus die Botschaft: „Mit meiner guten lieben Söphi geht es nicht gut, der Anfang dieses Monats war leidlich, und ich hatte mehr als jemals Hoffnung ihrer Genesung, alleine seit acht bis zwölf Tagen ist diese so sehnlich erwünschte Hoffnung ganz verschwunden, ihre Kräfte nehmen von Tag zu Tag ab.“

Wenige Tage nach Novalis letztem Besuch starb Sophie. In der Nacht vor ihrem Tod schüttelte sie plötzlich den von Fieberphantasien erhitzten Kopf und sagte lachend: „Ich fühls, ich bin närrisch – ich bin nicht mehr nütze in der Welt – ich muß fort.“ Über ihre letzten Stunden berichtet die Schwester Karoline: „Als sie erwachte, mußte ich ihr eine Semmel geben, welche sie noch mit großem Appetit verzehrte; sie bestellte sich auf den Mittag eine frikassierte Taube, und eine halbe Stunde darauf machte eine Blutung ihrem Leben ein

Ende, und sie schlummerte recht sanft hinüber in ein besseres Leben. Für uns war sie zu gut.“ – In das Kirchenbuch von Gruningen trug der Pfarrer ein: „Sie wurde geboren den 17. März 1782 und starb an den Folgen einer Lungensucht den 19. März 1797, früh um 9 Uhr, zwei Tage nach ihrem fünfzehnten Geburtstage. Sie war ebenso gut und tugendhaft, als sie schön war.“ Ein Jahr später legte man auch ihre Erzieherin Jeanette Danscour ins Grab; wie ein Schatten ist sie ihrer jungen Herrin nachgestorben.

Die Nachricht von Sophies Tod zerschlug und versteinerte Novalis derart, daß er an ihrem Begräbnis nicht teilnahm. „Ich lebe wie in Ruinen“, schrieb er der getreuen Karoline nach Tennstedt, „und bald wird alles dem Erdboden gleich sein!“ In überirdischer Schönheit erschien ihm fortan die Braut, die er noch vor wenigen Monaten in der Portratstudie „Klarisse“ grausam-scharf mit allen Menschlichkeiten abgeleuchtet hatte. Unter dem Eindruck, schon auf Erden sei sie für den Himmel bestimmt gewesen, rustete auch er sich, das Leben abzustreifen und sich für die Ewigkeit vorzubereiten. Seiner geliebten „Sakuntala“ in apostolischer Würde nachzusterben und sich dadurch in höherem Sinn nochmals mit ihr zu verloben, war nun sein innigster Wunsch. Aber noch gab ihn das Leben nicht frei. Denn durch „des Todes verjüngende Flut“ erfolgte die Geburt des Dichters, durch dessen Werke Sophies Gestalt fortan wie ein feierlicher Glockenton schwebt. Nach dreiwöchentlicher Einkapselung reiste er in Adventsstimmung zu seinen Freunden nach Tennstedt. Von dort aus besuchte er am Ostermontag in Gruningen das Grab der Braut, das er bald als Stätte seiner Heiligung empfand: „Es ist ein freundlicher Platz, mit einem einfachen weißen Gatter verschlossen, abgelegen und hoch. Es ist noch Raum da. – Das Dorf lehnt sich mit den blühenden Gärten um

den Hügel her, und an einigen Stellen verliert sich der Blick in weite blaue Fernen“ Am Nachmittag erfuhr er den Tod seines Bruders Erasmus, der nach Weisßenfels heimgekehrt und am Karfreitag gestorben war. Novalis zwang sich, die Nachricht gleichmütig aufzunehmen. Doch scheint seine düstere Stimmung die Danscour beunruhigt zu haben. Aber, „da wir uns eine Zeitlang warm gestritten und gezankt hatten, so sagte er auf ziemlich lakonische Art: ‚Seien Sie nur ruhig, meine gute Ma chère, ich habe weder Gift noch Dolch bei mir; aber ich fühle, daß langstens das Ziel meiner sehnlichsten Wünsche Weihnachten sein wird. Bis dahin gedenke ich alle meine Geschäfte geendigt zu haben‘.“

HERBST DES LEBENS

Von Ostern bis Mitte Juli führte Novalis ein Tagebuch, das den Pegelstand seines Gemüts mit wissenschaftlicher Exaktheit festhält. Die Datierung beginnt mit Sophies Sterbetag zum Zeichen, daß er den 19. März als Geburtstag eines neuen Lebens betrachtete. Mit der Absicht, sich rücksichtslos wahr zu kontrollieren, verband er den Vorsatz, der Braut exemplarisch treu zu bleiben und sich energisch in die Schule der Männlichkeit zu nehmen. Gelegentliche Verlockungen, in die Zeit der Frivolitäten und jugendlichen Torheiten zurückzufallen, bekämpfte er durch dieses System der standigen Selbstkontrolle mit Erfolg. Alle Zustände von Kalte und Rückfall in den Leerlauf des Alltags, von erotischer Lüsternheit und Angst, das Herz der Verknöcherung zu überlassen, sind in diesen Blättern, die Maurice Maeterlinck eine Uhr genannt hat, die einige der erhabensten Stunden der menschlichen Seele anzeigt, mit „ruhiger Verzweiflung“

fixiert „O, daß ich so wenig in der Höhe bleiben kann!“ lautete einmal die Klage, als ihn die Erde von seiner Pilgerschaft in die übersinnliche Welt zurückriß in ihre gerauschvolle Gewöhnlichkeit. In diesem Ringen zwischen Lebensüberdruß und Lebenswille siegte schließlich die Einsicht, daß ihm eine weise Macht Schmerz zufügte, um ihm die Augen für die Berufung zur Ewigkeit zu öffnen.

So wurde seine Bitte: „Gott erhalte mir den Schmerz!“ zugleich zur Bitte, ihn künftig vor der „schleichenden Ansteckung der Gewohnheit“ zu bewahren und für die Unsterblichkeit reif zu machen. Mit Ruhrung gedachte er nun des Vaters, dem Sophies Tod seit vielen Jahren die ersten Tränen entpreßt hatte, und der durch einen ähnlichen Verlust für immer der Welt entfremdet worden war. Sollte sich bei ihm der gleiche Vorgang wiederholen? Die harte Rechenschaft, zu der sich Novalis durch diese seelische Buchführung zwang, zeigt, daß ihm die pietistischen Methoden nicht fremd waren. Willig gab er sich nun den aufquellenden Stimmen der Religion hin. Kein Tag verging, an dem er sich nicht nacherlebend die Leiden der Braut vor Augen hielt. „Die Martern dieser himmlischen Seele bleiben der Dornenkranz meiner übrigen Tage.“ Oft verriegelte er sich in Grünungen tagelang in ihrem Zimmer. Einmal stieg Sophies Schwester Karoline besorgt zu ihm hinauf, „und indem sie zur Türe hereintritt, bleibt sie starr vor Entsetzen daran stehen, da sie die Verstorbene so wie in der Stunde ihres Todes auf ihrem Bette liegen sieht. Die Erklärung war, daß Novalis das lange graue Kleid, in dem sie gestorben war, auf dem Bett ausgebreitet, die Haube, die sie getragen, darüber gelegt und ein Taschenbuch, in dem sie zuletzt gelesen, dazu aufgeschlagen hatte, um sich den Anblick ihrer lesenden Gestalt zurückzurufen.“

Sie zur Priesterin seines Herzens erhebend, kniete

Novalis inbrünstig vor dem Bild der Toten, die ihn zum Charakter und wahrhaft Liebenden gemacht hat. Die Liebe glaubte er mit Sophies Hinschied freilich erloschen. „Mein Verstand hat eher zugenommen als verloren, aber die Liebe, die Liebe fehlt und mit ihr fehlt alles, denn sie gibt alles, aber sie nimmt auch alles. Was hilft es mir, ein Ideenwebstuhl zu sein? Für das Lebendige ist kein Ersatz –!“ Mit Schauern fühlte er manchmal eine gleichgültige Kälte über sich Herr werden: jene Kalte des Intellekts, die ihn in Stunden der Melancholie und Verzweiflung nicht zu Friedrich Schlegel, dem betriebsamen Literaten in Jena, sondern zu den warmherzigen Freunden in Tennstedt trieb. Dort und in Gröningen, der „Wiege meines besseren Selbsts“, sowie in Oberwieders-
stedt, dem Ort seiner frühesten Jugend, hat er 1797 den Hauptteil des Frühlings und Sommers verbracht. Gelegentliche Reisen nach Jena und in den Harz, sowie Dienstaufenthalte in den Salinen verscheuchten allmählich die Melancholie, die ihn mit Hölderlinscher Elegie einzuhüllen drohte. Denn „es ist Abend um mich geworden, während ich noch in die Morgenrote hineinsah...“

Hatte er sich vordem mit einem welken Blatt verglichen, das bald vom Stamm fällt, und nach Sophies Tod traurig berichtet: „Das Blütenblatt ist nun in eine andere Welt hinübergeweht. Der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum erwacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harret des Morgenrots, das ihn zum frischen Leben in der Welt ermuntert“, so fühlte er nun mit neuer Hoffnung, daß auch sein Herbst noch Früchte tragen werde. Staunend vernahm er in sich den Flügelschlag von Kräften, der ihn mit jeder Woche beschwingter den Wissenschaften zutrug. Während eines Aufenthaltes in Jena lernte er im geistvollen Essayisten A. W. Schlegel und seiner lebhaften Frau Karoline ein Ehepaar von Kultur und an-

regender Tiefe kennen. Dessen Bemühungen, Shakespeare den Deutschen sprachlich vollendet zu vermitteln, lenkten auch Novalis zu den Werken des Briten zurück. Daneben beschäftigte er sich vor allem mit Fichte und den metaphysischen Studien seines Schulers August Wilhelm Hulsen, sowie seit dem Herbst 1799 mit dem pantheistischen Philosophen Franz Hemsterhuis. Auch die persönliche Bekanntschaft mit dem kraftstrotzenden Friedrich Schelling, der die Natur als vorbildliches Vernunftssystem entdeckt hat und wie ein junger Revolutionsführer die Philosophie zu beherrschen träumte, versprach neue Anregung.

Wunderbar sollte sich nun erfüllen, was er unter dem Eindruck von Sophies Verlust erkannt hatte: „Wenn ein Geist stirbt, wird er Mensch – wenn der Mensch stirbt, wird er Geist.“

DER BERGAKADEMIKER

Der leidenschaftliche Trieb, allem, was er unternahm, auf den letzten Grund zu stoßen, hat Novalis für längere Zeit an die Bergakademie in Freiberg geführt. In dieser schmucklosen Gegend, die seit dem 12. Jahrhundert am Nordhang des Erzgebirges emsig nach Erz und Kohle ausgebeutet wurde, hatte sein Onkel Friedrich Anton von Heynitz im Jahr 1765 das Institut begründet, das sich durch tüchtige Lehrkräfte rasch Weltberühmtheit erwarb. Da dozierte vor allem der aus einer alten Bergwerkfamilie stammende Abraham Gottlob Werner, der die moderne Geologie zur exakten Wissenschaft erhob und so bekannt wurde, daß ein Bewunderer ausrief: „Die Erde ist mit seinen Schülern bedeckt!“ Die sensationell wirkende neptunistische Theorie dieses pedantisch genauen Gelehrten, daß die Erde durch die Bewegungen

der Ozeane geformt worden sei, fand in Weimar williges Gehör. Auch Novalis ließ sich von Werners „divinatorischem Blick“ und seiner einzigartigen Mineraliensammlung begeistern, ohne sich ihm kritiklos zu unterwerfen. Während seines Freiburger Aufenthaltes, der vom 1. Dezember 1797 bis Pfingsten 1799 dauerte, gab er sich eifrig mit Werners Untersuchungen über die Morphologie der Gesteine und die Gesetzmäßigkeit der Farben ab. Vor allem aber schätzte er ihn als klaren Methodiker, dessen systematisches Denken er fortan mit seiner ganzen Begabung, logischen Zusammenhängen nachzuspüren, zur eigenen Maxime erhob. In der Figur des Meisters hat der bewunderte Lehrer kurz darauf im Romanfragment „Die Lehrlinge zu Sais“ idealisierte Umrisse angenommen.

Außer dem „Linné der Gesteinslehre“ war es vor allem der Physiker Johann Wilhelm Ritter, der – ein Schüler des italienischen Naturforschers Luigi Galvani, dem durch Tierversuche die Entdeckung des Galvanismus gelungen ist – Novalis nicht nur durch seine Meisterschaft im Experimentieren und durch seine Streifzüge ins Schattenreich des Unbewußten an sich zog, sondern ihn durch sein Eremitendasein auch menschlich interessierte.

In Freiberg erreichte die Tätigkeit von Novalis, aus den Naturwissenschaften, Geschichte und Philosophie neue Erkenntnisse zu gewinnen und allmählich eine eigene Gedankenwelt aufzubauen, ihren höchsten Stand. Er erweiterte sein Wissen über Physik, Metallurgie, Geologie und Mineralogie, hörte bei einem enthusiastischen Anhänger von Lavoisier Chemie und ließ sich, da ihn der Dozent für Mathematik langweilte, durch einen aufgeweckten Studenten in die Gesetze der höheren Mathematik einführen, so daß seine Freunde fürchteten, er werde in Freiberg noch ganz zu lauter $a+b$ werden. Diese naturwissenschaftliche Epoche, die Ende 1797 mit all der Freude an Empirie, die damals die Wissenschaft belebte,

begann und ungefähr zwei Jahre lang dauerte, gab ihm später den festen Boden, um sich als Mystiker nicht ins Uferlose zu verlieren. Sein Arbeitseifer wuchs ins Titanische, da es ihm an persönlichem Kontakt mit Menschen, an denen sich sein lebhafter Geist elektrisieren und laut denkend entladen konnte, fehlte. Mit beispielloser Beharrlichkeit muhte er sich durch all den „empirischen Brei“, um auf neue Inseln der Erkenntnis zu stoßen. „Machen mir's die Empiriker zu toll – da mache ich mir eine empirische Welt, wo alles hübsch nach spekulativem Schlendrian geht“ Als Ersatz für die fehlenden Gespräche verdoppelte er seine in „seelenvoller Vertraulichkeit“ geführte Korrespondenz, die ihm in den Antworten der Brüder Schlegel und Schellings die sehnstchtig erwartete Kunde vom geistigen Leben in Deutschland brachte.

„Halten Sie mir das Vernünfteln zugute – das ist noch das Beste, was ich habe“, schrieb er damals nach Jena, aus dem oft kräftige Gehirnfunkeln in das abgelegene Bergwerkstädtchen sprühten Als Anerkennung seines Lerneifers stellte ihm der Vater ein Pferd zur Verfügung, auf dem er nach dem nahen Schloß Siebeneichen, in dem Verwandte wohnten, nach Jena oder nach Dresden ritt, um dort die Kunstgalerie zu besuchen. Besonders beeindruckten ihn die Sixtinische Madonna und eine Sammlung antiker Plastiken. Um jene Zeit berichtete Friedrich Schlegel an Schleiermacher: „Sein Gesicht ist länger geworden und windet sich gleichsam aus dem Lager des Irdischen empor wie die Braut aus Korinth; dabei hat er ganz die Augen eines Geistersehers, die farblos geradeaus leuchten.“

Seelisch erhielt Novalis durch eine gedämpfte Liebe neuen Auftrieb. Ein heftiger Widersacher von Professor Werner, der Bergrat von Charpentier, der in Freiberg Mathematik- und Zeichnungskurse gab, lud ihn ein, seine

kultivierte Bibliothek zu besichtigen Als ihn Novalis einmal krank zu Hause antraf, sah er den unwirschen Patienten liebevoll von seiner jüngeren Tochter Julie gepflegt. Da sie kurz darauf selbst an einer schmerzhaften Gesichtsneuralgie erkrankte, nahm er sich ihrer freundschaftlich an. Halb von Samaritergefühlen geleitet, ihr zu helfen, halb von Sehnsucht getrieben, eine eigene Familie zu gründen und sich der „bürgerlichen Baukunst“ zu widmen, entstand aus diesem Verkehr eine milde Zuneigung, die im Dezember 1798 zur Verlobung führte. Julies sanfter und ruhiger Charakter peitschte sein Blut nicht auf, wie es die erste Braut getan hatte. Aber er verheiß ihm ein stilles, festes Eheglück und wies ihm damit den Weg zurück zur Erde, von der ihn Sophie in Stunden der Einsamkeit mit süßer Verlockung zog und in „himmlische Mudigkeit“ wiegte. In Julie begegnete er demselben Hang zur Religion und bürgerlichen Häuslichkeit, der sich bei ihm immer deutlicher auszuprägen begann. In ihr und in ihrer älteren Schwester Karoline fand er aufmerksame, für seine Schwäche, laut zu denken, verständnisbereite Zuhörerinnen, wenn er ihnen wie ein eleusischer Priester seine Ideen über die Zukunft, die Natur und das Menschenleben vortrug. „Die Älteste ist klug, in allen Dingen geschickt und ein durchaus eigentümliches, höchst lebhaftes Wesen, echt ionisches Blut, wenn Sie mir diesen Platnerschen Ausdruck verzeihen, der soviel ausdrückt wie sanguinisch“, und Julchen „ein schleichendes Gift, man findet sie, eh man sich versteht, überall in sich, und es ist umso gefährlicher, je angenehmer es uns deucht.“ Zwischen solchen Briefstellen zuckt jedoch manchmal grell das Geständnis auf, daß weder Geist noch Liebe in ihm die Stimme töten konnten, die ihn magisch in das Land des Todes lockte. „Ein sehr interessantes Leben scheint auf mich zu warten – indes aufrichtig wär ich doch lieber tot.“

Im Sommer 1798 ließ ein Blutsturz ahnen, daß sich sein Schicksal dem Ende entgegenneigte. Nach einer Kur in den Thermalquellen der böhmischen Baderstadt Teplitz, in der er die Religion des sichtbaren Weltalls entdeckte, kehrte er mit doppelter Energie an die Arbeit zurück. Mit Entzücken las er das soeben in einem Taschenbuch erschienene Epos „Hermann und Dorothea“ von Goethe, dessen neue Entwicklung beim Publikum auf kalte Gleichgültigkeit stieß, studierte Plotin und die mystischen Schriften Franz von Baaders und setzte sich kritisch mit Schellings „Weltseele“ auseinander. Durch die Beschäftigung mit den Bergbauproblemen lebte er zeitweise ebenso oft unter wie auf der Erde. In all dem universalen Ergreifen und Begreifen, das auch vor schwierigen Fragen der Archäologie, Physiologie und Technologie nicht Halt machte, kam er immer mehr zur Überzeugung, daß der ganze Kreis der Wissenschaft poetisiert werden müsse. Obwohl sein Befinden zu weisem Haushalt mit seinen Kräften mahnte, lud er sich ununterbrochen neue Aufgaben auf. Die kosmopolitische Loge, die er als merkantilisch-politischen Orden gründen wollte, dachte er sich mit Verwaltungssitz in der Schweiz oder in Jena, wo soeben die Romantik ihre ersten Blüten trieb. Neben Anekdoten, Dialogen und geistvoll formulierten Fragmenten, die er „Logologische Fragmente“ und „Poetizismus“ betitelte, begann der erste Roman – „Heinrich von Ofterdingen“ – Gestalt anzunehmen. Bereits im Februar 1799 konnte er seine Fertigstellung voraussagen. „Indes, wenn ich sage fertig, so heißt dies der erste Band, denn ich habe Lust, mein ganzes Leben an einen Roman zu wenden, der allein eine ganze Bibliothek ausmachen, vielleicht Lehrjahre einer Nation enthalten soll.“ In das Gehäuse einer enzyklopädischen Wirtschaftskunde plante er als philosophischen Kern den magischen Idealismus zu legen, auf den er in diesen

bienenfleißigen Monaten gestoßen war. Außerdem versprach er den jungen Offizieren, mit denen er damals verkehrte, eine Schrift über die „Kriegskunst a priori“ und militärische Aphorismen. Reisen nach Schottland, Norwegen und den griechischen Inseln sollten der Verwirklichung solcher Projekte förderlich sein, denn „ich bin dem Mittag so nahe, daß die Schatten die Größe der Gegenstände haben und also die Bildungen meiner Phantasie so ziemlich der wirklichen Welt entsprechen.“

DIE ETHIKER DER ROMANTIK

Als die Französische Revolution schon am Verbrausen war, erhob auch Kant seine Stimme: „Die Revolution eines geistreichen Volkes mag gelingen oder scheitern, sie mag mit Greuelthaten dermaßen angefüllt sein, daß ein wohldenkender Mensch sie, wenn er sie zum zweitenmal unternehmend glücklich auszuführen hoffen könnte, doch das Experiment auf solche Kosten nie beschließen würde, diese Revolution, sage ich, findet doch in den Gemütern aller Zuschauer eine Teilnehmung, die nahe an Enthusiasmus grenzt. Diese Begebenheit ist das Phänomen nicht einer Revolution, sondern der Evolution einer naturrechtlichen Verfassung.“ Ohne Blutvergießen vollzog sich nun auch in Jena eine Revolution, die allerdings mehr dem Geist als dem sozialen Wohl des Volkes galt. Denn da Frankreich den Geist zur Zeit des Materialismus leugnete, so emigrierte er, wie Heinrich Heine bemerkte, nach Deutschland, um dort seinerseits die Materie zu leugnen. Das besorgte Fichte, dessen Studium der Vater von Novalis mitfinanziert hatte. Während Fichte in Zürich dozierte, erhielt er Ende 1793 einen Ruf, als Nachfolger von Professor Reinhold ins Hauptquartier der Kantianer nach Jena zu kommen. Hier erregte er

durch den militanten Ton und die strenge Logik seiner abstrakten Ich-Lehre, die den menschlichen Geist im All und das All in sich finden läßt, gewaltiges Aufsehen. Novalis empfand ihn geradezu als Gesetzesformer eines neuen Weltsystems und als den gefährlichsten aller Denker, der einen in seinem Kreis formlich festzaubere. Aber die Romantiker waren dem Verfasser des 1796 erschienenen „Naturrechts“ im Grunde zu unklar, und als 1799 das „Philosophische Journal“ wegen seines Aufsatzes „Über den Grund unsres Glaubens an eine gotliche Weltregierung“ konfisziert und der Autor seiner Lehrstelle enthoben wurde, wobei ihm das erregte Volk noch die Fensterscheiben einschlug, verschwand er trotz der Treue, die ihm die Romantiker im „Atheistenstreit“ hielten, empört aus dem geistigen Kraftfeld von Jena, in dem er mit Nachdruck die sittliche Wiedergeburt des Volkes und einen sozial denkenden Staat gefordert hatte.

Bereits einige Monate früher erstand ihm in Schelling ein gefährlicher Rivale. Dieser kraftstrotzende, selbstherrliche Naturbursche, der unter einer humorlosen, spröden Hülle ein leidenschaftliches Temperament verbarg, war im Herbst 1798 als 23jähriger a. o. Professor für Philosophie in Jena eingerückt und fand mit seiner auf Fichte und Spinoza basierenden Naturphilosophie, die den Geist als unsichtbare Natur und die Natur als sichtbar gewordenen Geist innerhalb eines genialen Vernunftsystems erklärte, unter den Romantikern freudiges Echo. Hier scholl ihm statt Fichtes kühlem „Ich bin!“ ein dichterisch formuliertes „Ich werde!“ entgegen. Seine echte Universalitendenz berauschte auch Novalis, durch dessen Kritik an der „Weltseele“ der herrische Schelling jedoch später so verstimmt wurde, daß er nach dem Tod des ehemaligen Freundes schrieb: „Ich kann diese Friivolität gegen die Gegenstände nicht gut ertragen, an allem herumzuriechen, ohne einem zu durchdringen.“

Einen dritten Philosophen gewannen die Romantiker in Berlin. Dort empfingen Rahel Levin, Dorothea Veith und Henriette Herz in ihren Salons die aufstrebenden Talente. Darunter befand sich auch Friedrich Schleiermacher, der die schöne Henriette als seine „nächste verwandte Substanz“ pries. Seine Freundschaft mit Friedrich Schlegel nahm damals so innige Form an, daß er seit Ende 1797 mit ihm in gemeinsamem Haushalt wohnte. Aus ihren Studien über Spinoza entstanden Schleiermachers „Reden an die Nation“, die durch ihre verinnerlichte Rhetorik derart gewaltig auf die Romantiker wirkten, daß sie ihm wie einem neuen Messias zujubelten. Soviel sie Kants Ethik und den philosophischen Neuerungen Fichtes und Schellings zu verdanken hatten: die moralische und gemuthafte Kraft der Religion sowie die Überzeugung, daß in allem Endlichen das Unendliche keimt, gab ihnen erst Schleiermacher, dem seinerseits an den neuen Freunden „die Empfindung und ihr Geschmack für das Unendliche“ gefiel. Triumphierend, aber auch etwas maliziös konnte ihm Dorothea Schlegel am 15. November 1799 aus Jena berichten: „Das Christentum ist hier à l'ordre du jour ...“ Schleiermachers spätere Entwicklung vom Pantheisten zum Theisten und vom Humanisten zum nationalen Patrioten hat Novalis nicht mehr erlebt; hingegen übten die „Reden“, die er im Herbst 1799 kennenlernte, noch kurz vor seinem Tod bedeutenden Einfluß auf ihn aus und bestärkten den ganzen Kreis der Romantiker in seinem Drang zur Universalität.

DIE LITERARISCHEN CHORFÜHRER

In Jena, bemerkte Goethe zu seinem Hausgenossen Riemer, ist „meist in allen Fächern ein so schnelles literarisches Treiben, daß einem der Kopf ganz drehend wird, wenn man darauf horchte. Es ist aber merkwürdig zu sehen, wie in unserer Zeit nichts auch nur einen Augenblick an seiner Stelle bleiben kann, und alles, so sich nicht verbessert, doch immer verändert. Die literarische Welt hat das Eigene, daß in ihr nichts zerstört wird, ohne daß was Neues daraus entsteht, und zwar etwas Neues derselben Art. Es bleibt in ihr dadurch ein ewiges Leben, sie ist immer Greis, Mann, Jüngling und Kind zugleich ... Das macht auch, daß alle, die darin leben, eine Art Seligkeit und Selbstgenügsamkeit genießen, von der man auswärts keinen Begriff hat.“

Für die literarischen Impulse sorgte in Jena das norddeutsche Brüderpaar Schlegel, das dort mit raffiniertem Formgefühl die romantische Geisterfamilie präsierte. Unter ihrem Dirigentenstab entfaltete der Chor der Dichter bald eine ohrenfängerische Musik. Dem älteren August Wilhelm Schlegel, der auf Schillers Rat den Hofmeisterposten in Amsterdam aufgegeben und sich im Frühjahr 1796 für vier Jahre in Jena niedergelassen hatte, fehlte es zwar an eigener Schöpferkraft, nicht aber an Talent, sich als Dolmetscher fremder Literaturen vom Sanskrit bis zu Calderon und Dante verdient zu machen. Bald hatte er die Genugtuung, in Kollegien über philosophische Ästhetik und die Geschichte der deutschen Poesie seine Gelehrsamkeit „allerliebste geputzt und gesalbt“ vor wißbegierigen Zuhörern anbringen zu können. „Ich bin“, triumphierte er, „nunmehr wirklicher Professor; das heißt, ich lese Collegia und zwar nicht den leeren Bänken, wie Antonius den Fischen predigte, sondern ich habe Zuhörer, und, wie es scheint, aufmerksame.“ Unter ihnen

satz Caroline Schlegel, die Tochter des Göttinger Orientalisten Johann David Michaelis, die er am 1. Juli geheiratet hatte. Durch ihre Begeisterung für die Französische Revolution und einen ihrer Offiziere war die reizende Arztwitwe, die damals noch den Namen Caroline Böhmer trug, in eine tragische Situation geraten: schwanger, gramte sie sich in der Taunusfestung Königstein, als sich August Wilhelm Schlegel, dem sie einst als Student einen kränkenden Korb gegeben hatte, ritterlich anerbote, sie zur Frau zu nehmen. Sie hat ihm diesen Dienst ohne letzte Hingabe ihres Herzens, dessen Idealbild mit dem professoralen und undamonischen Schlegel nicht übereinstimmte, wohl aber mit dem ganzen Charme ihres toleranten Geistes zurückbezahlt. An den siebzehn Shakespeare-Übersetzungen, die A. W. Schlegel von 1798 bis 1810 veröffentlichte und die ihm die Professur in Jena eintrugen, nahm sie sehr aktiven Anteil. Im Strahlenglanz ihrer gesellschaftlichen Tugenden trat A. W. Schlegel zu Herder, Wieland und Goethe in nähere Beziehungen, und da sie eine echte Kunstenthusiastin war, hielt sie auch in ihm den Glauben an die Unvergänglichkeit großer Kunst wach. Sie kannte seine Verdienste als elegantester Essayist von Deutschland; aber mit Takt verstand sie es, ihn vor seiner kritisch-rezeptiven Leistung diskret an das Primat der schöpferischen Begabung zu erinnern: „O mein Freund, wiederhole es Dir unaufhörlich, wie kurz das Leben ist, und daß nichts so wahrhaftig existiert als ein Kunstwerk – Kritik geht unter, leibliche Geschlechter verlöschen, Systeme wechseln, aber wenn die Welt einmal aufbrennt wie ein Papierschnitzel, so werden die Kunstwerke noch leuchten, die in das Haus Gottes gehn; dann erst kommt die Finsternis.“

A. W. Schlegels Reich war von früher Jugend an der Schreibstisch. Hier war er unermüdlich tätig. Lachelnd hat er bezeugt, daß er im Stehn und im Gehn, im Wachen

und im Bett, ja, selbst auf Reisen wie unter dem Schutz der Laren rastlos die Feder fließen ließ. Nur die Darstellung, er sei in früheren Jahren „ein Wutherich gewesen, ein Herodes, der an einer Menge unschuldiger Bucher nichts Geringeres als einen bethlehemitischen Kindermord verübt habe“, ließ er nicht gelten. Dazu war dieses philologische Genie, das Heine neben Graf Platen und dem Calderon-Übersetzer Johann Dietrich Gries als den größten Metriker der deutschen Sprache bewundert hat, auch viel zu verträglich. Als „göttlichen Schulmeister“, der einen uralten Haß gegen die Vernunft, eine wahre Idiosynkrasie gegen das Denken hege, ist er seinem maßloseren Bruder erschienen. An diesem wußte Schleiermacher zu rühmen, daß er schnell und tief in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems und jedes Schriftstellers einzudringen vermöge. In der Tat kann man sich kaum einen neugierigeren und genaschigeren unbekannte Talente witternden Leser denken als Friedrich Schlegel, diesen körperlich massigen und tragen Mann, der als enfant terrible so viele Zeitgenossen gegen sich bockbeinig gemacht hat. Durch sein unruhiges Vagantenherz sind die Freunde wie Spaziergänger gezogen, die einem Wanderer auf seiner Fußreise begegnen. „Ich bin nun einmal eine gesellige und in der Freundschaft unersättliche Bestie“ gab er Novalis gegenüber zu; aber da dieser wußte, wie disharmonisch es manchmal im Innern des Studienkameraden aussah, mußte er sich von ihm sagen lassen: „Der König von Thule war Dein Vorfahre – Du bist aus der Familie des Untergangs.“

Unzählige Projekte hat Friedrich Schlegel, der sich selber als ein System von Fragmenten vorkam, wie Pfeile aus seinem zynischen Gehirn geschossen, brauchbare und verstiegene, so daß seine Schwägerin Karoline einmal seufzte: „Was ihr alle zusammen da schaffet, ist mir ein rechter Zauberkessel!“ Im Herbst 1798 wollte er der

Menschheit nichts Geringeres als eine neue Bibel schenken, da er das Christentum zu politisch und seine Politik zu materialistisch fand. Aber dieser Plan, „auf Muhammeds und Luthers Fußstapfen zu schreiten“, blieb ein Gedankenschmetterling wie tausend andere, die aus dem Kopf dieses „Narren mit Geist“ geflattert und irgendwo im Dunkel lautlos gestorben sind. Denn „vielleicht hast du mehr Talent zu einem neuen Christus“, räumte er in seiner Korrespondenz mit Novalis ein, dem er sich gleichzeitig als wackrer Paulus empfahl. Sein anregender Einfluß auf den seelenvolleren Freund kann jedoch nicht dankbar genug eingeschätzt werden. In Briefen und Gesprächen hat er ihm Lust und keimkräftige Stichworte zur Arbeit gegeben, überzeugt, daß der „Buchstab der echte Zauberstab“ ist, durch den neue Welten erbaut und alte zertrümmert werden können. „Voll genialischer Treffer und Fehler“ hat Novalis die Papiere dieses literarischen Bohemiens gefunden. War sein frivoler, mit artistischer Fingerfertigkeit komponierter Verführerroman „Lucinde“, der das Musterbeispiel der rein romantischen, transzendentalen Poesie bleiben sollte, auch nicht nach seinem Geschmack, so imponierte es Novalis doch, mit welcher erstaunlichen Richtigkeit in diesen 1799 erschienenen „zynischen Satanischen“ die Züge des Verfassers eingebrannt waren: „... und so verwilderte er denn immer mehr aus unbefriedigter Sehnsucht, ward sinnlich aus Verzweiflung am Geistigen, beging unkluge Handlungen aus Trotz gegen das Schicksal und war wirklich mit einer Art von Treuherzigkeit unsittlich.“

Als Novalis die Brüder Schlegel kennenlernte, deren Eitelkeit und Unvermögen, einen witzigen Einfall zu unterdrücken, sogar der nachsichtigen Schwester Charlotte auffiel, konnte er mit Grund behaupten: „Ihr seid ein einziges unteilbares Wesen!“ Einer ergänzte den andern wie ein Zwillingsspaar. Schließlich vermochten je-

doch ihre Frauen sogar in diese Freundschaftsmauer eine Bresche zu schlagen. Mit Karoline, die eine entzuckende Briefschreiberin war, hat sich Friedrich zwar immer gut vertragen. Als er aber nach einjährigem Aufenthalt während des Sommers 1797 von Jena nach Berlin übersiedelte, lernte er im Salon der Henriette Herz eine Kunstliebhaberin kennen, die auf sein weiteres Leben bedeutenden Einfluß erlangte. Es war die Frau des Bankiers Simon Veit. Als Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, den Lessing als Modell für seinen „Nathan“ benutzt hat, war Dorothea gewohnt, geist-spruhende Gäste um sich zu haben. So nachhaltig hat sie jedoch keiner beeindruckt wie Friedrich Schlegel, dessen unstetes Leben durch sie endlich in geregelte Bahnen gelenkt wurde. Mit zielbewußter Energie leitete sie die Scheidung von ihrem vermöglichen Mann ein und nahm tapfer den Ruf auf sich, nahezu sieben Jahre als illegale Frau Friedrichs Schicksal zu teilen. Ja, aus Anhänglichkeit für den Erretter aus einer erstarrenden Ehe hat sie 1804, als sich das Paar endlich in Paris verheiratete, den protestantischen und vier Jahre später in Köln den katholischen Glauben angenommen. „Du würdest Dich“, schrieb Friedrich Schlegel kurz nach seiner Bekanntschaft mit Dorothea an Novalis, „an ihr freuen, an einer Frau, die sich in einem so langen Elende ohne eine Stütze als die Energie der Verzweiflung mit dieser Würde emporgehalten hat, und nun mit dieser stillen Kraft daraus hervortritt. An äußerer Bildung und Zierlichkeit steht sie der Schwiegerin (Karoline Schlegel) weit nach. Sie ist nur eine Skizze, aber durchaus in einem großen Stil. Ihr ganzes Wesen ist Religion, obgleich sie nichts davon weiß. Wenn sie mich verlöre, sie würde mir nach indischem Gebrauch folgen aus eigentlicher Religion und ohne zu ahnden, daß das außerordentlich oder auch nur, daß es recht wäre.“

Die neun Jahre altere, häßliche Dorothea, die um die Jahrhundertwende den „Wilhelm Meister“ nachgefuhrten Roman „Florinde“ veröffentlichte, um Friedrich Geld in die Hände zu spielen, ist ihrem zweiten Mann mehr als ein erotisches Abenteuer gewesen. Mit einem großen Vorrat an aufgetauter Liebe machte sie den mit viel Sorgen begonnenen Bund zu einer Weggemeinschaft, zu der sie ebensoviel zärtliche Bewunderung für Friedrich wie humorvolle Phantasie, eine adlerscharfe Beobachtungsgabe und eine geschmeidige Feder mitbrachte. Als das Paar im Herbst 1799 seinen Wohnsitz nach Jena verlegte, sah sich Dorothea zu ihrem Erstaunen in „eine Republik von lauter Despoten“ versetzt. Sie zeigte sich jedoch bereit, sie, soweit sie aus Männern bestand, heiter zu erdulden. Hingegen schufen Intrigen und Klatsch zwischen den zwei Schwägerinnen eine derart gespannte Atmosphäre von Haß und Eifersucht, daß die oft so diplomatische und lebenswürdige Karoline, die von sich sagen durfte: „Man liebt mich sehr, weil mein Herz ein Gewand über die Vorzüge meines Kopfes wirft“, ihrem Mann schrieb: „Wenn sie nur jemand totschlagen wollte, ehe ich sterbe!“ Unter solchem Gezänk mußte auch die brüderliche Einigkeit leiden. Novalis jedoch hat mit beiden Schlegel bis zu seinem Tod einen Verkehr gepflegt, der im Schenken und im Nehmen von gleicher Großzügigkeit blieb.

GOETHE UND DIE ROMANTIKER

Goethe war beinahe fünfzig Jahre alt, als sich die Romantik zu regen begann. Je mehr er sich in die Klarheit und harmonische Ruhe der Klassik zurückzog, desto dünner wurde der Beifall der Menge, die sich um

den Dichter des kraftstrotzenden „Götz“ und die „Leiden des jungen Werthers“ in breiten Strömen gelagert hatte. In seiner Isolierung fand er in Schiller einen Freund, der wie er zum gleichen Ziel strebte: zu Harmonie, Gesetzmäßigkeit und tapfrer Bejahung des Driesserts. Nun vernahm er aus Jena Stimmen, die wie Festmusik in seine olympische Ruhe klangen. Es waren die Stimmen der Romantiker, die sich für ihn mit echter Begeisterung und kritischem Scharfsinn einsetzten. In ihrer geistvollen Studie über die Romantik hat sie Ricarda Huch mit Kindern verglichen, die um Goethe wie um den Weihnachtsbaum tanzten: „Ruhevoll stand er in der Mitte und ließ sich mit Gold und Flitter behängen, ohne ein anderes Lebenszeichen zu geben als etwa ein gelindes Nicken oder ein wohlwollendes, humorvolles Lächeln. Aber fremd war er ihnen nicht. Sie wußten, wie der schöne Baum im Wald rauschen konnte und wie da die freie Luft und das Waldesgetier durch seine starken, immergrünen Zweige streifte.“

Auch Heine hat ein ähnliches Bild gebraucht, als er jenen maßvollen Goethe mit einer hundertjährigen Eiche verglich, die so hoch gewachsen war, daß man auf ihren Wipfel keine rote Mütze stecken und darunter die Carmagnole tanzen konnte. Aber man habe diesen Baum doch verehrt, „weil er so selbständig herrlich war und die ganze Welt mit seinem Wohlduft erfüllte, und weil seine Zweige so prachtvoll zum Himmel ragten, daß es aussah, als seien die Sterne nur die goldenen Früchte dieses Wunderbaumes.“ Während die Romantiker an kleinere Bäume wie an den dürrn Realisten Nicolai oder an die Vielschreiber Kotzebue und Iffland hemmungslos die Säge ihres scharfen Witzes legten, erhoben sie Goethe zu ihrem Gott, zu dem sie genau so gläubig nach Weimar pilgerten wie die Katholiken zum Papst nach Rom. Aber neben dem Altar, den sie Goethe errichteten, dessen

„Wilhelm Meister“ sie wie eine Bibel verehrten, war kein Platz mehr für einen anderen Heiligen. Schon im Frühjahr 1792, als Schiller in Dresden durch Ch. G. Körner der Rechtsstudent Friedrich Schlegel vorgestellt wurde, kam es durch dessen kecken Vorwitz zu einer heftigen Antipathie, der Schlegel fünf Jahre später in der Zeitschrift „Deutschland“, die sein finanzkräftiger Schwager Reichardt redigierte, ziemlich flegelhaft Luft machte. Seit jener respektlos-spöttischen Rezension über die „Horen“ und den „Musenalmanach“ wollte Schiller, der sich durch saure Xenien zu rächen versuchte, mit diesen „Laffen“, die ihn als verstaubten Moraltrumpeter hinstellten, nichts mehr zu tun haben, und es bedurfte der ganzen Diplomatie Goethes, damit wenigstens der ungerecht aus den „Horen“ beförderte A. W. Schlegel, der tiefer als alle in Goethes Reifewerke eingedrungen und sein Führer in die Poesie des Orients sowie Spaniens und Englands geworden war, wieder zur Mitarbeit zugelassen wurde.

Vieles trennte freilich auch Goethe von den Romantikern. Ihr sehnsuchtiger Drang zum Unbewußten und Jenseitigen, ihre bohemienhafte Unruhe und revolutionäre Maßlosigkeit, die ihm wie eine Wiedererweckung der Sturm- und Drangzeit vorkam, ließen sie ihm verdächtig erscheinen. Was wollten diese geistreichen Feuerwerker mit ihren nicht weniger geistreichen Frauen eigentlich von ihm? Durchaus fremd war ihm an den Romantikern das, was er Architekturlosigkeit nannte. Ende Oktober 1808 hat er Zelter bekannt, daß ihn ein halbes Dutzend jüngere, außerordentlich begabte Dichtertalente fast zur Verzweiflung gebracht hätten. Alles zerfließe bei ihnen ins Form- und Charakterlose. „Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestaltung die Spezifikation, damit jedes ein

Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulkans ein wundersamer Schlangenbube entsprang.“ Man wird auch kaum zweifeln, daß in Goethes „Wurdigungstabelle poetischer Produktion der letzten Zeit“ die folgende Rubrik den Romantikern gilt: „Naturell: weiblich; Stoff: träumerisch; Gehalt: bodenlos; Behandlung: weich; Form: verschwabend; Effekt: tauschend.“

In das Musenparadies Sachsen-Weimar hat die Romantik jedenfalls eine erfrischende Bise geweht. Besonders vom ästhetischen A. W. Schlegel, dem nach dem Urteil seiner Frau jede Platttheit, Nullität und Unpoesie in den Tod zuwider war, und von Schelling, Goethes Liebling unter den romantischen Geistesaristokraten, ließ sich der schon etwas steif und gegen alles Chaotische mißtrauische Dichter reich befruchten. Doch auch in Schillers „Jungfrau von Orleans“ und im „Wilhelm Tell“ hat diese Epoche der forcierten Talente, wie sie Goethe einmal pointiert nannte, unverkennbare Spuren hinterlassen. Auffällig wenig wissen wir über die persönliche Beziehung zwischen Goethe und Novalis. Im März 1798 besuchte ihn Novalis mit A. W. Schlegel in Weimar, worauf sich alle drei abends wieder bei Schiller trafen. Auch später begegneten sie sich noch mehrmals, so am 21. Juli 1799 mit Tieck und A. W. Schlegel an Goethes Mittagstisch; aber über alle Begegnungen besitzen wir von Novalis keine detaillierten Schilderungen, während Goethe über ihn gesagt haben soll: „Er war noch kein Imperator, aber mit der Zeit hätte er einer werden können!“ Verbürgter ist jedoch die Bemerkung, die er kurz vor seinem Tod am 20. Oktober 1831 zu Zelter über die Romantiker machte: „Sie ließen mich bei der großen Umwälzung, die sie wirklich durchsetzten, notdürftig

stehen zum Verdrusse Hardenbergs, der mich wollte deliervt (das heißt ausgelöscht) haben.“

Zu dieser Ansicht muß Goethe durch die kritischen Bemerkungen gelangt sein, die Novalis in seinen Gesprächen, Briefen und Fragmenten über den „Wilhelm Meister“ machte. Außer dem „Don Quijote“ gab es vor der Jahrhundertwende keinen Roman, der die Romantiker so intensiv beschäftigt hat wie dieser Bildungsroman, in dessen knetbarer und träumerischer Titelfigur sie ihr eigenes Spiegelbild fanden. Je mehr sich aber Novalis zu heiliger Nüchternheit durcharbeitete, um so entschiedener rückte er nach anfänglicher Bewunderung vom „Wilhelm Meister“ ab. Er nannte ihn ein plattes Evangelium der Ökonomie und einen „Candide gegen die Poesie“, in dem aus Stroh und Hobelspänen ein wohlschmeckendes Gericht präpariert worden sei. Geistig munde es jedoch undichterisch, prätentiös und pretiös; das Produkt eines künstlerischen Atheisten. So sehr er Goethe als den „wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“ und merkwürdigsten Physiker seiner Zeit bewunderte: hier glaubte er rebellieren zu dürfen: „Goethe wird und muß übertroffen werden!“ Ein Beispiel für Heines ergötzlichen Ausspruch, daß in der Literatur wie in den nordamerikanischen Wäldern die Väter von den Söhnen totgeschlagen werden, sobald sie alt und schwach geworden sind. Alt und schwach war Goethe freilich nicht. Mit Energie hat er später seinerseits gegen die Romantiker Front gemacht. Weniger wegen ihres an Lessing geschulten, polemischen Witzes, den er zwar ablehnte, denn „man muß sich hüten vor dem Witz, weil er nicht wie ein gutes Gleichnis das Verwandte aufsucht, sondern das Unverwandte scheinbar annähert“, als wegen ihrer Neigung zur regenbogenfarbigen Idealisierung des Mittelalters, die ihm, dem eigenschöpferischen Erneuerer der Antike, fremd bleiben mußte. Vor allem

aber empörte er sich über ihre „neukatholischen Narrenpossen“, da es zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter den Künstlern förmlich Mode wurde, den ererbten Glauben zu wechseln und sich in sensationelle Scheidungsaffären zu verwickeln. In seinem Buch über Winckelmann findet man die Stelle: „Will man uns ein Gleichnis erlauben, so möchten wir sagen: es ist damit wie mit dem Wildbret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Faulnis weit besser als frischgebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck.“ Unverhohlener gab Goethe seinem Widerwillen gegen solche öffentlichen Manifestationen innerer Angelegenheiten mit den Worten Ausdruck: „Wenn ich einen verlorenen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hatte sich von Bordellen bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er sich in den Narrenwust dieser letzten Tage verfänge.“ Vor solchen Keulenschlagen entflohn, wie Heine in seiner „Romantischen Schule“ spottete, „die Gespenster des Mittelalters; die Eulen verkrochen sich wieder in die obskuren Burgtrümmer; die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchtürmen; Friedrich Schlegel ging nach Wien, wo er täglich Messe hörte und gebratene Hähndl aß; Herr A.W. Schlegel zog sich zurück in die Pagode des Brahma.“

DAS WESEN DER FRÜHROMANTIK

Die sentimentale Verneblung des Begriffs „Romantik“ hat bewirkt, daß sich weite Kreise ihre Dichter nicht ohne Brunnenrauschen und Sternensflimmer, ohne lyrischen Zuckerguß und Weltfremdheit vorstellen können. Das Gegenteil trifft für die Frühromantiker zu. Zwar haben sie von den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, die im Herbst 1796 anonym

erschienen und sich als religiöses Manifest des träumerischen Wilhelm Wackenroder herausstellten, entscheidende Anregungen empfangen, so vor allem für ihre anti-goethesche Neigung zum Mittelalter und zur altdeutschen Kunst, aber für die intimen Reize der Natur, ohne die Eichendorff und andere Spätromantiker undenkbar sind, besaßen besonders die intellektuellen Brüder Schlegel gar kein Sensorium. Als sich im Sommer 1797 Schelling dem Freundeskreis in Jena anschloß und im folgenden Jahr dort, in Weimar und Dresden oft „sympphilosophierende“ Zusammenkünfte stattfanden, wurden mit faustischem Erkenntnistrieb so viele wissenschaftliche, schöngeistige und philosophische Probleme angebohrt, daß Jean Paul in seiner „Vorschule zur Ästhetik“ seufzte: „Sonst war die Poesie Gegenstand des Volkes, so wie das Volk Gegenstand der Poesie; jetzt singt man aus einer Studierstube in die andere hinüber.“ Von überall her strömten ihnen Anregungen zu. Die kurz zuvor entdeckten Phänomene des Magnetismus und Galvanismus erhitzen ihre Köpfe kaum weniger als die neuen Literaturerscheinungen, und da sich ihr Wissenstrieb durchaus nicht auf das Endliche beschränkte, drangen sie auch kühn in die Ober- und Unterwelt der menschlichen Seele vor. Als ein „Herumschlecken“ und „alles Betasten und wieder Liegenlassen“ wurde ihnen dieser Drang nach Universalität von pedantischen Zeitgenossen verübelt; aber es manifestierte sich darin vielmehr eine tiefe Sehnsucht, die irdische Heimatlosigkeit durch eine Heimatzugehörigkeit im Geist zu ersetzen. Das Kosmopolitische und Humane lag diesen Idealisten im Blut. Das Leben machten sie zur Kunst, die Kunst zum Leben, und wenn ein Literaturkritiker (Hermann Hettner) später schrieb, die deutsche Phantasie habe in der romantischen Schule ihre Flegeljahre durchlebt, so darf man zu ihrem Lob ergänzen: auch ihre Brautzeit,

denn reiner und reicher hat sie sich selten entfaltet als damals.

Mit einer prachtigen Rakete, die funkelnd zum Himmel emporstieg, um nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nachtllichen Gegend oben in tausend bunten Sternen zu zerplatzen, hat Eichendorff die Romantik verglichen. Diese Rakete haben die Brüder Schlegel abgefeuert, um einesteils die Bildungsphilister aufzuschrecken und andernteils die weite Landschaft der Kunst nach neuen Möglichkeiten abzuleuchten. Wie sie, brachte Novalis ein virtuosos Formtalent, ein tiefes Heimweh nach der Rückkehr des Geistes zu sich selbst – denn nach seiner Definition ist Philosophie immer Heimweh – und eine halb spielerische, halb ernsthafte Freude mit, die Kunst mit der Wissenschaft, das Wort mit der Musik, die Dichtung mit der Religion und die Malerei mit der Dichtung zu vermischen.

Auf der Suche nach einer gemeinsamen Ebene, auf der diese um das soziale Wohl des Volkes wenig bekümmerten Individualisten der Welt ihre kameradschaftliche Verbundenheit zeigen konnten, kam ihnen der Gedanke, eine ästhetisch-philosophische Zeitschrift zu gründen. Friedrich Schlegel wollte sie zuerst „Der Herkules“ betiteln. Schließlich entstand daraus das „Athenäum“, dessen erste Nummer im Mai 1798 erschien. Das neue Unternehmen konnte sich, da die Auflage für die exklusive Haltung zu groß, das Papier zu kostbar und der Preis zu teuer waren, nur während drei Jahrgängen halten – genau so lang wie die doktrinäreren „Propyläen“ von Goethe, von deren erstem Heft nicht einmal 500 Exemplare abgesetzt wurden. Man begreift deshalb die Galligkeit, mit der Friedrich Schlegel seinem Bruder schrieb, ob es nicht gut wäre, künftig mit jedem Heft ein Stück Honigkuchen gratis auszuteilen, damit das platte Volk von Hamburg bis nach Schwaben daran Gefallen finde.

DIE FRAGMENTE VON NOVALIS

Kurz nach Erscheinen der ersten Nummer stöhnte Schiller, die naseweise und einseitige Manier der Schlegelschen Fragmente tue ihm physisch geradezu weh. Der konziliantere Goethe verteidigte sie mit den Worten: „Das Schlegelsche Ingrediens in seiner ganzen Individualität scheint mir denn doch in der Olla potrida unsres deutschen Journalwesens nicht zu verachten. Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs äußerst Mittelmäßige, diese Augendienerei, diese Katzenbuckelgebärden, diese Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Produkte sich verlieren, hat an einem solchen Wespennest, wie die Fragmente sind, einen fürchterlichen Gegner.“ Sogar der gutmutige A. W. Schlegel war für gepfefferte Kritik; unter Funkensprühen sollten im „Athenäum“ Meisterwerke der hohen Kritik und Polemik den Willen verkünden, die Plattituden der naturalistischen Dichtung und die schulmeisterliche Enge der Aufklärung durch eine freiheitlichere und phantasievollere Auffassung zu ersetzen. Mit leuchtenden Junglingsaugen sahen die Romantiker eine neue Zeit anbrechen. Denn „die Morgenröte hat Siebenmeilenstiefel angezogen. Lange hat es gewetterleuchtet am Horizonte der Poesie, in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammengedrängt; jetzt donnerte sie mächtig, jetzt schien sie sich zu verziehen und blitzte nur aus der Ferne, um bald desto schrecklicher wiederzukehren; bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede sein, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen, und dann werden euch alle eure kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen.“

Als Novalis im Dezember 1797 Mitteilung von der Gründungsabsicht der Zeitschrift erhielt, versprach er sich davon nichts weniger als eine neue Periode der

Literatur. Begeistert wollte er auf diesem Turnierplatz der befreundeten Geister mitkämpfen. Wirklich brachte bereits das erste Heft seine Fragmentensammlung „Blütenstaub“, die zusammen mit den kaum ein Vierteljahr später in den „Jahrbuchern der preußischen Monarchie“ veröffentlichten staatspolitischen Maximen „Glauben und Liebe“, die einzige Prosa-Arbeit blieb, deren Erscheinen er noch erlebte. Für die Form der Fragmente war Novalis wie kaum ein zweiter Schriftsteller prädestiniert. Ernster und beharrlicher als der oft oberflächliche, effektgierige Friedrich Schlegel, aus dessen „Laboratorium“ Goethe eine Schwade von Feuerluft wehen fühlte, hatte er schon früh eine deutliche Neigung zu epigrammatischer These und Antithese, zu geistreichen Paradoxen und kristallscharfen Formulierungen bekundet. Je älter und erfahrener er wurde, desto deutlicher trat bei ihm auch das Talent für analytisches Denken und ordnendes Registrieren zu Tage. Vielleicht hat er die Technik der nummerierten Sprüche von Johann Caspar Lavater übernommen, der 1787 in Zürich seine „Vermischten unphysiognomischen Regeln zur Selbst- und Menschenkenntnis“ erscheinen ließ. Auch Lichtenberg, Wilhelm Heinse und der französische Aphoristiker Chamfort wirkten auf die tropisch hervorschießende Fragmentenmode, die oft mehr versprach als sie hielt, anregend.

Was Novalis nach dem Abschluß seines Studiums bis zum dichterischen Durchbruch an fremdem Bildungsgut in sich aufgesogen, kritisch durchdacht, gesiebt und auf seinen inneren Gehalt geprüft hat, grenzt ans Wunderbare. Für seine geistigen Expeditionen war ihm kein Weg zu weit und abgelegen. Von Chemie und Medizin, von Mathematik und Physik, von Physiologie und Psychologie hat er sich ebenso spontan anregen lassen wie von den Künsten, so daß seine handschriftliche Fragmenten-

masse einen strahlenförmigen Begriff vom Stand der deutschen Bildung um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert gibt. So außerordentlich war sein Talent, zugleich zu lesen und zu arbeiten, so unversell sein Wissen und so groß sein Durst, es immer noch zu vermehren, daß ihn Jean Paul, der Verfasser des von romantischer Ironie umgrunten „Titan“ und der „Flegeljahre“, zu den genialen Mannweibern zählte, die selbst im Empfangen noch zu zeugen glauben. Die Ahnung des nahen Todes mag Novalis abgehalten haben, es dem als Mann der Tat bewunderten Goethe gleichzutun, der nach seinen Worten „eher etwas Unbedeutendes ganz fertig macht und ihm höchste Politur gibt“, als daß er eine neue Welt schafft, die er unvollendet hinterlassen muß. Er wußte, daß er sich für Politur nicht viel Zeit lassen durfte. So sind manche seiner „Denkatome“, die er auch „Anfänge interessanter Gedankenfolgen“, „Texte zum Denken“, „Spielmarken von transitorischem Wert“, „Bruchstücke des fortlaufenden Selbstgesprächs“ oder „Senker“ nannte, in unfertigem Zustand liegen gelassen und für eine spätere Begegnung aufgespart worden; andere hingegen bestürzen durch die tiefe Spruchweisheit, die Stetigkeit der Logik und die Originalität der philosophischen Erkenntnis, die er oft unübertrefflich formuliert hat. Wie ein Juwelier hat Novalis zahlreiche Ideen-Kristalle meisterlich geschliffen und zu funkelnden Kostbarkeiten der deutschen Aphoristik gemacht. Daß unter seinen „literarischen Sämereien“ nicht alle Körner goldene Frucht versprochen, hat er selbst schmerzlich gefühlt; „indessen, wenn nur einiges aufgeht“.

Neben den abstrakten Studien, die er besonders am Anfang mit fanatischer Konsequenz und Logik getrieben hat, findet man tagebuchartige Aufzeichnungen und persönliche Bekenntnisse von einer Intimität, die es fast verbietet, sie den Blicken der Leser preizugeben. Denn

dieser rührende und erhebende Ringkampf eines echten Problematikers um geistige und seelische Klarheit war keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmt. Zweifellos wäre sonst manche dunkle Stelle aufgehell't, mancher Satz eleganter und prägnanter formuliert, manches denkerische Gestrüpp von wucherndem Schlingwerk befreit und das Übermaß an Fachausdrücken vermindert worden, obwohl Novalis die Auffassung vertrat, daß der wissenschaftliche Stil fremde Wörter geradezu liebe. Aber sind die vom warmen Pulsschlag der Poesie und Religion belebten Fragmente von Novalis nicht der deutlichste Beweis, wie recht A. W. Schlegel hatte, als er die Fragmente der Romantik generell „die eigentliche Form der Universal-Philosophie“ nannte? Denn zur Universalität strebte Novalis mit ganzer Kraft. Im Grunde interessierte ihn nicht die Lösung einzelner Probleme, sondern die Problematik der Welt und der in Materialismus erstickenden Menschheit überhaupt.

Seine Fragmententätigkeit hat Novalis schon 1795 in Tennstedt, als er „das regelmäßige Ideenspiel als die wahre Philosophie“ erkannte, mit zähflüssigen Studien über Fichtes Wissenschaftslehre und die Theorie vom Ich begonnen. Sie und Kants „Kritik der reinen Vernunft“ beschäftigten ihn noch bis Ende 1797 in Weiffels in oft umständlichen Essays, die erst allmählich durch die lapidarere Fragmentenform abgelöst wurden. Nicht eher wollte er das Problem der sittlichen Freiheit und der Freiheit des Ich beiseite legen, bevor er es nicht gründlich zu Ende gedacht hatte. Nach dieser mühsamen Maulwurfsarbeit hat der Aufenthalt in Freiberg, wo Fichte und Kant gegen Ende des Jahres 1797 durch den holländischen Ästhetiker und Psychologen Franz Hemsterhuis, Lessing, den Klassiker der deutschen Prosa, und die Platoniker – unter diesen namentlich durch Plotin, „diesen für mich geborenen Philosophen“ – abgelöst

wurden, den Themenkreis mächtig erweitert. Jakob Böhme, der Gegner allen „Titel- und Maulchristentums“, und Franz Baader führten ihn näher an die Mystik heran. Aus allen Quellen sprudelten ihm die Wissenschaften neue Anregungen zu, und wie ein Bergmann stieg er in die Stollen der Wissenschaft hinab, um sie nach neuen Adern abzuklopfen. Der Großteil seiner chemischen, medizinischen und bergbautechnischen Bemerkungen, unter denen er notierte: „der Versuch, das Organische mechanisch zu erklären, glückt vielleicht nicht eher, als bis der Versuch geglückt ist, das Mechanische organisch zu erklären“, ist noch heute unveröffentlicht. Was wir jedoch kennen, ist in seiner chaotischen Fülle so reich an kühnen Kombinationen, so spannend im Wechsel von Analyse und Synthese, so glühend im Wunsch, ein harmonisches Weltbild zu finden, daß die Fragmente von Novalis einer der aufschlußreichsten Einblicke in die Werkstatt eines Denk-Künstlers geblieben sind, der die Scharfe des Verstandes mit der Intuition des Dichters zu einer unauflöslichen Einheit zu binden versuchte. Denn „die Trennung von Poet und Denker ist nur scheinbar und zum Nachteil beider. Es ist ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Konstitution.“

Das „allgemeine Brouillon“, das vom Herbst 1798 bis zum Frühjahr 1799 die letzten, immer bildhafter werdenden Gedanken des Freiburger Aufenthaltes enthält, bildet den Vorbau zu einer „szientifischen Bibel“, in der die Theorie vom magischen Idealismus in enzyklopädischem Ausmaß verwirklicht werden sollte. Nicht überall ist dieses große Ziel eines Frühvollendeten richtig erkannt worden. Der mehr für den Volkston empfängliche Clemens Brentano spottete, es sei, als sähe man ein vom Schweinemetzger geschlachtetes und am Boden ausgespanntes Universum, bei dem an jedem Gedärm eine

Nummer und über allem ein Register hange. Nietzsche hingegen ehrte Novalis im „Menschlichen-Allzumenschlichen“ als „eine der Autoritäten in Fragen der Heiligkeit durch Erfahrung und Instinkt“.

Die ungeordneten Handschriften der Fragmente wurden zuerst von einer Nichte des Dichters, Sophie von Hardenberg, numeriert, betitelt und zusammengestellt. Eine neue Ordnung versuchte der im ersten Weltkrieg gefallene Eduard von Havenstein, nachdem Professor Jakob Minor bereits 1907 einen Teil der Fragmente publiziert hatte. In selbständiger und fortlaufender Numerierung folgt unsere Ausgabe der chronologischen Ordnung von Professor Paul Kluckhohn, dessen vierbändige Gesamtausgabe (1929) ein Muster an deutscher Gründlichkeit ist. Die oft wunderlichen und inkonsequenten Satzzeichen des Dichters haben wir der Lesbarkeit halber, ohne den Sinn zu zerstören, ja, ihn vielfach klarend, wesentlich vereinfacht. Nur die chronologische Anordnung erlaubt es, den wundervollen Vorgang zu verfolgen, wie ein physisch schwacher Mensch sich mit unendlichem Fleiß und heroischer Energie durch finstere Gänge ins Helle gräbt und aus einem bescheiden Nehmenden schließlich ein großer Schenkender wird.

DER MAGISCHE IDEALISMUS

Der Ausspruch von Novalis, daß der Dichter den Zufall anbetet, darf nicht so verstanden werden, als habe er seine eigene Entwicklung blindlings dem Zufall überlassen. Vielmehr hat sich die Geistesschulung dieses Romantikers, auf den die mondscheinsüchtigen Vorstellungen weiter Kreise so gar nicht passen, sehr konsequent vollzogen. Stufe auf Stufe sieht man ihn als jugendlich-geschmeidigen Denker, dem die Philosophie schon

früh zur täglichen Seelenstärkung wurde, über viele Systeme zu einem eigenen System höher schreiten. Er war das Ideal eines sehr raschen und produktiven Lesers: immer bestrebt, bei jedem Buch auf den innersten Kern zu stoßen, interessiert und dankbar für die kleinste Anregung, dabei kritisch, exakt und grundgescheit. Kant, Spinoza und Fichte hatten in ihm das philosophische Fundament gelegt. Nun suchte er über Schelling, Hemsterhuis, der den „heiligen Weg zur Physik ahndete“, Goethe, Plotin und Leibniz die Philosophie durch Poesie in Religion zu verwandeln, denn immer lichter begann über seinem Gedankengebäude der Stern der Religion aufzugehen. Sein Ziel war, die Natur zu moralisieren und eine „Religion des sichtbaren Weltalls“ zu schaffen. Viel zu unpedantisch, um in eisigen Systemen zu erstarren, ersehnte er inbrünstig eine Einheit des Verstandes und der Einbildungskraft, der Natur und des Geistes. Vom Herbst 1798 bis zum Frühling 1799 versuchte er sie im „Allgemeinen Brouillon“ wenigstens als Skelett festzulegen. Seine aphoristische Philosophie gründlicher auszubauen, blieb ihm jedoch keine Zeit. In Form einer Enzyklopadie, die „in äußerst verschiedener Manier geschrieben sein kann – in Fragmenten, Briefen, Gedichten, wissenschaftlich strengen Aufsätzen“, wollte er eine umfassende Schilderung der Naturentwicklung geben, gleichsam die Quintessenz jener ästhetischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen, denen er sich in Freiberg mit dem Eifer eines Goldgrabers hingegeben hatte. „Ihm war es“, berichtete Tieck, „zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder und das Fremde, Übernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Märchen, und jene Region, die die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnden oder bezweifeln wollen, war ihm eine liebe Hei-

mat.“ Novalis selbst bekannte im Januar 1799: „Ich fange an, das Nüchterne, aber echt Fortschreitende und Weiterbringende zu lieben.“

Auf dem Weg der pantheistischen Mystik ist er schließlich zum magischen Idealismus gelangt, durch den er die unfaßbare Macht Gottes, die in jeder Menschenbrust wirkt, in die romantische Naturphilosophie einbezogen hat. Aber die Bekanntschaft mit Ludwig Tieck und Jakob Bohme trieb ihn kurz vor der Jahrhundertwende von der Philosophie endgültig zur Dichtung zurück. Es mochte ihn ähnliches bewegen wie Schiller, der, von den spekulativen Wanderungen ermudet, an Goethe schrieb: „Es ist hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philosophische Bude schließe“, denn „der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn. – Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier alles so strenge, so rigid und abstract und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist.“ So auch konnte Novalis im Februar 1800 dem treuen Freund Just schreiben: „Die Philosophie ruht jetzt bei mir nur im Bücherschranke. Ich bin froh, daß ich durch diese Spitzberge der reinen Vernunft durch bin und wieder im bunten erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandenen Muhseligkeiten macht mich froh. Es gehört in die Lehrjahre der Bildung; Übung des Scharfsinns und der Reflexion sind unentbehrlich. – Man muß nur nicht über die Grammatik die Autoren vergessen, über das Spiel mit Buchstaben die bezeichneten Großen. Man kann die Philosophie hochschätzen, ohne sie zur Hausverwalterin zu haben und einzig von ihr zu leben. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philosophie keinen Menschen machen.“

DICHTERISCHE ARBEITEN

Ungefähr zur gleichen Zeit, als Novalis in den „Heinrich von Ofterdingen“ auf die Frage: „Wo gehen wir denn hin?“ – die Antwort schrieb: „Immer nach Hause!“, bekannte auch Hölderlin: „In uns ist alles!“ Persönlich kennengelernt haben sich die beiden Dichter anscheinend nie, obwohl Hölderlin, der sich in seinem Heimweh nach der verlorenen Harmonie der Hellenen wie eine Gans vor- kam, die mit platten Füßen im Wasser der Moderne steht, ohne je den Himmel erfliegen zu können, in Jena ebenfalls lebhaften Verkehr mit Schiller und Fichte gepflegt hat. Hingegen ist Novalis mit Jean Paul in näheren Kontakt gekommen. Dieser barocke Ironiker war jedoch ein obstinater Fichte- und A. W. Schlegel-Gegner, so daß er sich zu den Romantikern, mit denen ihn so viel Gemeinsames verbindet, bald in Opposition stellte und ihre poetische Schwärmerei sowie ihren Hang, alles zu registrieren, im „Quintus Fixlein“ verspottete. Die Schriften von Novalis verglich er mit den Tautropfen und den roten Wolken eines poetischen Morgens. Unter Akklamation von Friedrich Hebbel nannte er ihn einen dichterischen Nihilisten, der zu den Talenten gehöre, denen man den Mangel an einem oder mehreren Beinen nicht nachsehen dürfe. Von dieser Seite hatte also Novalis keine Ermunterung zu erwarten. Eher vom Sohn des großen Kulturkenners und Volksgutentdeckers Johann Gottfried Herder, der damals ebenfalls in Freiberg studierte. Er hat seine Entwicklung jedoch so wenig entscheidend beeinflußt wie der gemütvollste norwegische Naturforscher Henrik Steffens, der 1798 nach Jena kam und sich als begeisterungsfähiger, tiefreligiöser Mann eng mit Schelling, Schleiermacher und den Romantikern befreundete.

Erst mit dem Abend des 17. Juli 1799 beginnt für

Novalis, der an Pfingsten von Freiberg ins Elternhaus nach Weißenfels zurückgekehrt war, ein neues Lebensblatt. An diesem Tag wanderte er nach Jena, um A. W. Schlegel zu besuchen. Bei ihm lernte er Ludwig Tieck kennen. Sofort fühlte er sich mit höchster Sympathie zu dem witzigen und beweglichen, dabei innerlich weichen und für Natureindrücke empfänglichen Schriftsteller hingezogen. Tieck, der als genialer Anreger der deutschen Literatur wie die Brüder Schlegel viele Quellen erschlossen hat, schmiegte sich dem liebebedürftigen Wesen des neuen Freundes, mit dem er sogleich Bruderschaft trank, so weiblich-zart an, daß sich Novalis von dieser Bekanntschaft die höchste Belebung versprach. Mitternacht war bereits vorüber, als ihn A. W. Schlegel und Tieck bei Vollmondglanz über den Hausberg nach Weißenfels zurückbegleiteten. Tieck befand sich in solcher Hochstimmung, daß er noch vor Morgengrauen seine Erzählung „Der getreue Eckart“ beendete.

Auch für Novalis, der unter Spekulanten fast selbst zur Spekulation geworden war, begann eine Zeit himmlischer Dichterernte. Aus früheren Jahren lag bereits ein Berg von Manuskripten vor. Unter den bis 1792 reichenden, stark epigonalen Jugendarbeiten haben wir eine kritische Auswahl getroffen, die von den 243 Frühgedichten nur die wichtigsten berücksichtigt. Vom „Walzer“ (Band I, Seite 93) bis „Es kann kein Rausch sein“ (Seite 98) gehören sie der glücklichen Gruninger Epoche und von dann der Reifezeit an. Auf den Abdruck der unselbständigen Dramen, Singspiele, Burlesken, Travestien und Epen, unter denen sich eines mit der „Geburt Jesu“, ein anderes in Hexametern mit dem Orpheusmotiv beschäftigt, glaubten wir verzichten zu dürfen, nicht aber auf einige kleinere Prosawerke wie die Fabeln. Zwischen der ameisenfleißigen Arbeit an den Fragmenten scheint Novalis im Jahr 1798 offenbar unter dem

Eindruck der Hemsterhuis-Lektüre und von Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit in Briefen an J.G. Zimmermann“ den Roman „Die Lehrlinge zu Sais“ begonnen zu haben. Es sollte daraus ein „echt sinnbildlicher Naturroman“ werden, eine autobiographisch verbrämte Expedition in die Werkstatt der Natur, aus der er einen sehnsuchtsvollen Ausblick ins Goldene Zeitalter tun wollte. Maurice Maeterlinck, der diese unvollendete Natursymphonie samt einer Auslese von Fragmenten ins Französische übersetzt hat, bemerkte zartsinnig, Novalis habe darin auf die Welt mit der unaufmerksamen Neugier eines Engels geblickt, den ferne Erinnerungen zerstreuen. Schalkhaft liegt das tiefsinnige Märchen von „Hyazinth und Rosenblütchen“ hineingebettet.

Unter dem Eindruck der „Lehrlinge zu Sais“, aus dem ihm der Dichter einige Teile vorlas, spornte Tieck den Freund an, sich ganz der Poesie zuzuwenden. Es ist, als habe Novalis auf eine solche Aufforderung mit heimlicher Ungeduld gewartet. „Noch hat mich keiner so leise und doch so überall angeregt wie du“, jubelte gleich der erste Brief, der am 6. August 1799 an Tieck abging. In rascher Folge wurden nun die kurz nach dem Tode der Braut begonnenen ekstatischen „Hymnen an die Nacht“ noch vor Abschluß des Jahres 1799 vollendet. Die erste Inspirationsquelle bildeten die gefühlsschwelgerischen „Nachtgedanken“ des englischen Pfarrherrn Edward Young, die Novalis als Siebzehnjähriger geschenkt bekommen und im April 1797 in tiefer Trauerstimmung wieder vorgenommen hatte. Die ursprungliche Absicht, die Hymnen durchwegs in Gedichtform zu schreiben, gab er aus Zeitmangel wieder auf. Von den zwei erhaltenen Fassungen haben wir zum Abdruck (Band I) die spätere und reifere gewählt, die unter Schleiermachers Drucküberwachung im dritten Heft des „Athenäum“ (Jahrgang 1800) erschienen ist. Novalis selbst, der die von der

Majestät des Todes geadelten „Hymnen an die Nacht“ als seine bedeutendste Leistung taxierte, hat sie noch selber aus der etwas forciert wirkenden rhythmischen Gedichtform in metrische Prosa umgegossen, um sie Ende März 1800 in diesem Zustand Friedrich Schlegel zu übergeben.

Die Hinwendung der Frühromantiker zur Religion hat in den „Geistlichen Liedern“, die im August 1800 vollendet vorlagen, besonders innigen Ausdruck gefunden. Einzelne sind unmittelbar neben den „Hymnen an die Nacht“ entstanden, angeregt durch Schleiermachers „Reden über die Religion“, die Novalis derart begeisterten, daß er mit Tieck ein Schleiermacher gewidmetes, christliches Gesangs- und Predigtbuch herausgeben wollte, was den eifersüchtigen Friedrich Schlegel zum Hieb reizte, Tieck bringe kein solches Lied zustande, auch wenn er innerlich Millionen Purzelbäume schlage. Novalis jedenfalls war es ernst mit diesem Plan. Im historischen Roman „Vor dem Sturm“ hat Theodor Fontane nach der Feststellung, daß die wirkliche Wiege und Wurzel alles Romantischen die Krippe und das Kreuz sei, mit Grund bemerkt, daß in keinem Romantiker die Sehnsucht danach lebendiger brannte als in Novalis. „Er hat sich darin verzehrt.“ Was er mit den „Geistlichen Liedern“ erstrebte, war eine Rückkehr zur einfachen Inbrunst eines Paul Gerhardt, Fleming und Spee, deren volksliedhaft-einfache Töne ihm weit mehr zusagten als die phantasielosen Lieder Gellerts oder die hausbackene Moral Lavaters. Mag seine eigene Naivität gelegentlich auch gekünstelt wirken, so sind ihm doch Marien- und Jesulieder von einer solchen Herzensgewalt gelungen, daß sie Schleiermacher oft ergriffen von der Kanzel herab sprach. Eine erste Auslese von sieben Liedern erschien kurz nach dem Tod des Dichters in Schlegel-Tiecks „Musenalmanach“ von 1802, in dem der allem Weih-

rauch abholde Goethe jedoch „zuviel Blut und Wunden“ witterte. Doch haben das von Schubert komponierte „Wenn ich ihn nur habe“, „Was war ich ohne Dich gewesen“ und andere Gedichte dafür gesorgt, daß der Name Novalis dauernd im Dom der deutschen Kirchenlieder bleibt.

Als der Dichter im November 1799 den Freunden aus den „Geistlichen Liedern“ einige Proben vorlas, überraschte er sie gleichzeitig mit der geschichtsphilosophischen Studie „Die Christenheit oder Europa“, in der er, ohne sich durch dogmatische Grenzpfähle einengen zu lassen, über den zersplitterten Glaubenslagern das ferne Morgenrot einer Universalreligion aufleuchten ließ. An dieser legendenartigen Prosadichtung, auf die Schelling parodierende Knittelverse schrieb, fiel nicht nur seine Begersterung für den Katholizismus, sondern auch die idealisierte Schilderung des Mittelalters auf. Allerdings stand er mit dieser Schwarmerei nicht allein, so daß Heinrich Heine einmal spottete: „Unsere Poesie, sagten die Herren Schlegel, ist alt; unsere Muse ist ein altes Weib mit einem Spinnrocken, unser Amor ist kein blonder Knabe, sondern ein verschrumpfter Zwerg mit grauen Haaren, unsere Gefühle sind abgewelkt, unsere Phantasie ist verdorrt; wir müssen uns erfrischen, wir müssen die verschütteten Quellen der naiven, einfältigen Poesie des Mittelalters wieder aufsuchen, da sprudelt uns entgegen der Trank der Verjüngung. Das ließ sich das trockene, dürre Volk nicht zweimal sagen, besonders die armen Dursthälse, die im märkischen Sande saßen, wollten wieder blühend und jugendlich werden, und sie stürzten nach jenen Wunderquellen, und das soff und schlürfte und schlückerte mit übermäßiger Gier.“

Als Novalis im Frühjahr 1799 den befreundeten sächsischen General und Militärschriftsteller K.W. Funk, der eine „Geschichte Kaiser Friedrichs II.“ veröffentlicht

hat und als gediegener Kenner des deutschen Mittelalters galt, in Artern besuchte, fiel ihm in dessen Bibliothek ein Buch in die Hande, das vom Minnesanger Heinrich von Ofterdingen berichtete, der im Wartburgkrieg gegen Wolfram von Eschenbach unterlegen war. Diese Gestalt wollte er in freier Phantasie zur Hauptfigur eines großen Bildungsromans machen. Kurz vor Torschluß des Jahres 1799, in dem sich seine fromme Lieblingsschwester Karoline, die Novalis kaum drei Wochen später nachgestorben ist, mit einem Freiherrn von Rechenberg verheiratete, begann er am Fuß des Kyffhäuserberges mit der Ausarbeitung. Bereits am 5. April 1800 konnte er Friedrich Schlegel melden: „Seit einigen Tagen habe ich den ersten Teil meines Romans zu Ende bringen können.“ Ungemein belebend hat auf die Entwicklung die Bekanntschaft mit den Werken des altdeutschen Mystikers Jakob Böhme gewirkt, auf den ihn Tieck kurz nach Neujahr aufmerksam machte. Dieser religiöse Sucher, der erstmals durch den Anblick eines sonnenbeglänzten Zinntellers in fromme Ekstasen versetzt wurde, hat zusammen mit Tiecks altdeutschem Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderung“ und Goethes „Wilhelm Meister“ den „Heinrich von Ofterdingen“ entscheidend beeinflusst. Die ganze Reifezeit von Novalis ist ja ein unablässiges Kreisen um „Wilhelm Meister“ geworden. Er hat ihn geliebt und verdammt, bewundert und geschmäht. In gewissem Sinn kann man den „Heinrich von Ofterdingen“ sogar das Negativ des „Wilhelm Meister“ nennen. Während Goethe seinen Helden auf dem Weg der Erfahrung aus ziellosem Träumerleben zu werktätiger Besonnenheit und solider Bürgerlichkeit führt, geht Heinrich von Ofterdingen gleichsam im Trancezustand den umgekehrten Weg. Je älter er wird, um so inniger bejaht er als schöpferischer Dichter die Phantasie und Kunst als das eigentliche Lebenselement. Deshalb auch wollte er in seinem

mehr Geist als Form gebliebenen, von heittrer Sprachmelodik bewegten Torso zuletzt alles poetisieren: den Menschen wie den Staat, die Religion wie die Wissenschaft. In keinem anderen Werk hat sich Novalis so ganz der inneren Betrachtung und dem luftigen Spiel der Symbolik hingegeben wie in dieser dichterischen Vision, die er nochmals ganz umschreiben und im zweiten, unvollendeten Teil zu einer faustisch-großen Allegorie erweitern wollte. Bereits stand A.W. Schlegel mit einem Berliner Verleger in Unterhandlung, um das Werk, das Novalis in Druck und Format des „Wilhelm Meister“ wunschte, bald herauszubringen, als die letzte, todliche Krankheitsphase diesen Plan zerstörte.

Zu besondrer Berühmtheit hat es im Opferdingen-Fragment das schwerverständliche Klingsohr-Märchen gebracht, das ohne Goethes „Märchen“, das 1796 in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ erschienen war, kaum entstanden wäre. Goethe selbst tritt darin unter dem Namen Klingsohr auf. Vor allem aber gilt seither die geheimnisvolle blaue Blume, deren süßer Duft die ganze Welt bezaubert, als Symbol der Romantik, die sich dadurch das Gehirn weniger vernebeln ließ als die späteren Generationen. Eine poetische Erfindung von Novalis scheint die blaue Blume übrigens nicht zu sein, denn eine alte Thüringer Sage erzählt, daß am Kyffhäuser eine Wunderblume wächst, durch die vielleicht einmal ein glücklicher Finder am St. Johannistag die Schätze der Erde zu heben vermag. Jedenfalls hat Novalis in diesem übersinnlichen Kunstmärchen dem Rationalismus und Materialismus früherer Epochen deutlich den Rücken gekehrt. Auffallend gallig hat Clemens Brentano auf den „Heinrich von Opferdingen“ reagiert. Seine Figuren hätten Fischeschwänze. Alles Fleisch sei Lachs, und es ekle ihn, in diesem dummgelehrten Bauerngeschwätz weiter zu lesen. Aber der Nachwelt wurde er bald so ehrwürdig,

daß sich Friedrich Schlegel ehrlich entriustete, als Tieck die Absicht äußerte, ihr nach dem Tod des Dichters die letzte Rundung zu geben. „Daß Ihr glaubt, der ‚Heinrich von Ofterdingen‘ müsse von fremder Hand vollendet werden, hat mich ganz außer mir gesetzt; ich gerate immer von neuem in Grimm, wenn ich darauf zurückkomme, indem es mir nicht nur unthunlich und unschicklich, sondern auch frevelhaft, abscheulich, gottlos und unheilig vorkommt. Habt Ihr denn alle Furcht und Redlichkeit verloren? Wollt Ihr Reliquien nicht mehr ehren? – Glaubt Ihr, daß solch ein Beginnen ein gutes Ende nehmen kann? ... Und nun vollends dieser Tieck! Dieser ist in allem Mechanischen dem Hardenberg so weit überlegen, daß alles, was da ist, durchaus zerstört und umgebildet werden mußte, wenn das Ganze nur einige Harmonie haben sollte. Aber was der Kern und das Wesen ist in jenem göttlichen Fragment, das liegt fern, fern ab von allem, was Tieck sagt und sagen kann.“

Wenn Heinrich Heine den lange unbekannt gebliebenen Nachlaß durchgesehen hätte, würde er für die Kunst von Novalis kaum das hubsche, aber falsche Bild gebraucht haben: „Die Muse des Novalis war ein schlankes, weißes Mädchen mit ernsthaften blauen Augen, goldenen Hyazinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen roten Muttermal an der linken Seite des Kinns.“ Denn es verging nach dem Tod des Dichters noch nahezu ein halbes Jahrhundert, bevor Novalis auch als Verfasser der Fragmente bekannt wurde. Die erste Ausgabe seiner Schriften, die Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel unter Assistenz des jüngeren Bruders des Dichters, Karl von Hardenberg, der unter dem Pseudonym Rostorf selber poetische Versuche publiziert hat, im Jahr 1802 herausgaben, enthielt in zwei schlanken Bändchen namentlich die dichterischen Werke, die Romanfragmente, die „Hymnen an die Nacht“ und die

„Geistlichen Lieder“, die in der vierten Auflage durch die „Christenheit oder Europa“ ergänzt wurden. Erst der fünften Auflage von 1846 fugte der neue Herausgeber, Eduard von Bulow, in einem dritten Band eine Auslese der Fragmente hinzu. Dann verstrich wieder ein halbes Jahrhundert, bevor die bemerkenswerte Jubiläumsausgabe (1901) von Ernst Heilborn erschien. Ihr machte der hochverdiente Wiener Professor Jakob Minor 1907 mit seiner philologisch gründlichen, vierbändigen Ausgabe erfolgreich Konkurrenz. Als Meisterleistung deutscher Philologie ließen dann die Professoren Paul Kluckhohn und Richard Samuel im Jahr 1929 eine noch umfangreichere Publikation folgen, die namentlich in der Datierung der Fragmente und in ihrer chronologischen Anordnung bis heute führend geblieben ist. Trotz dieser geduldige Kleinarbeit erfordernden Werke birgt nach der Darstellung dieser Editoren der Nachlaß auch heute noch eine Reihe von wissenschaftlichem und stilgeschichtlichem Material. Die Jugendliryk und Jugendarbeiten wurden nur bruchstückweise veröffentlicht. Zahlreiche wichtige medizinische, physikalische, geologische, chemische und bergmännische Arbeiten sind bis heute unbekannt geblieben. Ebenso harren viele unveröffentlichte Tagebücher und Briefe aus der Umgebung des Dichters noch der Verwertung. Wieviel der zweite Weltkrieg davon zerstört hat, ist vorläufig unübersehbar. Der handschriftliche Nachlaß des Dichters, der sich 130 Jahre lang im Familienarchiv von Oberwiederstedt befand, wurde am 20. Dezember 1930 im „Deutschen Lyceum Club“ zu Berlin versteigert. Ein sorgfältig bearbeitetes Verzeichnis von Richard Samuel orientierte sachkundig über die einzelnen Stücke. Der unverkaufte Teil ging an die Familie Hardenberg zurück. Viele der bedeutendsten Stücke hat die Buchhandlung Schocken in Jerusalem erworben. Die „Hymnen an die Nacht“, die geistlichen

Lieder „Es gibt so bange Zeiten“ und „Ich sehe dich in tausend Bildern“, die wahrscheinlich erste Niederschrift des Gedichts „An Tieck“ sowie die beiden Lieder „Sind wir nicht geplagte Wesen“ und „Auf grünen Bergen wird geboren“ aus dem Roman „Heinrich von Ofterdingen“ hat Martin Bodmer (Zürich) in seine Handschriftensammlung aufgenommen.

DAS ENDE

Die Heimkehr nach Weißenfels wurde zur Einkehr in das Dämmerreich der Mystik und das positiv Religiöse. Ein Freund, Hans Georg von Carlowitz, versuchte Novalis als Vertreter der Adeligen für den Landtag zu gewinnen, denn „du bist der einzige mir bekannte Mensch, dem ich zutraue, daß er eine ganze Generation erheben und die verhaßte Stimme des Egoismus und der Brutalität unterdrücken könnte.“ Aber er verzichtete sowohl auf dieses Amt wie auf das Anerbieten einer Tante, ihn mit einer vermöglichen Adeligen zu verheiraten. An seiner Stelle empfahl er ohne Erfolg den Bruder Karl. Er selber wünschte für sich nichts, als in den Salinen im Rang eines Assessors mit einem kleinen, sicheren Auskommen ehrlich seine Berufspflicht zu erfüllen, um bald heiraten zu können. Schon wagte er in einem Brief an einen Studienfreund von jenem Tag zu träumen, an dem sie an der Seite ihrer Frauen von den stürmischen, wunderbar-düsteren Zeiten reden würden, die der bürgerlichen Ruhe vorausgingen. Auch das oft gespannt gewesene Verhältnis zum Vater ging nun in eine liebevolle, gegenseitige Respektierung ihrer Berufsqualitäten über. Als Tieck den Freund einmal besuchte und im Haus des alten Hardenberg übernachtete, wurde er frühmorgens durch eine polternde Stimme geweckt. „Was ist ge-

schehen?“, fragte er den Diener. – „Nichts“, war die Antwort, „der Herr hält die Morgenandacht mit den Seinen.“

Sogar in die anfänglich sehr ungnädig aufgenommene Nachricht von der Verlobung mit der mittellosen Julie von Charpentier schien sich der patriarchalische Haus-tyrann murrend zu fügen. Der Schwiegermutter versprach die Braut, ihrem Sohn die unabwendlichen Sorgen, die ihm durch ihren „gänzlichen Mangel an Vermögen“ erwachsen würden, mit der innigsten Liebe versüßen und mit der größten Treue ertragen zu helfen. Zur Verbesserung der pekuniären Lage bewarb sich Novalis im April 1800 beim Ministerium um den Posten eines thuringischen Kreishauptmanns, und da seine Probe-schrift beifällig aufgenommen wurde, reiste er im Sommer 1800 persönlich nach Dresden, um die Angelegenheit zu beschleunigen. Bereits wurde die Wohnung eingerichtet und als Heiratstermin der August in Aussicht genommen, als sich bei Novalis neuerdings deutliche Anzeichen seiner Krankheit bemerkbar machten. Ein Brief vom 5. April 1800 enthält die prophetischen Zeilen: „Mit mir nimmt's hoffentlich bald ein fröhliches Ende. Zu Johannis gedenke ich im Paradiese zu sein!“ Methodisch und gründlich, wie Novalis in allen Arbeiten war, wollte er dennoch nichts unterlassen, das ihn auch äußerlich vorwärtsbringen konnte. Schon war das Amtspatent ausgefertigt, als er Ende August wiederum schwer erkrankte. Mit seinem Bruder Karl reiste er zum Hofarzt Dr. Stark nach Jena; kurz danach wurde er in Dresden wochenlang bettlägerig. Da ihn das Schreiben zu sehr ermüdete, las er für den Abschluß des „Heinrich von Ofterdingen“ eifrig in Geschichtsbüchern; daneben griff er oft zur Bibel und zu den Schriften von Lavater, Zinzendorf und Böhme. Anfangs September stellte sich eine Besserung ein, bis die Nachricht vom Tod seines vier-

zehnjährigen Bruders Bernhard, der sich nach Caroline Schlegel am 28. Oktober aus Angst vor den Schulaufgaben das Leben genommen hatte, erneut seinen Zustand verschlimmerte.

Wunderbar ist es, durch den Spiegel seiner Tagebücher, Briefe und Notizen sowie aus den Berichten seiner Zeitgenossen zu beobachten, wie die Erscheinung und das Wesen von Novalis während dieser Monate, in denen er fast nur noch von Milch und Vegetabilien lebte, immer engelhafter wurden. „Die Religion“, schrieb er an Just, „ist der große Orient in uns, der selten getrübt wird. Ohne sie wäre ich unglücklich.“ In allverstehender Güte begann er nun nicht allein die Krankheit zu bejahren, denn „Krankheit gehört zu den menschlichen Vergnügungen wie der Tod“, sondern auch die Menschen. „Tadle nichts Menschliches! – Alles ist gut, nur nicht für alle!“ Wie den „Lehrlingen zu Sais“ wurden ihm die Sterne bald zu Menschen, bald die Menschen zu Sternen, die Steine zu Tieren und die Wolken zu Pflanzen. Mit männlicher Tapferkeit nahm er die Last auf sich, die ihm das Schicksal zuschob. „Wähl ich nicht alle meine Schicksale seit Ewigkeiten selbst?“ Wohl stöhnte er manchmal während den Zuständen von Todesfurcht und Atemnot verzweifelt auf: „O, daß ich Märtyrersinn hätte!“ Aber er wußte: „Angst kommt vom Teufel – Mut und Freudigkeit von Gott“, und so erschloß er sich um so inniger dem Himmel, je mehr ihn die Erde zu quälen begann. Sein ganzes Leben lang hat ihn dieses Heimweh nach einer reineren Welt begleitet und ihn mit kindlichem Staunen über die Unvollkommenheit der Menschheit erfüllt. Als Lichtstrahl traf am 6. Dezember 1800 die Ernennung zum Amtshauptmann ein, die er vier Tage später mit zitternder Hand unterschrieb. –

Am 13. Januar 1801 machte sich sein Vater auf die Reise, um ihn von Dresden nach Hause zu bringen.

Etappenweise legte der Kranke die kurze Strecke nach Weißenfels in vier Tagen zurück. Caroline Schlegel, die ihn in jenen Tagen sah, berichtet, er sei nur noch ein Schatten seiner selbst gewesen, völlig erschöpft. Manchmal schlafe er während der Besuche ein und liege dann wie ein Toter unter Lebendigen. Übereinstimmend bezeugen die Freunde und Geschwister, daß er im letzten Stadium seines neunundzwanzigjährigen Lebens von unbeschreiblicher Heiterkeit und Liebesfähigkeit war. Wie der Evangelist Johannes sah er mit seinen lichtbraunen Locken und den feurig-glänzenden Augen, mit seiner klugen, fast durchsichtigen Stirne und der schlanken Junglingsgestalt aus. So anziehend war das Menschliche an ihm, daß Caroline Schlegel riet: „Sie müssen ihn sehen; wenn Sie dreißig Bücher von ihm lesen, verstehen Sie ihn nicht so gut, wie wenn Sie einmal Thee mit ihm trinken.“

Am 25. März 1801 ließ sich Novalis – nach dem Bericht von Ludwig Tieck – frühmorgens um sechs Uhr „von seinem Bruder einige Bücher reichen, um etwas nachzuschlagen; dann bestellte er sein Frühstück und sprach mit Munterkeit bis acht; gegen neun Uhr bat er seinen Bruder, ihm auf dem Klavier etwas vorzuspielen, worüber er einschlief. Friedrich Schlegel trat bald darauf in das Zimmer und fand ihn ruhig schlafen; dieser Schlaf währte bis nach zwölf Uhr, worauf er ohne die mindeste Bewegung verschied und unverändert im Tode seine gewöhnliche freundliche Miene hatte, als wenn er noch lebte.“

Das von Anton Graff ausgeführte, lebensgroße Brustbild stellt den Vater des Dichters, Freiherr Heinrich Ulrich Erasmus von Hardenberg (1738-1814) dar.

Das von unbekannter Hand gefertigte Miniaturportrat zeigt die erste Braut des Dichters, Sophie von Kuhn (1772-1797) kurz vor ihrem Tod.

INHALTSVERZEICHNIS

| | Seite |
|---------------------------------------------------------------|---------|
| DIE CHRISTENHEIT ODER EUROPA | 9-34 |
| KLEINE PROSASTÜCKE | |
| <i>Von der Begeisterung</i> | 37-38 |
| <i>Skizze einer Philosophie der Geschichte der Menschheit</i> | 39-40 |
| <i>Franz von Sickingen</i> | 40-41 |
| <i>Fabeln</i> | 41-43 |
| <i>Monolog über die Sprache</i> | 43-44 |
| <i>Dialoge 1-7</i> | 45-62 |
| DICHTERISCHE KEIME | |
| <i>Novellenentwürfe I-III</i> | 65-66 |
| <i>Poetische Plane</i> | 67-69 |
| <i>Literarische Plane</i> | 69 |
| TAGEBÜCHER | |
| <i>Der abendliche Schmaus</i> | 73-74 |
| <i>Reisejournal des Studenten</i> | 74-95 |
| <i>Tagebuchblatt aus Tennstedt</i> | 95-97 |
| <i>Notizen aus Weisensfels</i> | 97-98 |
| <i>Klarisse</i> | 98-100 |
| <i>Betrachtung aus dem Frühjahr 1791</i> | 100-101 |
| <i>Tagebuch nach Sophies Tod</i> | 101-128 |
| <i>An Erasmus</i> | 128-129 |
| <i>Fragmentarische Notizen</i> | 129-132 |
| <i>Reflexionen in Weisensfels</i> | 132-138 |
| <i>Letzte Eintragungen</i> | 139-141 |
| AUSGEWÄHLTE BRIEFE | 145-297 |
| SCHILDERUNGEN VON ZEITGENOSSEN . . | 301-317 |
| NOVALIS - EINE DARSTELLUNG SEINES LEBENS | 321-387 |

Inhalt der Gesammelten Werke :

ERSTER BAND

Hymnen an die Nacht – Geistliche Lieder
Vermischte Gedichte – Heinrich von Ofter-
dingen – Die Lehrlinge zu Sais – Register
der Gedichte

*

ZWEITER BAND

Blütenstaub – Glauben und Liebe – Philo-
sophische Studien – Namenregister

*

DRITTER BAND

Fragmente des Jahres 1798 – Freiburger
Studien – Das allgemeine Brouillon I – Sach-
register

*

VIERTER BAND

Das allgemeine Brouillon II – Fragmente
der letzten Jahre – Nachlese – Fremdwörter-
register

*

FÜNFTER BAND

Die Christenheit oder Europa – Kleine Prosa-
stücke – Dichterische Keime – Tagebücher
Ausgewählte Briefe – Schilderungen von
Zeitgenossen – Lebensbericht

Bühl-Verlag, Herrliberg-Zürich